
F.S.
EX LIBRIS
Dr H. RÖTTINGER

Gesammelte Schriften

von

Johannes Schuler,

Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechts an der Universität
zu Innsbruck, Doktor der Rechte ꝛc.

Nebst einem kurzen Lebensabrisse des Verstorbenen.

Herausgegeben

von

seinen Freunden.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Buchhandlung.
1861.

„Was heißt leben? — Vorwärts streben."

Schuler's Wahlspruch.

Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

An Schuler's Sarge.

14. October 1859.

Wir stehen hier an Deinem Sarg versammelt,
Das Auge sinkt uns, weil Dein Auge brach,
Die Thräne quillt, die bleiche Lippe stammelt
Den letzten Gruß, den letzten Dank Dir nach.

O edler Mann, was hast Du uns geboten!
Was barg die Hülle, die wir hier umsteh'n!
O welche Schätze, die mit diesem Todten
Ewig verloren nun zu Grabe geh'n!

Ein Vorwärtsstreben, sprachst Du, **ist das Leben**;
Wie hast Du treu den schönen Spruch erfüllt!
Und was Du auch errungen in dem Streben —
Nie wurde doch Dein schöner Drang gestillt.

Durch alles Wissens weite Reiche flogst Du,
Entflammtest Deinen Geist an ihrem Licht,
An aller Künste süßen Blüten sogst Du,
Und übtest Dich in jeder Menschenpflicht.

So konntest Du mit der Vollendung krönen
Die edle Bildung Deiner Menschlichkeit,
So standst Du groß im Wahren, Guten, Schönen
In unsrer Mitte — eine schöne Zeit.

Und nun! — und mußte diese Größe sterben?
Ist denn kein Trost in des Gedankens Nacht?
Sind wir nicht alle Deines Geistes Erben?
Hat nicht Dein Wort uns alle reich gemacht?

O ja! wie hast Du, keiner Bitte wehrend,
So segenspendend unter uns geweilt,
Gesellig-herzlich bald und bald belehrend
Von Deinen Schätzen freundlich ausgetheilt!

Wie hingen wir an dem beredten Munde,
Dem Herzen, das für alles Große schlug!
Wie lauschten wir der nieversiegten Kunde,
Wenn uns Dein Wort durch Raum und Zeiten trug!

Doch ach! nur Splitter sind es von dem Glanze,
Die wir in unserm Geiste aufbewahrt, —
Hier liegt versargt vor uns das große Ganze,
Wie sich kein zweites uns mehr offenbart.

Hier lieget er in Bretter eingeschlagen,
Der große, reiche Geist, das edle Herz! —
Doch — stille — dämpfe jeder seine Klagen
Und räumt die Stätte einem größern Schmerz!

Dort seh'n wir eine Trauernde sich zeigen —
Was will sie hier? — ein hohes schönes Weib!
Ihr Schmerzensantlitz mahnet uns zu schweigen,
Ihr Auge starret nach dem todten Leib.

Schon nahet sie mit irrem Fuß der Bahre,
Sie stehet schweigend in der Kläger Kreis,
Den Kranz zerrissen in dem losen Haare
Von Alpenrosen und von Edelweiß.

So ringt die Mutter an des Sohnes Leiche,
Des Sohn's, der ihre einz'ge Hoffnung war,
Wie hier das Weib, das schöne schmerzenreiche
Sich jammernd senket zu der Todtenbahr'.

Ihr Auge hängt an ihm, das liebefeuchte,
Sie ruft: „Mich lasset klagen an dem Grab!
„Mir waren diese Augen eine Leuchte,
„Und dieser Arm war meiner Armuth Stab.

„Stumm ist der Mund, der frei für mich gesprochen,
„Starr ist die Hand, die treu mein Amt geübt,
„Und ach das Herz, das edle Herz gebrochen,
„Das mich so warm, so innigtief geliebt!

„An mir vor Allen hat dieß Herz gehangen,
„Er hat's am Besten stets mit mir gemeint;
„Nun sind dem Aug' die Thränen ausgegangen,
„Die es so treu um mein Geschick geweint!"

Sie küßt den Mund, die Augen und die Hände,
Sie sinket hin in übergroßem Schmerz,
Und legt als Dank und letzte Liebesspende
Die letzten Rosen auf sein treues Herz.

Nun wendet sie ihr edles Angesichte,
Und geht — den Blick voll Schmerz auf uns gewandt. —
Du schwebe auf, Verklärter, nun zum Lichte!
Dich schütze Gott, verwaistes Vaterland!

Schuler's Leben.

Johannes Schuler wurde geboren am 11. Dezember 1800 zu Matrei, wo sein Vater Marktrichter war. Bald darauf aber wurde dieser als Professor des römischen und Kirchenrechtes nach Innsbruck berufen, woselbst im Jahre 1803 seine Gattin in der schönsten Blüte der Jugend starb und den noch nicht dreijährigen Knaben nebst einem jüngern Schwesterchen dem trauernden Vater hinterließ. Dieser Todesfall zerstörte das glücklichste Familienleben, stürzte den Vater in tiefe Schwermuth und bestimmte so den Großvater mütterlicherseits, Johann Probst, die beiden verwaisten Kinder, welche weiblicher Pflege noch dringend bedurften, bis auf weiteres in sein Haus aufzunehmen. Das jüngere Schwesterchen folgte bald der Mutter nach, und so blieb der zarte, geistig früh entwickelte Johannes der Liebling des Großvaters, der sich lange nicht entschließen konnte, ihn dem Vater zurückzugeben. Bei Aufhebung der Universität im Jahre 1810 nahm ihn jedoch der Vater, der sich auch um diese Zeit zum zweiten Male verehelichte, mit sich nach Salzburg, wo er ernstlich seine Studien begann, und indem er stets einen Kreis von talentvollen Mitschülern um sich sammelte, schon frühzeitig die bis ans Lebensende ihm eigenthümliche Neigung zeigte, durch lebendige Mittheilung und gemeinsames Streben eigene und fremde Bildung zu fördern. Daß noch jetzt die wenigen Ueberlebenden jenes kleinen Kreises, obgleich seit jener Zeit keine Verbindung mehr zwischen ihnen bestand, in inniger Liebe und anhänglicher Verehrung seiner gedenken, zeigte ein in der Salzburger Zeitung erschie-

nener Nachruf. Hinwider blieb auch ihm Salzburg und die Erinnerung an die dort verbrachte Studienzeit stets theuer, und er schrieb nach Jahren an einen Freund: — — „Ich habe jene schöne Zeit, die nie wiederkehrt, die der jugendlich geistigen Entwicklung in Salzburg verlebt und dort die reinste Poesie des Lebens genossen.“ — — Während seine Geistesgaben seine Jahre überflügelnd sich entfalteten, suchte der wachsam sorgende Vater ihm Gelegenheit zur gleichmäßigen Ausbildung jeder aufkeimenden Anlage zu bieten, vor Allem aber tiefe Religiosität und Liebe zur Heimat dem jungen Herzen einzupflanzen.

Sechs Jahre verlebte er so in Salzburg, bis die Zeitverhältnisse dem sehnsüchtigen Wunsche des Vaters Erfüllung brachten und ihn in die Heimat zu dem ihm so lieb gewordenen frühern Wirkungskreis zurückführten. Auch der Sohn folgte ihm mit Freuden und bald fand er auch hier, was er in Salzburg verlassen, jugendlich theilnehmende Freunde, die sich mit ihm zu einer Gesellschaft vereinigten, welche (wie die noch vorhandenen Aufsätze beweisen), weit entfernt von der geargwöhnten politischen Tendenz, nur sehr unschuldige, ästhetische Zwecke verfolgte. Nach Beendigung der philosophischen Studien entschloß er sich, wohl mehr dem Wunsche des Vaters als eigener Neigung folgend, das Jus als Fachstudium zu wählen und die Universität in Wien zu besuchen, wohin er sich im Herbst 1820 begab. Dieser Schritt hatte den wichtigsten Einfluß; denn der leicht erregbare Jüngling mußte von den Kunstgenüssen, welche die Hauptstadt darbot, mächtig ergriffen und zu ganz neuen, dem beschränkten frühern Lebenskreise fernliegenden Anschauungen gereift werden. Mochte auch allerdings die Hingebung an solche Lieblingsneigungen für den Augenblick das gewählte Fachstudium beeinträchtigen, so erwuchs ihm daraus doch ein großer dauernder Gewinn allseitiger Durchbildung.

Zufällig befand sich unter den Empfehlungsbriefen, die er nach Wien brachte, auch ein an den Gesangslehrer Tomaselli gerichteter. In diesem Hause traf er viele Schauspieler, deren Umgang ihn bald fesselte. Schon zu Hause auf Privatbühnen hatte man sein Darstellungstalent gerühmt; es fand auch in diesem Kreise Anerkennung und Ermunterung.

Mehr und mehr entfremdete er sich seinen bisherigen Lebensplänen und verschiedene, mitunter abenteuerliche Projekte wurden erdacht und

wieder verworfen. Am längsten und mit Vorliebe festgehalten ward der Gedanke, sich ganz der Bühne zu widmen. Dieser steten Aufregung nebst den schädlichen örtlichen Einflüssen konnte seine zarte Gesundheit nicht lange widerstehen und im zweiten Jahre seines Wieneraufenthaltes befiel ihn eine bedenkliche Krankheit.

Der Vater, Ernst und Gründlichkeit auf's Höchste schätzend und keinen andern Ehrgeiz kennend, als den, daß die reiche Begabung des Sohnes dereinst zum Nutzen und zur Zierde der Heimat dienen sollte — am liebsten gleich ihm selbst in der Wirksamkeit des Lehramtes — blickte mit Besorgniß und Mißvergnügen auf die Wandlung des Sohnes und berief ihn zurück. Dieser gehorchte, nicht mit leichtem Herzen. Zu jener Zeit machte ein Besuch in St. Florian einen Gedanken in ihm rege, der nach und nach zum Entschluß reifte. Es ist leicht erklärlich, daß der Widerwille gegen seine Berufsstudien, die Unmöglichkeit, den ihm zusagenden Beschäftigungen sich hinzugeben, der Wechsel, welcher in dieser Beziehung mit der Rückkehr nach Innsbruck ihm bevorstand, die Herabstimmung durch körperliche Leiden und zum Uebermaß noch der Widerstreit der Verhältnisse gegen eine langgehegte innige Neigung ihm das beschaulich stille, nur Gott und der Wissenschaft geweihte Leben in dieser Abtei, wo in reichster Fülle alle Hilfsmittel zu geistiger Ausbildung und Beschäftigung geboten sind, und jeder Einzelne sich voller Freiheit in der Wahl solcher Beschäftigung erfreute, als das Wünschenswertheste erscheinen ließ. Hier sollte sein Geist zugleich Freiheit, Nahrung und Ruhe finden. Dazu kam noch der Gedanke, durch die Wahl dieses Berufes den Vater zu erfreuen. In Salzburg abermals gefährlich erkrankt, kehrte er im September 1822 nach Innsbruck zurück, und nahm seinen Aufenthalt im Gnadenwalde, unterhalb Hall, um seine Gesundheit zu stärken und sich zum Eintritt in's Kloster vorzubereiten.

Der Vater wünschte, er möchte statt St. Florian ein tirolisches Kloster wählen; er bestimmte sich für Fiecht, wo er freundliche Aufnahme fand.

Um darzuthun, wie grundlos die Gerüchte über sein Leben im Kloster, sowie über die heimliche Entfernung daraus waren, folgen hier zwei Briefe, deren erster seine Stimmung beim Eintritt, der andere die Gründe des Austrittes andeutet.

An Professor Mayer in Salzburg.

15. November 1822.

Am Tage Allerheiligen habe ich das Ordenskleid und mit ihm den Namen Innocenz erhalten. Ich lebe nun über drei Wochen im Kloster und kann aufrichtig gestehen, daß ich im Ganzen zufrieden und vergnügt bin. Kämpfen gegen Weltlust und Hochmuth ist überall das tägliche Geschäft eines Christen und bis jetzt hat mir der Herr den Kampf im Kloster nicht erschwert; im Gegentheile fühle ich, wie sehr diese ruhige, nur dem Studium und dem Gebete geweihte Lebensweise wohlthätig auf meinen Seelenfrieden wirkt. Ich läugne dabei nicht, daß manchmal die Sehnsucht nach einem bewegteren Leben und Schatten früherer Träume von Ehrgeiz und Thätigkeit in mir erwachen, aber es wird mir, Gott sei Dank, nicht allzuschwer, diese Bewegungen, die gleichsam nur Nachwallungen vergangener Stürme sind, zur Ruhe zu sprechen. Mit dem größten Danke muß ich es aber auch dem Stifte nachrühmen, daß ich äußerst gütig behandelt werde, und für meine schwache Gesundheit einer Pflege genieße, wie ich sie nicht erwartet habe und zu Hause nicht besser genießen würde. Man schränkt mich gar nicht ein, und wenn ich mich nur nützlich beschäftige, werde ich gar nicht gefragt, womit ich meine Zeit zubringe. Ich kann also ungestört meinen philologischen und historischen Lieblingsgegenständen nachhängen, was für mich ein großer Trost ist. Mit Ascese werde ich zu meiner Freude auch nicht überladen; denn so sehr ich ein inniges Gebet und eine vernünftige Meditation schätze, ebenso, wenn nicht unmöglich, doch widerlich wäre es mir, mit einem oder beiden halbe oder ganze Tage zubringen zu müssen. Ich glaube, Sie werden mich um dieser Aeußerung willen gewiß nicht für einen lauen Christen halten, sondern daß Sie vielleicht mit mir einverstanden sind, je wärmer und inniger die Erhebung des Gemüthes zu Gott, um so weniger lasse sie sich nach den Schwingungen des Uhrpendels ausdehnen oder abschneiden. Immerhin hat das Klosterleben im Anfange etwas Ungewohntes und Fremdartiges; hat man sich aber einmal das Auffallendste, und dieß ist in kurzer Zeit, angewöhnt, so hat der Aufenthalt in einem solchen für einen lebensmüden und wissensdurstigen Mann sehr viel Anziehendes, besonders wenn man nach mühsam durchmessener Bahn noch einige freie Tage beschwerde- und kummerlos zu durchleben wünscht, um den Schweiß

von der ehrenvoll gefurchten Stirne zu trocknen und mit heiterem Blick auf die durchlaufenen Stadien zurückzusehen. Mich wundert es nicht, daß oft die größten Geschäftsmänner in ihren ältern Tagen die Geschäfte kräftigern Führern überließen und in einem Kloster Zufriedenheit und Muße zur Vorbereitung für die bevorstehende Reise suchten. Wahrlich, es gibt nichts Schöneres, als ein Kloster, dessen Glieder durch das allgemeine Band der Religiosität verbunden, durch Liebe zu einander und zu den Wissenschaften noch enger verkettet, Gott ein wohlgefälliges, den Menschen ein nützliches und nachahmungswürdiges Schauspiel darbieten. Allein lassen Sie uns auch aufrichtig gestehen, daß dieses Schauspiel eben so selten als schön ist. Ich habe diesen Phönix noch nicht gesehen!

Was meine Gesundheit betrifft, so ist dieselbe noch immer sehr schwankend; es ist wirklich noch zweifelhaft, ob der Hafen, in den mein Schifflein einlaufen wird, Genesung oder Grab heißen wird. In keinem Falle darf ich fürchten, auf eine Sandbank zu gerathen, denn auch im zweiten wohnt Genesung.

An Enk in Wien.

14. Dezember 1822.

Als ich Deinen letzten Brief erhielt, habe ich die erste und einzige Freude genossen, die mir bisher zu Theil wurde. Ich habe eine Freudenthräne vergossen und denselben Tag Gott inbrünstig gebeten, er möchte Dich mir erhalten. Erst wenn das Gemüth an allen andern Schätzen verarmt ist, zeigt sich der Werth der Freundschaft in seiner ganzen Größe. Mein einziger Lieblingsgedanke, mit dem ich mich stundenlang beschäftige, ist die Hoffnung, Dich das Jahr hinüber zu sehen. Wenn nicht früher, so komme ich bis dahin gewiß nach Wien. Dein Brief hat mich erschüttert, allein meinen Entschluß zu bleiben nicht wankend gemacht. Ich legte alle Deine Gründe in die eine Wagschale, ja auch dazu meine eigene volle Ueberzeugung, daß das Leben im Kloster ein ewiger Kampf sein werde zwischen der Pflicht meines Standes und dem Höherstreben meines Geistes, daß dieses Kloster durch seine Verhältnisse am wenigsten geeignet sei, dieses Mißverhältniß aufzulösen: und in die andere Wagschale legte ich das graue Haupt meines Vaters — und ich blieb. Ich habe gefühlt, wie schwer der Zorn eines Vaters auf

dem Bewußtsein lastet, und ich will lieber mit freiem Bewußtsein alles andern Lebensglückes entbehren, als mit belastetem alle Bedingungen eines frohen Daseins genießen. Es gibt also nur einen Weg für mich aus meinem gegenwärtigen Aufenthalte; ihn zu öffnen vermag nur mein Vater, und der wird es nie, weil ich mich scheue, ihm meine Wünsche zu entdecken. Der einzige Trost, dessen ich mich erfreue, ist die Möglichkeit, bald nach vollendeten Studien eine Professur oder eine andere angemessene Beschäftigung, außer dem Kloster, zu erhalten. Ungegründet, mein lieber Enk! scheint mir Deine Besorgniß für das Wohl meiner Seele. Ich bin fest entschlossen, alle Pflichten meines Standes gewissenhaft zu erfüllen; daß ich die Welt kenne, soll mich daran nicht hindern; ja ich glaube nach meiner bisherigen Erfahrung, es wird meine Pflichterfüllung nicht einmal erschweren. Eher besorge ich ein Anderes: es möchte endlich mein Gemüth, durch viele Kämpfe und mühsame Emporringung ermattet, zur Dumpfheit herabsinken und sich dem gewöhnlichen Klosterschlendrian anschmiegen. Was mir aber unser Herr Gott an Seelenleiden auflegte, das ersetzt er mir zum Theil durch Hinwegnahme meiner körperlichen Krankheit. Vor drei Wochen hätte ich wenig auf meine Genesung gesetzt, und jetzt bin ich vollkommen wohl.

Aus diesen Briefen ist die Ueberspannung ersichtlich, welche ihn damals beherrschte, aber unmöglich lange Stand halten konnte. Es war ja doch nicht unmöglich, die Einwilligung des Vaters zu gewinnen, die Flügelschläge seiner Seele wurden immer mächtiger und freier. Nur noch kurze Zeit dauerte jener heimliche Kampf; da verließ er eines Abends das Kloster und fuhr nach Zell, um die ihm und dem Vater gleich innig befreundete Familie v. Lürzer zu besuchen. Diesen theilnehmenden Freunden öffnete er sein Herz und kehrte gegen Morgen, durch ihren Rath und Trost erleichtert, in's Stift zurück. Frau v. Lürzer, welche ihn fast wie ihre eigenen Söhne liebte, zögerte nicht, dem Vater Mittheilung zu machen. Dieser war gleich bereit, den Sohn zurückzurufen; denn er hatte, obgleich er persönlich allerdings den Stand des Priesters über Alles hochhielt und verehrte, doch stets gezweifelt, daß sein Sohn dazu berufen sei, und sich von Anfang an dieser Angelegenheit ferne, eher ab- als zurathend gehalten. Auch der

Prälat, einsichtig und wohlwollend, nahm sich seiner in dieser etwas peinlichen Lage an und führte ihn selbst ins Elternhaus zurück. Stets gedachte Schuler mit Dankbarkeit der Behandlung im Kloster.

Nach Innsbruck zurückgekehrt, begann er wieder mit Eifer sich den unterbrochenen juridischen Studien zuzuwenden, nach deren Vollendung er zu Padua graduirte. Sein Wunsch und Streben war auf eine Professur gerichtet: er stieß aber überall auf Hindernisse, die ihm endlich durch die vertrauliche Mittheilung erklärlich wurden, daß eine bestimmte Weisung vorhanden sei, ihm niemals ein Lehramt zu übertragen; denn man konnte nicht glauben, daß eine Verbindung, zum Zwecke gemeinsamer wissenschaftlicher Ausbildung gegründet, nicht auch staatsgefährliche Pläne verfolgen sollte. Dieses höchst ungerechte Mißtrauen zwang ihn, einem Wunsche zu entsagen, der ihm durch eine seltsame Fügung viele Jahre später dennoch erfüllt werden sollte. Da ihm dieser Weg verschlossen war, suchte und fand er die Aufnahme als Practicant beim Gubernium.

Während so der Lauf seines Lebens in eine wenigstens äußerlich ruhige, beschränkte Bahn einlenkte, wohl sehr entfernt von dem, was seinen jugendlichen Träumen einst vorgeschwebt haben mochte, wurde ihm doch die Befriedigung zu Theil, Freunde zu haben, die in warmer Liebe und zu höherm Streben fest mit ihm verbunden waren. Die Frucht dieser Vereinigung sind die „Alpenblumen aus Tirol", zu welchen gleich nach seinem Austritt aus dem Kloster im Juli 1823 der Plan gefaßt, aber erst später ausgeführt wurde.

Hier dürfte es zur Würdigung der Verdienste Schuler's nöthig sein, einige Worte über den Boden zu sprechen, auf den er sein junges Reis pflanzte. Derselbe war völlig brach gelegen. Der großartige Aufschwung deutschen Geisteslebens in der zweiten Hälfte des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts hatte sich auf Tirol nicht erstreckt. Der Sinn seiner Bewohner, wegen der eingenthümlichen Bodenverhältnisse ohnehin, wie Schuler selbst in einem unten folgenden Briefe sich ausdrückt, mehr dem Nützlichen und Starken zugewendet, und nun vollends durch die vorhergegangenen Kriege und all den Druck und die Noth, die selbe im Gefolge hatten, noch mehr ernüchtert, gehärtet und auf die nächsten Bedürfnisse beschränkt, war noch nicht empfindsam geworden für die mächtigen Schwingungen eines idealen Strebens, dessen Zwecke

zwar die höchsten sind, aber nicht als die nächsten erschienen. Der Tirolerbote, damals die einzige periodische Druckschrift, beschränkte seine Spalten auf die Veröffentlichung politischer Nachrichten, amtlicher Kundmachungen und gemeinnütziger Aufsätze, und nirgends im Lande machte sich ein Bedürfniß bemerkbar, anderes zu denken, zu schreiben und zu lesen.

Aber der gewaltige Strom des deutschen Bildungsganges, der sich in tausend Bächen durch das Reich ergoß, war zu mächtig, um nicht auch die Dämme der riesigen Berge zu durchbrechen, welche Tirol von seinem Mutterlande scheiden. Ein Kreis junger Männer hatte an der belebenden Quelle getrunken und sich daran begeistert; unter sie trat Schuler und sein feuriger, strebsamer, für alles Große, Schöne und Edle empfänglicher Geist blieb fortan der leitende Mittelpunkt für die jugendliche Genossenschaft. Dazu befähigte ihn besonders ein Vorzug seiner Bildung, welcher dieselbe in steter Steigerung bis an sein Lebensende auszeichnete, nämlich die Universalität seines Strebens und Wissens. Auf das Gründlichste mit dem Studium der Philosophie, Geschichte, Länder- und Völkerkunde, den Staatswissenschaften und der schönen Literatur sich beschäftigend, blieb er in fortlaufendem Verkehr mit allen übrigen Wissenschaften, so daß er, ohne in ein encyklopädisches Wissen zu zerfahren, im Gegentheil seine Kenntnisse in den Fachwissenschaften, durch die Aufnahme all' der Fäden, die von ihnen aus in andere Gebiete fortlaufen, ergänzen und dadurch zu einer organischen Gründlichkeit und Tiefe allgemeiner Weltanschauung gelangen konnte.

Die Verbindung dieses Mannes mit andern gleichstrebenden auf einem bisher so wenig bebauten Boden war von weitgreifender Bedeutung und ihr Erfolg ist nicht mit dem Leben dieser Männer abgeschlossen. Die Keime aller geistigen Blüthen und edlern Früchte unseres Landes sind aus dem Samen entsprungen, den sie ausstreuten, haben ihre erste Nahrung aus dem Boden gesogen, den sie für dieselben eroberten und unter manchen Kämpfen und Schwierigkeiten pflügten. Unter den vielen Verdiensten Schuler's um sein Heimatland bezeichnen wir dieses als das erste und als eines der bedeutendsten; denn, abgesehen von den Vortheilen, die es der geistigen Entwicklung des Landes brachte, war es auch geeignet, die geistige Verbindung desselben mit den deutschen Bruderländern wiederherzustellen.

Wohl war manches Werk der bildenden Kunst aus Tirol hinausgewandert und hatte Zeugniß abgelegt von dem edeln Sinne des Tirolervolkes, und tausend glorreiche Thaten freier Männer leuchteten sogar den deutschen Brüdern als die ersten Feuerzeichen von den Tirolerbergen entgegen, sie zu mahnen und zu leiten zu gleich kühner Befreiung; aber seit dem Mittelalter war kein Ton aus den Wäldern Tirols mehr im Reiche erklungen, kein Wort der geistigen Verständigung, der Theilnahme an den idealen Befreiungskämpfen des Mutterlandes hatte uns als mitstrebende Brüder bekundet. Und voranleuchtend in der That, schien Tirol in geistiger Beziehung zurückgeblieben.

Da, wie die erste Schwalbe im Lenze, erschienen, ein Bote des neuen geistigen Frühlings, „die Alpenblumen aus Tirol", ein Album mit Beiträgen von Johannes Schuler *), Beda Weber, Hermannsthal, Tschabuschnigg, Eduard Silesius, Streiter, Lertha, Pius Zingerle u. a. Es war die erste periodische belletristische Druckschrift, die in Tirol herausgegeben wurde. Schuler schreibt selbst 1829 in einer Einladung an Flir, damals Mediziner in Wien und ihm noch unbekannt, bescheiden genug:

— — — Bei dem aufrichtigen Wunsche, den ich hege, alle bessern Köpfe unseres Vaterlandes zu einem gemeinsamen Streben zu vereinigen, werden Sie es mir nicht verargen, daß ich mich unbekannter Weise an Sie wende, um Sie zur Theilnahme an dem vaterländischen Taschenbuche: Alpenblumen aus Tirol, einzuladen. Mein aufrichtigster Wunsch ist es, dieses Taschenbuch immer gehaltvoller zu machen und es einer höhern Stufe künstlerischer Vollendung zuzuführen, da es bisher der einzige Weihaltar für diejenigen ist, welche den heimischen Musen opfern wollen; ich setze daher in jedem Tiroler, der Lust und Geschick dazu hat, jene Theilnahme für dieses Unternehmen voraus, die ich selbst empfinde, um so mehr, als es jedem Freunde unseres Vaterlandes ziemlich einleuchtend sein muß, daß wir bisher mehr dem Nützlichen und Starken, als dem Schönen und Wahren einseitig nachgestrebt haben. Dabei bitte ich aber mich nicht zu mißverstehen und zu glauben, als erwarte ich von einem Taschenbuche oder einer einzelnen poetischen Arbeit besondere Früchte oder gar alles Heil für die höhere Cultur

*) Schuler's Beiträge sind unterzeichnet mit Johannes J.

unseres Landes, sondern ich glaube nur, daß einmal ein Anfang gemacht werden, und ein gemeinsamer Mittelpunkt für die zerstreuten geistigen Bestrebungen Einzelner geboten werden mußte, und daß dieser gerade am nächsten und bequemsten lag. — — —

Leider fand das Unternehmen im Publikum nicht jene Theilnahme und Unterstützung, die dasselbe verdiente, und so kam es, daß das Album nur drei Jahrgänge erlebte, was um so mehr zu beklagen ist, als mit der Zunahme der Empfänglichkeit des Publikums für ideale Genüsse auch der Werth dieser Schriften mehr und mehr erkannt wurde, und dieselben jetzt noch gerne gelesen werden.

Doch fanden die Bücher auch in weitern Kreisen einige Verbreitung und zwangen selbst dem greisen Altmeister der deutschen Dichtung in Weimar ein Wort rühmender Anerkennung ab.

Bevor wir uns zu den Beiträgen wenden, die Schuler zu dem Album spendete und die wohl die bedeutendsten der Sammlung sind, wird es am Platze sein, einiges über seine poetische Befähigung im allgemeinen zu sprechen. Wie die Blüthe der Frucht, ging auch in Schuler's Entwicklungsleben die poetische Schöpfung dem praktischen Wirken voran. Schuler's Talent war mehr ein empfangendes, als ein zeugendes; wenn nicht vielmehr bei der Schärfe seines Verstandes, der Lebendigkeit seiner Einbildungskraft, der Fülle seines schönen Gemüthes und seinem angebornen Schönheitssinne, Eigenschaften, die ja das Wesen des Dichters ausmachen, anzunehmen ist, daß ihm gerade die übersprudelnde Hast und Gier, mit der er Alles, was seine geistige Bildung fördern konnte, aufnahm, Zeit und Kraft zur Schöpfung raubte. Daß er wahrhaft Schönes und Gediegenes schaffen konnte, bezeugen seine poetischen Leistungen, die den gebornen Dichter bekunden, wenn auch ihrer nicht viele sind, und sein für die Wissenschaft glühender und bald auf das Praktische besonders gewendeter Geist sofort andere Bahnen verfolgte. Sein richtiger Takt hielt ihn von der Lyrik fern, auf deren Gebiete er sich nur in der ersten Jugend, jedenfalls vor seinem 20. Lebensjahre versuchte, und leitete ihn auf das Feld der epischen Dichtung.

Und hier war es wieder die Novelle, die er mit dem bedeutendsten Erfolge, mit Meisterschaft zu behandeln wußte. Dahin gehörig finden wir in den „Alpenblumen" von seiner Hand die Novelle: „Liebeswahnsinn" und die Sage „die Teufelsburg."

Sie bekunden neben vollendeter Formgewandtheit einen tiefen Einblick in das menschliche Seelenleben und eine gewandte Sicherheit in der Conception und künstlerischen Abrundung der geschilderten Scenen zu einem poetischen Ganzen.

Die bedeutendste seiner Novellen jedoch ist „Jakob Steiner" (1828). Sie behandelt das Leben und die Schicksale des kunstreichen Geigenmachers aus Absam und ist mit einer poetischen Wärme geschrieben und einer Sorgfalt ausgeführt, daß sie mit Recht eine Perle der deutschen Novellistik genannt werden kann. Neben der spannenden Entwicklung und der trefflichen Färbung in den Schilderungen wirkt besonders wohlthuend die liebevolle, lebenswarme Zeichnung des ehrlichen deutschen Wesens und der gemüthvollen deutschen Art gegenüber der grellen Leidenschaftlichkeit des Südens. Der Jüngling Jakob Steiner ist der wahre Repräsentant des deutschen Bürgerthums. Emsig seinem Gewerbe ergeben, das er durch sein Talent zur Kunst steigert, ist er voll Ehrfurcht und Anhänglichkeit an seinen Meister, blöde gegenüber den welschen Ränken, treu in seiner Liebe und gewissenhaft in allem. Sein Bild, wie es Schuler gezeichnet, lebt fort im Andenken des Volkes.

Von seinen andern poetischen Werken nennen wir noch ein von ihm gedichtetes, und wie es scheint, verloren gegangenes Lustspiel „die Grundsätze" aus dem Jahre 1823, eine äußerst gediegene Uebersetzung aus dem Englischen des Thomas Moore: „der Epikuräer", in der Wagner'schen Buchhandlung 1828 herausgegeben, und aus späterer Zeit (1834) den Text zur Oper von Schindelmeißner „die 10 glücklichen Tage." Dieses letztere Produkt ausgenommen hatte er mit seiner poetischen Thätigkeit bereits vor dem Jahre 1830 abgeschlossen.

Ein um diese Zeit gefaßter und mit Vorliebe gehegter Plan zur Gründung eines literarischen Blattes mußte aufgegeben werden. Bitter beklagt er sich in seinen Briefen aus jenen Jahren, bei aller Neigung und dem Bewußtsein, Besseres wirken zu können, von elenden Censur-Rücksichten sich überall gelähmt und zu einem höchst mittelmäßigen Standpunkt verurtheilt zu sehen.

So übernahm er, um doch einigermaßen für die Oeffentlichkeit thätig zu sein, im Jahre 1828 die Redaktion des „Tirolerbothen", die er lange Zeit fortführte. Hatte er nun auch den geringen äußern

Erfolg seines ästhetischen Wirkens zu beklagen, so zog er doch dadurch die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf seine wissenschaftlichen Kenntnisse und sein Verständniß für die Kunst. Noch im selben Jahre wurde er mittelst Landes-Präsidial-Dekretes vom 31. Dezember 1828 vom damaligen Gouverneur Grafen Wilczek in Berücksichtigung seiner „ausgezeichneten Kenntnisse im Gebiete der dramatischen Literatur, seines richtigen Geschmackes und regen Sinnes für die Kunst" in die Theater-Commission zur Aufnahme der Bühne und zur Verbesserung ihres Zustandes berufen.

Um diese Zeit ward ihm auch, was er selbst für das schönste Glück des Lebens erklärte, ein eigener Herd, um den ein liebendes Weib waltet, und als er bald darauf Gelegenheit hatte, seine bisherige Wirksamkeit mit einer andern, wenngleich bescheidenen, aber doch ein gesichertes Auskommen und verhältnißmäßige Unabhängigkeit und Muße gewährenden Stelle zu vertauschen, fühlte er sich so zufrieden, daß er schrieb, er wünsche nur Dauer, nicht Vermehrung seines Glückes. Er hatte sich nämlich am 14. März 1831 um die mit einem Jahresgehalte von 900 fl. CM. verbundene ständische Archivarstelle mit 9 andern Bewerbern in Competenz gesetzt, welche ihm auch mit Beschluß des ständischen großen Ausschußkongresses vom 27. April 1831 Z. 800 in Anbetracht seiner „durch die vollgiltigsten Zeugnisse bewährten wissenschaftlichen Bildung, historischen und Sprachkenntnisse und der Gewandtheit in schriftlichen Aufsätzen" verliehen wurde. In dieser Eigenschaft diente er bis zum Jahre 1848 — durch mehr als 17 Jahre — bei den tirolischen Ständen, und hatte während dieser Zeit nicht nur die mit seiner eigentlichen Stellung als Archivar verbundenen Geschäfte zu besorgen, sondern auch beim ständischen Sekretariate namentlich während der Zeit der ständischen Ausschußkongresse Aushilfe zu leisten. Sehr viele geistvolle Berichte und Noten an den Thron und an die Behörden während dieser Zeit sind von Schuler's Hand. Hier hatte er besonders Gelegenheit, sich über das Land und seine Bewohner, die Verhältnisse und Bedürfnisse desselben eine Fülle von Kenntnissen zu erwerben, die ihn bis zu seinem Tode vor allen Männern Tirols auszeichnete und ihm das Vertrauen der Regierung ebensowol als seiner Mitbürger erwarb, das sich denn auch später in den ehrenvollsten Berufungen bethätigte.

Es läßt sich von seinem Wissensdrange und Streben erwarten, daß er mittlerweile auf seine wissenschaftliche und künstlerische Fortbildung auf das emsigste bedacht war.

Seine Lust sich zu unterrichten veranlaßte ihn, mit den größten Geldopfern sich alle bedeutenderen Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen, sowie auch zum großen Theile der englischen, französischen und italienischen schönen und wissenschaftlichen Literatur zu verschaffen, wodurch sich nach und nach eine Bibliothek bildete, von deren Bedeutung für seine Umgebung wir später sprechen werden.

So eignete er sich einerseits auf allen Gebieten der Wissenschaft den reichhaltigsten Stoff an, der ihm bei seinem staunenswerthen Gedächtnisse unverkürzt bis zu seinem Todestage haften blieb, und vervollkommte sich zugleich formell in der Kenntniß der genannten modernen Sprachen.

Insbesondere beschäftigte er sich mit der englischen, deren Literatur er überaus hochhielt und verehrte und seinen Freunden zu gemeinschaftlicher Lektüre empfahl. Er ward auch zum beständigen Dolmetscher für diese Sprache mittelst Dekretes des Appellations- und Kriminalgerichts vom 3. März 1845 von amtswegen ernannt und in selbiger Eigenschaft beeidigt.

Nebenher ging seine musikalische Ausbildung, die ihn besonders auf theoretischem Gebiete so weit förderte, daß er im Jahre 1834 zum Direktor des Musikvereins der Stadt einstimmig erwählt wurde, nachdem er bereits diese Stelle seit einiger Zeit provisorisch und (wie das betreffende Dekret sagt) „mit einem Eifer und in einer Art führte, welche nicht nur seinen tiefen Kunstsinn beurkunden, sondern auch die Anstalt zu schönen Hoffnungen berechtigen."

Eine wichtigere Sphäre seiner Wirksamkeit eröffnete sich ihm ebenfalls um diese Zeit, nämlich seine segensreiche Theilnahme an Gemeinde-Angelegenheiten. Zum Mitglied der Direktion des städtischen Armenwesens ernannt, erhielt er bald darauf, am 28. August 1834, „in Folge der von ihm ausgedrückten menschenfreundlichen Bereitwilligkeit zur Beförderung des wohlthätigen und gemeinnützigen Institutes der mit der ersten österreichischen Sparkasse vereinigten allgemeinen Versorgungs-

anstalt mitwirken zu wollen", von der Administration derselben das schönausgestattete Ehrendiplom. Ebenso fühlte sich der damalige Bürgermeister Maurer vor seinem Austritte aus dem Amte im Jahre 1837 bewogen, an Schuler wegen „der bei der Organisirung des städtischen Armenwesens, vorzüglich aber bei der Redaction der Statuten dieses Institutes geleisteten wesentlichen Hilfe und erfolgreichen Bereitwilligkeit, sich den an ihn gestellten Anforderungen zum öffentlichen Wohle zu unterziehen", schriftlich die Anerkennung für dessen Leistungen, und seinen, sowie der Stadtgemeinde schuldigen Dank auszusprechen. Später sollte sich seine Bereitwilligkeit und Tüchtigkeit in Besorgung von Gemeinde-Angelegenheiten in einem erweiterten und höhern Wirkungskreise bewähren.

Wenn wir hier die Schilderung seiner Berufs- und öffentlichen Thätigkeit auf kurze Zeit unterbrechen, so geschieht es, um einer andern höchst schätzbaren Seite seines Wesens in kurzen Zügen zu erwähnen, die sich besonders seit der Gründung seines häuslichen Herdes auf das schönste entfaltete, nemlich seines geselligen Talentes und seiner Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit im persönlichen Verkehre. Wie später in Gemeindeangelegenheiten, so sollte es auch im geselligen Leben scheinen, daß nichts unternommen und ausgeführt wurde, ohne Schuler als Rathgeber und Leiter heranzuziehen. Seine Gattin stand ihm hierin mit ihrem Talente zur geselligen Hausfrau treu zur Seite und beide im Vereine förderten eine auf edle und humane Genüsse bedachte Geselligkeit auf eine so hohe Stufe, wie man sie lange vorher in Innsbruck nicht gekannt und auch nachher nicht wieder zu beleben wußte.

Sein organisatorisches Talent bewährte sich auch hier im Spiele, so wie sonst im Ernst des Lebens. Wofür ihm die Anordnung übertragen wurde, dessen Gelingen war verbürgt. So ward ihm bereits im Jahre 1830 laut Landespräsidial-Dekretes vom 24. Mai j. J. der verbindliche Dank des Landesgouverneurs Grafen Wilczek und der Beifall der Landesstelle für seine Leitung einer Reihe theatralischer Vorstellungen schriftlich ausgedrückt, welche von Kunstfreunden zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet worden, und „zu deren glänzendem Erfolg sein Eifer, seine Einsicht und sein Geschmack wesentlich beigetragen hatten."

Für die mühevolle Besorgung und die mit dem besten Erfolge belohnte Leitung der Anstalten zu dem großen Festmahle von 170 Gedecken und dem Festballe zu Ehren des Erzherzogs Johann und zur Feier der Museumseröffnung im Jahre 1845 erhielt er ein äußerst verbindliches und ehrenvolles Schreiben des Gouverneurs Grafen Brandis.

Während sich Schuler so bei außerordentlichen Gelegenheiten in Anordnungen und Besorgungen auf eine äußerst anerkennenswerthe Weise thätig erwies, bestand doch sein Hauptverdienst in dieser Hinsicht in der Gründung und Leitung des geselligen Vereines „die Namenlosen", der sich im Jahre 1836 bildete.

Wer sich zu jener Zeit in Innsbruck aufhielt, der kennt die Schwierigkeiten, die ein solches Unternehmen begleiteten, und die noch lebenden Mitglieder jener Gesellschaft bezeugen das glückliche Gedeihen derselben und erinnern sich mit freudiger Anerkennung der edeln, Geist und Herz erquickenden Genüsse und der heitern Eintracht, die jenen Verein auszeichneten. So findet sich denn unter Schuler's Schriften ein Diplom, das ihm bei Gelegenheit der Niederlegung seiner 10jährigen Leitung zugefertigt wurde, und das wir im Auszuge mitzutheilen nicht unterlassen können.

Nachdem in demselben auf die Schwierigkeiten der Gründung und den äußerst gedeihlichen und erfreulichen Bestand der Gesellschaft hingewiesen worden, heißt es weiter:

„Alle diese Vortheile wurzelten in der Einrichtung ihres ersten Entstehens, der ersten Jahre, welche aber ganz vorzüglich Ihrer bewährten Umsicht, Ihren vielseitigen Bemühungen und Aufopferungen, Ihrem geläuterten Geschmacke und Ihrem kräftigen Einflusse zu verdanken ist, ein Einfluß, den überall die Kraft des Geistes vereint mit einem edlen Gemüthe übt. Sie haben den jungen Verein durch die ersten zehn Jahre geleitet und erzogen, und er verehrt in Ihnen seinen Vater."

Die Schrift endet mit dem lebhaftesten Danke und der Bitte, dem Vereine „in schwierigen Fällen seinen erprobten Rath und Beistand nicht entziehen zu wollen." (Folgen die Unterschriften der Vereinsmitglieder.)

Es sei hier auch seines Sommeraufenthaltes zur Scholastika am Achensee gedacht, an dessen Ufern, bisher nur von Durchreisenden besucht, Schuler zuerst eine wirthliche und einladende Stätte entdeckte und bis an's Ende seines Lebens alljährlich einige Zeit der Muße und dem Naturgenusse lebte. Bald war ihm ein auserwählter Kreis seiner Freunde dahin nachgezogen und brachte dort durch Schuler's und seiner Gattin anregendes Wesen belebt, erheitert und zu einträchtiger Geselligkeit verbunden, in einer Reihe von mehreren 20 Jahren die schönsten Sommerwochen zu. Für den Winter hingegen versammelten sich seine Freunde mit ihm zu abendlicher Zusammenkunft in dem sogenannten „Judenstübl" im Gasthof zur goldenen Sonne, und auch hier bildete sich ein Kreis von Gleichstrebenden um ihn, der ebenfalls mehr als 20 Jahre als solcher fortbestand und dessen Seele Schuler war. Hier floß sein Mund gerne und in beredter, nie ermüdender Weise von seinen Schätzen über, die er sich gesammelt, hier im Gespräche über Politik, Wissenschaft, Kunst und Tagesfragen gab er sein treffendes Urtheil, hier erquickte und belebte er durch seine tausendfältigen Kenntnisse und Erfahrungen, durch sein begeistertes Gefühl für alles Wahre, Schöne und Gute, hier fanden sich durchreisende Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst zu Schuler und tauschten mit ihm im anziehendsten Gespräche ihre Meinungen und ihre Seelen. Aber Schuler hing auch mit Innigkeit an diesem Kreise, der ihn verstand und liebte, der ihm vieles verdankte und in dem er stets nach seiner Aussage Ruhe, Trost und Heiterkeit fand. Es war eben nicht nur ein Bund der Geister, sondern ein volles Herz, eine edle Menschlichkeit übte ihren gewaltigen Zauber und hielt zu gleichem Streben die Herzen der andern gefesselt. Noch auf seinem Todbette, den Tag vor seinem Hinscheiden, sandte er seine Grüße an den theuren Kreis und wünschte, nur noch einmal unter ihnen sein zu können.

In der Gaststube der Scholastika sowohl, wie in der zur goldenen Sonne hangt sein Bild zur dankbaren Erinnerung für die hinterbliebenen Freunde, die den Verehrten schmerzlich vermissen.

Eine höhere Bedeutung jedoch gewann Schuler's Menschenfreundlichkeit und Theilnahme dadurch, daß er nicht nur mit Vorliebe junge Talente an sich heranzog und mit Rath und That unterstützte, sondern auch mit wohlwollendem Herzen einen gegenseitig fördernden freund-

schaftlichen Verkehr mit allen tüchtigen Männern der Stadt und des Landes unterhielt. Die neuen Ideen, mit denen die Zeit geschwängert war und die sich auf politischem Gebiete im Jahre 1848 nur zu gewaltsam Bahn brechen sollten, waren besonders auf die jüngern Talente des Landes nicht ohne anregende Wirkung geblieben, und man wandte sich daher gerne an Männer, denen das Verständniß für dieselben mehr erschlossen, das Herz warm dafür aufgegangen war. Wußte man nun schon in Schuler's persönlichem Umgange durch seine mündliche Ueberlieferung sich Aufklärung zu holen, so zog noch besonders seine reiche Bibliothek die Geister an, die von Tag zu Tag mächtig anwachsend, alle Neuigkeiten auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, Jedermann auf das gastfreieste zu Gebote stellte. Sie war nach der öffentlichen Bibliothek der Universität die reichhaltigste der Stadt und hatte vor jener und allen andern den hier maßgebenden Vorzug, daß sie auch diejenigen bedeutenderen Werke enthielt, welche durch die Censur sonst ausgeschlossen waren. So blieb es Schuler's Verdienst, der Freiheit der Forschung einen, wenn auch schmalen und beschwerlichen Pfad in unser Land eröffnet zu haben, lange bevor der Staat die Schlagbäume der Geistesknechtung den neuen allüberall siegreich vordringenden Ideen aufzuheben sich bewogen fand.

Unter den Männern, welche sich an Schuler um diese Zeit näher oder ferner anschlossen, nennen wir hier den Professor der Aesthetik A. Flir, den Psychologen S. Ruf und den Professor der Philosophie Georg Schönach als seine nächsten Freunde; ferner die Geschichtsforscher Albert Jäger und Rudolf Kink, die Dichter Gilm, Pichler und Senn, den Philologen Hochegger, den Geologen Stotter und die Kunstmaler Flatz und Blaas. Von Auswärtigen stand besonders der Fragmentist Fallmerayer, die Dichter Steub, der Topograph Mayer, Verfasser des Werkes „der Mann von Rinn", und Professor Lassaulx mit ihm in nähern Beziehungen. Sie alle genossen seines belebenden Umganges, seiner freundlichen Theilnahme an ihrem Streben und Wirken.

Wahrhaft rührend jedoch war die schon oben erwähnte Sorgfalt, mit welcher er jüngere Männer, die sich mit Vertrauen an ihn wandten, unermüdlich hegte und unterstützte. Sah er doch in ihrem jugendlichen Geiste all die tausendfältigen hoffnungsvollen Keime noch frisch und grün, die in seinem eigenen der Druck der hemmenden Zeitverhältnisse

erstickt oder doch nicht zu gehoffter Entfaltung hatte kommen lassen. Und einmal mußte doch die Stunde schlagen, die heißersehnte, wo der jugendlichen Pflanze volles Licht und freier Raum würde.

Wir lassen hier einige Stellen aus seinen Briefen an einen jungen Dichter folgen, der uns dieselben freundlich zur Verfügung stellte; man mag daraus ersehen, mit welcher Theilnahme Schuler die Regungen des strebsamen Jünglings verfolgte und wie er, weit entfernt das träumerische Schwärmen eines jungen poetischen Gemüthes zu nähren, vielmehr dasselbe auf ernste, reelle Thätigkeit anwies und ihm die richtigen Wege zeigte, auf denen es zur besten Verwerthung seiner Anlagen gelangen konnte. Andererseits sind die Briefe das beste Zeugniß für seine gereifte Anschauung der Entwicklungsprocesse des menschlichen Geistes, für seine tiefe pädagogische Einsicht, die nur die Frucht eines erfahrungsreichen Lebens, eines in sich abgeklärten und zur Gediegenheit voller Selbsterkenntniß gelangten Geistes sein kann.

Im Jahre 1841.

— — — „Die Gährung, in welcher sich Ihr jugendlich kräftiger Geist befindet, und welche ein nothwendiger Lebensproceß für Alle ist, die nicht von Haus schon ein caput mortuum sind, wird am reinsten und freiesten durch poetische Gestaltung und Auslebung zur Klarheit gefördert. Dazu aber möchte ich Ihnen besonders historische Studien empfehlen; dieser bedarf der wahre Dichter vor Allem. Erst wenn er sein großes Versöhnungsfest mit der Wirklichkeit gefeiert hat, erhält er seine wahre Weihe; zu dieser Versöhnung aber gelangt er nur durch historisches Studium. Dieses erhebt ihn über das einzelne Erscheinende, das so oft hemmend, störend, herabstimmend und die wilde Kraft des Widerspruchs aufrüttelnd in unsern Weg tritt; es lehrt uns aber auch die Gegenwart ehren und lieben; die Gegenwart ist das Schooßkind, an dem Jahrtausende mit unzähligen Opfern, mit ihren besten Kräften gepflegt haben, und dieß Schooßkind ist zugleich auch die ehrwürdige Mutter, die eine noch schönere Zukunft, eine weitere und reinere Entwicklung des Geistes Gottes (in der Geschichte) in ihrem Schooße trägt. Ich meine, dieß sei ein erhebender Standpunkt, von dem aus sich für das Leben eine mehr objektive und viel poetischere Ansicht abgewinnen läßt, als jene subjektive, deren Kraft und poetische Weihe eigentlich nur in dem Erweitern der Kluft zwischen dem Subjekt

und der Welt besteht. Ich tadle diese, in Byron auf den Culminationspunkt getriebene Richtung nicht, weil ich sie als ein nothwendiges Moment der Zeit erkenne; aber ich meine, sie sei überwunden, und wer sich jetzt noch ihr hingibt, ist hinter der Gegenwart und läuft einem Gespenst der Vergangenheit nach. Sie, mein lieber Freund, sind durch die Kraft Ihres Gemüthes berufen, diesen Versöhnungsakt an sich zu vollziehen, thätig, nicht blos leidend und zuschauend; und das Resultat wird ein wahrer Dichter, oder ein kräftiger, zu allem Guten tüchtiger Mensch des Lebens, oder, wenn die Götter recht günstig sind, Beides in schönem Einklange sein.

Dazu aber gehören fleißige historische Studien, Uebung der Seele in der Liebe, die eine große und schwere Kunst ist und ein heller, freundlicher Blick in das Leben. — — —

Im Jahre 1842.

Ihr letzter Brief hat mich recht erfreut; er zeugt von Zusammengenommensein, Muth und milder Kraft. — — — Jugend und Kraft sind zwei treffliche Ruder, um die Wogen eines auch widrigen Meeres zu bezwingen. O Freund! danken Sie Gott alle Tage für die Frische der Jugend; fühlen Sie es innig und mächtig, daß noch ein ganzes reiches Leben vor Ihnen liegt und breiten Sie über diese weite Aussicht den goldenen Glanz aller feurigen Jugendhoffnungen; denn die Jugend ist so schön, weil sie die Zeit der Hoffnung ist. Das Mannesalter ist die Zeit der Resignation und es ist so schwer, sich in sie zu finden, wenn man sich sagen muß, daß zwischen der Jugend und dem Tode nur eine unabsehbare Reihe von Täuschungen liegt. Dieses Bewußtsein raubt alle Kraft und allen Lebensmuth; möge es recht lange von ihnen ferne bleiben! — Schreiben Sie mir nur oft; der frische Jugendhauch Ihrer Briefe erfrischt mich, er zaubert mir lange entschwundene Bilder zurück; mit dem regsten und liebevollsten Antheile verfolge ich Ihren Entwicklungsgang.

Wenn Sie von dem juridischen Studium dieselbe Ansicht hätten, wie ich sie jetzt hege, so hätten Sie gewiß nicht schlecht gethan, Dr. G . . . . . .'s Rath zu folgen. Auch ich verachtete einst alles juridische Wesen als banale Philisterei; erst in spätern Zeiten bin ich durch die abstoßende Schale zur Kenntniß des tüchtigen Kerns gekommen und zu der Ueberzeugung, wie viel treffliches auf dieser Bahn ein tüchtiger

Mann wirken könne. Aber — quemque sua fata trahunt — man kann keinem Zweiten eine Ueberzeugung einpfropfen; jede will selbst gelebt sein; darum studieren Sie in Gottes Namen wacker auf die Medizin los." — — —

Resignation! das Wort klingt wie der Sprung einer Saite in die schöne Harmonie seiner mit so großartigen Kräften ausgestatteten, zu so schöner Menschlichkeit entfalteten Individualität. Wenn man jedoch bedenkt, wie eng und beschränkt der Wirkungskreis war, der trotz des lebhaftesten Strebens diesen Kräften eröffnet war, mit welchen Hoffnungen und Entwürfen er auf die Rennbahn gesprungen, und wie er nun gerade das, was das Streben seines Lebens war, den Fortschritt des Geistes überall gehemmt und gelähmt sah, so wird man begreifen, daß eine bittere Enttäuschung zuweilen sein hochschlagendes Herz erfüllen mußte. Und Schuler war ehrgeizig! ehrgeizig in edlem Sinne. Zwar konnte er keine Reue verspüren, daß er nicht die schleichende politische Carrière eingeschlagen; auf diesem Felde wußte er keine Lorbeern für sich zu suchen: aber er wollte sich auszeichnen, er wollte nützen und wiewohl von seinen Mitbürgern geliebt und geehrt, sah er doch nirgends einen Posten vor sich, der seines Strebens würdig gewesen wäre, und ihm einen wichtigen Einfluß auf das Gemeinwohl gegönnt hätte. Die Redaction seines Zeitungsblattes bot ihm hiezu keine Gelegenheit und wäre bei der herrschenden Censur, die jeden selbständigen Gedanken, jedes außerämtliche Wort an das Volk ausschloß, eine rein mechanische Arbeit gewesen, hätte er sich nicht bemüht, dort und da durch Aufnahme von ihm geschriebener geistvoller Kunstberichte und wissenschaftlicher Aufsätze dem Blatte die einzige Würze beizugeben, die ihm gestattet war. Darunter nennen wir eine historische Abhandlung „das Mittelalter", und einen Aufsatz über und gegen Heine, der zwar zunächst den Zweck hatte, einige in dessen „Reisebildern" gegen das Land Tirol und die Stadt Innsbruck gewendete muthwillige Behauptungen zu berichtigen und zurückzuweisen, nebenbei aber auch mit Schärfe und Geist gegen die frivole Haltung des Heine'schen Werkes polemisirte. Später that er sich oft im Scherze gegen seine Freunde auf seine Kühnheit was zu Gute, der erste gegen Heine, dessen Vorzüge er im übrigen wohl zu würdigen wußte, aufgetreten zu sein. Beide genannten Aufsätze machten viel Aufsehen im Lande.

Ueberhaupt floh er um diese Zeit umsomehr, als auch sein häusliches Glück nicht immer ungetrübt war, aus des Lebens Drang gerne wieder in das Reich des Schönen; und die Früchte dieser ästhetischen Studien bot er in einer Reihe von Vorlesungen, welche im Museum abgehalten wurden, dem Publikum dar. Dahin gehören: „Rede zur Geburtsfeier Beethovens“ 1838, „Ueber die neueste schöne Literatur“ 1840, „Ueber die Antigone des Sophokles“ 1842, „Ueber den Dichter Zacharias Werner“ — „Ueber den Dichter H. Grabbe“ 1847. „Zur historischen Literatur“ 1849. (Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Ferdinandeums, abgedruckt im „Phönix.“) „Die sittliche Bedeutung der Geschichte.“ Alle diese Aufsätze bekunden eine tiefe gründliche Forschung, einen scharfen kritischen Geist und ein empfängliches, feines ästhetisches Gefühl. In dem Vortrage über die neueste schöne Literatur, welcher die Geschichte der deutschen Poesie seit Göthe behandelt, sind vor Allem seine Kenntnisse in der Culturgeschichte und die Sicherheit anzuerkennen, mit der er aus den allgemeinen Zeitumständen das Besondere der literarischen Erscheinungen ebensowohl als ihren Gesammtcharakter in jener Periode der Epigonen ableitet, sodann die Gewandtheit in der Gruppirung und die Uebersichtlichkeit der Darstellung, endlich die feine Charakteristik der einzelnen Dichter und ihrer Werke. Man sieht aus allem, daß ein Mann spricht, der mit einem richtigen Urtheil und feiner ästhetischer Bildung die Liebe zur Sache und die gründlichste Belesenheit verbindet.

Von gleicher Gründlichkeit und klarem Verständniß für die Zeitstrebungen und die Aufgabe der Wissenschaft zeugen die beiden Aufsätze über die Geschichte.

So flossen Schuler's schönste Jahre nicht nutz- und freudlos, doch ohne wahre innere Befriedigung hin. Sie sollte ihm erst werden, als zwar nicht die Kraft und der Eifer seines Geistes, noch die Wärme seines Gemüthes, wohl aber die muthige Jugendfrische zum Theile erblichen war, die sich in solchen sterilen, schleppenden Jahren, wie die 30er und 40er waren, wohl kein ernsthaft strebsamer Mann seines Alters bewahrt haben wird.

Es mag hier noch erwähnt sein, daß sich Schuler anfangs der 40er Jahre ein eigenes Haus baute. Die Ueberwachung des Baues

sowohl als nachher die Anlegung und Cultur seines Gärtchens waren ihm angenehme Beschäftigungen.

Auch hatte er, da seine Ehe kinderlos war, eine Waise zu sich genommen, deren Erziehung er mit väterlicher Sorgfalt leitete.

So brach das Jahr 1848 heran.

Als in jenem ewig denkwürdigen Frühlinge die Flügelschläge einer neuen Zeit rauschten, konnte es bei den hervorragenden Eigenschaften Schuler's nicht fehlen, daß im Vaterlande die Blicke auf ihn als einen Mann fielen, der die Zeit und ihr erhebendes Ringen gegen alte modernde und den Fortschritt hemmende Formen und Einrichtungen verstand, mit ihr sympathisirte, und dem mithin in der neuen Aera zum Nutzen des Vaterlandes ein größerer Wirkungskreis zur Verwerthung seiner Talente zu öffnen sei. Und in der That, mit dem Erwachen des öffentlichen Lebens war Schuler's Zeit gekommen. Alles, was ihn in den letzten Jahren gedrückt, gehemmt und verbittert hatte, war wie mit einem Zauberschlage weggeräumt. Welch' ein ungemessener Raum freier Wirksamkeit lag vor ihm offen!

Und wer, dessen Herz und Geist nicht vertrocknet war, hatte damals den neuen Aufschwung nicht mit Enthusiasmus begrüßt! Leider sollte die junge Freiheit ihren reinen Glanz nicht wahren, unreine Elemente mischten sich zersetzend bei, und sie mordete sich selbst.

Freilich hatte man sich in jenen Tagen begeisterter Aufregung die ernste und doch so naheliegende Mahnung nicht beikommen lassen, daß das so jubelnd begrüßte Befreiungswerk nur durch Maß und Besonnenheit Dauer und Festigung erlangen könne. Man hatte noch nicht durch Erfahrung gelernt, daß gewaltsame Neuerungen, die nicht auf dem Boden gegebener Verhältnisse gegründet und fortgeführt werden, unmöglich Bestand haben können.

Nur kurze Zeit gab sich auch Schuler rückhaltslos der Freude über die erkämpften Errungenschaften hin. Bald aber gewahrte er mit tiefer Voraussicht und scharfem Urtheile die nahen Klippen, welchen das Volk schwindelnd und taumelnd entgegensteuerte.

Diese Einsicht, die ihn von nun beständig leitete, und die ihn jetzt in unsern Augen auszeichnet, zog ihm damals vielfach den Vorwurf mangelnden Freiheitssinnes zu. Es war natürlich; denn Wenige kannten

die Geschichte der Vergangenheit, kannten die Verhältnisse der Gegenwart so wie er, und man verstand daher nicht die Gründe, die ihn von einer lebhaften Betheiligung an der Ueberstürzung des so schön begonnenen freiheitlichen Staatsaufbaues zurückhielten. In seinem Innern ein Mann des Fortschrittes im eminenten Sinne des Wortes, von dem Principe der Freiheit auf das Tiefste erfüllt und durchdrungen, von der wärmsten Vaterlandsliebe beseelt und mit allen Bürgertugenden ausgestattet, war er doch, oder vielmehr gerade deswegen jedem Treiben abhold, das die gesetzliche Bahn und den historischen Boden gänzlich verlassend und negirend durch übelverstandenes Freiheitsstreben die Freiheit selbst gefährdete. Er erkannte, daß der jähen Höhe der Abgrund folge, und daß nur auf einem allmählig ansteigenden Wege, auf dem der naturgemäßen, stetigen Entwicklung, welcher der Berechtigung und der Macht des Bestehenden Rechnung trägt, und nicht dieselbe rücksichtslos beiseite schiebt, wahres Heil und wahre unverletzliche Freiheit zu hoffen sei. Dabei hatte er die leider wohlbegründeten Ursachen des Ausbruchs und somit das darin sich Bahn brechende Naturgesetz keinen Augenblick verkannt, nur die Art, wie die Bewegung nach den ersten errungenen großen Erfolgen fortgeleitet wurde, erfüllte ihn mit banger Besorgniß. Eben weil er die Freiheit so sehr liebte und verstand, weil es das Streben und die Sehnsucht seines Lebens war, mitzuwirken an ihrer ganzen weiten segensreichen Entfaltung für die Menschheit, eben deshalb verschmähte er es, Hand in Hand mit jenen dahinzutaumeln, die nur der Reaction und neuer, noch trüberer Knechtschaft in die Hände arbeiteten. Auch drang er überall darauf, daß bei Einführung von Neuerungen durchaus in schonender Weise und ohne Verletzung des Volksthümlichen vorgegangen werde. Dieß war das leitende Princip Schuler's, das er unerschütterlich in seiner ganzen politischen Laufbahn festhielt, das er in allen Phasen mit Freimuth bekannte, dem zu Liebe er selbst kleine momentane Errungenschaften, wenn selbe einen unheilvollen Riß in die stetige unaufhaltsame Entwicklung der Freiheit zu bringen drohten, zum Opfer brachte und zu rasch aufgeschossene Zweige unerbittlich abschnitt, um die volle, ungeschwächte, gesunde und ganze Entwicklung des Baumes der Freiheit zu fördern.

Diesen Standpunkt Schuler's werden wir daher auch bei der Beurtheilung seiner politischen Thätigkeit in allen ihren Zweigen im

Auge zu behalten haben, um dieselbe nach Verdienst zu würdigen, und wer diese Ansichten Schuler's als die richtigen erkennt, der wird bei der folgenden Darstellung keinen Augenblick an seinem redlichen, aufrichtigen und besonnenen Streben nach wahrer Freiheit in ihrer höchsten und ausgedehntesten Bedeutung zweifeln. Und noch auf einen Zug seines politischen Charakters wird in der folgenden Schilderung unser Auge mit gerührtem Wohlgefallen sich heften, auf seine treue, warme Liebe und Anhänglichkeit an seine Heimat Tirol und ihre Interessen, denen er alle andern zurücksetzte.

Wir werden im folgenden das für Land und Stadt so gedeihliche Wirken Schuler's in kurzen Umrissen darstellen und dieselben zur Zeit mit Auszügen aus den wenigen uns zu Gebote stehenden Briefen von seiner Hand illustriren, die zu dem trockenen Referate von Thatsachen den eigenen Ausdruck des dieselben leitenden und bestimmenden Geistes und Herzens fügen sollen, und die tiefsten Einblicke in sein Urtheil und seine politische Gesinnung sowohl, als in sein Gemüth gewähren.

20. März 1848.

An Adolf Pichler in Wien.

Meinen aufrichtigen Glückwunsch, daß es Euch*) vergönnt war, an den schönen Tagen Wiens Theil zu nehmen und der Weltgeschichte auch etwas am Zeuge zu flicken. Euer herrlicher Brief kam wie eine wahre Himmelssendung, er hat uns allen freudige Thränen entlockt. — — — Hier folgt die Adresse unserer Studenten an die Wienerstudenten, von denen ich jeden einzelnen umarmen möchte. Bringt sie gut an Mann! Wir wollen einen feierlichen Trauergottesdienst für die gefallenen Freiheitskämpfer veranstalten; sucht ihre Namen zu erhalten und schickt sie mir ehestens. Sie sollen am Katafalke zwischen Lorbeer- und Fichtenzweigen prangen. — — —

Schreibt mir bald wieder; arbeitet etwas für den (Tiroler) Bothen. Ich will unsere Zeitung möglichst heben. — — Ich umarme Euch herzlich, Ihr glücklicher Mensch, so etwas erlebt zu haben. — — —

---

*) Schuler bediente sich gern im vertraulichen Gespräche besonders mit jüngern Männern des volksthümlichen „Ihr" statt des fremden ungemüthlichen „Sie".

26. März 1848.

An denselben.

— — — Hier ist Alles in höchster Aufregung; Hannibal ante portas! In Venedig die Republik; Radetzky hat Mailand geräumt, ein Armeekorps von 30,000 Mann Franzosen den Rhein überschritten. Jetzt Jugend, du hast uns die Freiheit erkämpft, kämpfe nun für unsere Unabhängigkeit! — Einheit! Deutschland hoch!

Die ersten Tage der neuen Freiheit benützte Schuler, um in seiner Zeitung das Landvolk über die Segnungen der errungenen Institutionen aufzuklären; doch sollte er bald darin durch wichtigere Geschäfte unterbrochen werden.

Schon in der ersten Sitzung des permanenten Fünfziger-Ausschusses in Frankfurt zur Ergänzung der Vertreter Oesterreichs in diesen Ausschuß gewählt und vom Grafen Bissingen dringend in einem Schreiben zur Annahme dieser Wahl aufgefordert, konnte er doch diesem ehrenvollen Rufe nicht folgen, da er bereits am 30. März von der Landesschutzdeputation, deren Mitglied er war, aufgefordert worden war, bei der durch den italienischen Aufstand drohenden Landesgefahr, sich alsbald nach Wien zu begeben, um dort „die gestellten Bitten wegen erforderlicher Anweisung von Geld, Munition, Waffen, Getreide, sowie überhaupt die zu einer kräftigen Vertheidigung des Landes nöthigen Vorkehrungen höchsten Orts zu betreiben."

Denselben Abend noch nach erhaltener Weisung reiste Schuler mit Widmann nach Wien ab, und schon des nächsten Tages, am 1. April, folgte ihnen von Seite der ständischen Activität das Commissorium dahin nach, den Vorberathungen des aus Abgeordneten aller deutsch-erbländischen Provinzen in Wien sich bildenden Central-Ausschusses über die Erweiterung der ständischen Institutionen und die Umgestaltung der Gemeinde- und Municipaleinrichtungen, über Einladung des Vorsitzenden, n. ö. Landmarschall Grafen Montecuculi, als Deputirte des Landes Tirol beizuwohnen. „Einer nähern Instruction, heißt es im Decrete weiter, bedürfen Sie nicht, da Sie beide die Wünsche und Verhältnisse unseres Landes sowie seine gegenwärtige Verfassung genau kennen."

Schuler's vorliegende Berichte an die ständische Activität über den Verlauf beider Missionen sowie der thatsächliche Erfolg selbst geben uns den Beweis, wie sehr beide Männer dem in sie gesetzten Vertrauen durch ihre unermüdliche ersprießliche Thätigkeit entsprochen haben. Den 3. April um 1 Uhr Nachts in Wien angekommen, begaben sie sich gleich desselben Morgens zu Erzherzog Johann, von dem sie mit aller Liebe aufgenommen wurden, aber leider erfuhren, daß an eine Abreise nach Tirol von seiner Seite nicht zu denken sei. Sie wußten ihm die Lage des Landes so beredt zu schildern, daß er mit Thränen in den Augen sagte: „Ich sehe schon, es wird nichts nützen, ich muß meinen alten Stutzen putzen.“ Sodann begaben sie sich zu Minister Fiquelmont in die Staatskanzlei, der erstaunt über den Drang der Gefahr sich ihre Berichte und Bitten notirte. Erst auf den folgenden Tag wurden sie zu Pillersdorf beschieden, bei dem sie nach langem Harren eine ziemlich spröde Aufnahme und wenig Tröstliches erfuhren.

Erzherzog Johann, dem sie dieß meldeten, zog sie zu Tische und vertröstete sie auf die abendliche Ministerberathung, in der ihre Angelegenheiten zur Sprache kämen. Die in Wien lebenden Tiroler, besonders die Studenten, drängten sich um Schuler und Widmann; eine Ehrenwache, welche ihnen dieselben antrugen, lehnten sie ab. Am 4. April abends versammelten sich die Tiroler, um über die vaterländischen Angelegenheiten zu berathen. Auch hier wieder wußte Schuler die Noth der Heimat und die drohenden Uebergriffe der Wälschen so beredt zu schildern, daß er in seiner Rede von Ausrufungen der Kampfeslust unterbrochen wurde, und daß nach Beendigung derselben eine große Anzahl und als der erste unter ihnen der greise Joachim Haspinger ihre Namen auf eine Liste der Vaterlandsvertheidiger setzten. Am 5. April früh hörten sie endlich und berichteten allsogleich nach Innsbruck, daß Erzherzog Johann mit Vollmachten versehen nach Tirol gehe, daß für Geld, Waffen und Getreide gesorgt und alles aufgeboten werde, Tirol mit jedem Fußbreit Erde zu halten. Auch wurde ihnen in Aussicht gestellt, daß das Salz auf den Limitopreis herabgesetzt und die Verzehrungssteuerlinie um Trient aufgehoben werden solle. Somit war diese ihre Sendung erfüllt und die Erwartungen übertroffen, was um so gewisser dem Verdienste der beiden Agenten zuzuschreiben ist,

als die früher schriftlich nach Wien gelangten Bitten der Schutzdeputation im Kriegsministerium vergessen und begraben lagen.

Wien 5. April 1848.

— — — Gestern hatte ich eine ziemlich lange Unterredung mit dem Staatsminister Grafen Montecucculi, einem sehr liebenswürdigen, mittheilsamen Manne. Man scheint über das Verhältniß der Provinzialstände zu den künftigen Reichsständen noch keine klare Idee zu haben; ich drang vor Allem auf Beibehaltung und Belebung der Provinzialstände, als der Grundlage des individuell sich entwickelnden organischen Staatslebens. Damit war Se. Excellenz vollkommen einverstanden, aber wie sich dieselben den allgemeinen Reichsständen einfügen sollen, darüber herrscht Unklarheit und Dunkel. Das Gefühl ist indeß allgemein, daß nur die Reichsstände die Monarchie retten, die sich ablösenden organischen Glieder fest und organisch zusammenkitten können. — — Morgen geht die Deputation von hier ab, welche die alten Reichsinsignien nach Frankfurt bringen und sie zur Verfügung des deutschen Volkes stellen wird; das ist doch die großartigste, wahrhaft kaiserliche Antwort auf die Fanfaronade des „juten Königs." — — — man kann von Deutschland nicht oft genug reden, seit man endlich hier eingesehen hat, daß die Wehrkraft der österreichischen Monarchie im deutschen Elemente liegt und daß dieses auf alle Weise gestärkt werden muß. Hier ist jetzt alles schwarz-roth-golden; und ich selbst gehe auch mit einer thalergroßen Cocarde umher. — — —

Bezüglich des zweiten Commissoriums der beiden Abgeordneten in Wien ist aus den Berichten, die nach Innsbruck darüber erstattet wurden, ersichtlich, daß sie gegen eine Uniformirung aller provinzialständischen Verfassungen protestirten und erklärten, Tirol wolle keinen Separatismus, es wolle die Einheit der Monarchie in den Reichsständen repräsentirt; jede Provinz aber solle ihre ständische Verfassung nach ihren innern und eigenthümlichen Bedürfnissen reformiren und sich ihre nationelle und sittliche Eigenthümlichkeit und als deren Ausdruck ihre Provinzialverfassung erhalten; für Tirol wäre das Princip der Volksvertretung auf breitester Basis mit Umgehung aller historischen Elemente ein zu rascher Sprung, jedenfalls sei statt der beantragten Ausnahmsstellung des Großgrundbesitzes, der

in Tirol im Sinne des Antrages nicht anzutreffen sei, für die erste Kammer die Kategorie des höchstbesteuerten Grundbesitzes in Tirol zu setzen.

Wien, am 13. April 1848.

— — — Ich bin durch überlaufende Besuche, Sitzungen und Besprechungen so in Anspruch genommen und bis zur tödtlichsten Ermüdung abgehetzt, daß ich kaum zu einem Briefe Zeit finde. Die Salzfrage hat besonders viel Mühe gekostet; die Hofkammer war bis zum letzten Abdrucke bockbeinig. — — Den äußersten Grad von Schwäche hat die Regierung durch den kaiserl. Bescheid vom 8. April auf die zweite Prager Petition beurkundet. Böhmen ist dadurch aus der Reihe der österreichischen Provinzen getreten. Ich habe einen Protest entworfen, der von allen Abgeordneten angenommen und unterzeichnet werden wird. Die Einheit der deutschen Provinzen ist unser Losungswort; sie allein kann die österreichische Monarchie retten. — Man schreibt mir, daß ich die Weisung erhalten soll, noch länger hier zu bleiben; ich weiß zwar nicht, weßhalb? Ein ehrenvoller Ruf ist an mich nach Frankfurt ergangen; soll ich dahin gehen? es wäre doch schön, wenn Tirol dort vertreten würde. Der Schwerpunkt liegt dermal in Frankfurt, wenn man es sich auch hier noch nicht recht gestehen will. Kann ich aber hier für Tirol noch länger nützlich sein, so will ich mich gerne dazu hergeben, nur ersuche ich, mich es schleunigst wissen zu lassen, weil ich für diesen Fall meine Frau, die sich so sehr hieher sehnt, nachkommen lassen könnte. Grüße an sie u. s. w.

Bald darauf kehrte Schuler nach Innsbruck zurück.

Am 6. Mai erhielt er die Kunde, daß er nunmehr auch von Seite des Landes und zwar für den ersten unterinnthalischen Wahlbezirk zum Vertreter bei der deutschen Nationalversammlung ernannt sei, und zugleich ein ehrenvolles Dankschreiben von Seite der Landesschutzdeputation:

— — „Sie haben die Ihnen von der Landesschutzdeputation übertragene Mission u. s. w. mit dem besten Erfolge beendet und dem in Sie gesetzten Vertrauen in ausgezeichnetem Grade entsprochen. — — — Die L. Sch. D. macht es sich zur angenehmen Pflicht, Ihnen hiefür im Namen des Vaterlandes ihren warmen Dank auszudrücken, dem gewiß jeder Landmann um so mehr beipflichten wird, je schwieriger

die Zeitumstände waren, unter welchen Sie bereitwilligst und nur die Pflicht für das gemeinsame Vaterland im Auge den häuslichen Herd und Ihre Familie zu dem obigen Zwecke verlassen haben. Mögen sich die Zeitverhältnisse wie immer gestalten, stets werden Sie den gleichen Anspruch auf unsere Anerkennung haben, deren Ausdruck Sie hiemit als den einzigen Lohn, der in unsern Kräften liegt, freundlich hinnehmen, und erforderlichen Falles Ihre Dienste dem Vaterlande auch fürder mit gleicher Bereitwilligkeit und Liebe weihen mögen." —

Am 9. Mai schreibt ihm Erzherzog Johann eigenhändig aus Trient:

— — — Daß sie nach Frankfurth gewählt wurden freuet mich Dort stehet uns eine schöne und höchst wichtige Aufgabe zu lösen bevor; ich hoffe mit Zuversicht daß der ruhige, besonnene und praktische Sinn auch da die Abgeordneten Tirols auszeichnen wird. Was nun die Verfassung Deutschlands betrifft, so dürften die Vorschläge auf eine grosse Zahl bereits angewachsen seyn, alle dieselben zu lesen bedarf viel Zeit und noch mehr Geduld, da viel unpraktisches vorkömmt.

Je einfacher alles gestellt wird, je schneller etwas zu Stande kommt, desto besser wir haben keine Zeit zu verliehren, Deutschland muß über das was seyn soll ins reine kommen und gerüstet stehen. Ich bleibe nun in Südtyrol — befinde mich nun in Trient, es heißt jetzt das Land wahren, und wo es Noth thut beschwichtigen. Sollte ich sie nicht mehr sehen so hoffe ich daß sie mir aus Frankfurth zuweilen Schreiben werden. Dieß können sie den Deutschen Brüdern sagen, daß Tyrol das alte kräftige treue noch ist, man lasse es ruhig sich in seinem inneren Gestalten, es wird weiter fortschreiten als man es vermuthet, allein auf jenem Weege der ohne Erschütterung zum Ziele führt. Ich werde sie von allem was uns betrifft in die Kenntniß setzen lassen.

Dieses ist was ich ihnen dermalen mittheilen kann.

ihr aufrichtigster
Johann.

Am 17. Mai war Schuler bereits in Frankfurt, wo er mit Flir und Gasser zusammen wohnte.

Frankfurt am 30. Mai 1848.

An Ruf.

— — — Samstags dauerte die Debatte über den sogenannten Raveaux'schen Antrag 8 Stunden. 90 Redner waren eingeschrieben, von denen indeß nur etwa 30 zu Worte kamen. Unter denen, welchen man das schöne Wort abschnitt, befindet sich auch Dein Freund; die treffliche Rede, die er halten wollte, trägt er nun als Skizze im Sacke herum.

— — — Präsident wird höchst wahrscheinlich der jetzige provisorische H. v. Gagern, eine ganz ausgezeichnete Persönlichkeit, ein geborner Herrscher; imposante Gestalt, kräftig-gebietende Stimme, schnelle Auffassung, durchaus entschiedenes Benehmen. Einen solchen Mann braucht es, um eine solche Versammlung zu leiten. —

Auf einem gestern vertheilten gedruckten Vorschlage von Candidaten sah ich auch meinen Namen als vorgeschlagen zum Sekretär. Ich erkundigte mich, wem ich diese Ehre verdanke? Was glaubst Du? der ultramontan-conservativen Parthei! — O Ironie des Schicksals! —

Die Versammlung ist äußerst gemischt; neben den berühmtesten sitzen die obscursten Namen. Vorstand meiner Abtheilung ist der berühmte Professor Dahlmann; gestern hörte ich zum ersten Male den ersten deutschen Sprachforscher Jakob Grimm sprechen, ein kleines Männchen mit geistreichem Gesicht. — — Gut spricht Vincke, aber monoton; ausgezeichnet Graf Arnim; gescheidt, mit blitzenden Einfällen aber maßloser Heftigkeit Fürst Lichnowsky; verständlich, klar, mit schneidender Ironie und allen Künsten und Kniffen eines ächten Demagogen Robert Blum; süßlich und sehr unter meiner Erwartung Beckerath. — —

— — Letzten Sonntag wohnten wir einer Volksversammlung in Vilbel bei; es ging dabei etwas demokratisch, aber sehr ordentlich zu. Die Leute hatten eine absonderliche Freude, tirolische Abgeordnete unter sich zu sehen; wir erhielten und hielten schmeichelhafte Reden; nach aufgehobener Versammlung verbrüderte uns reichlich genossener trefflicher Rheinwein zu seligen Umarmungen. — — —

Anfangs Juni schon erhielt Schuler in Frankfurt die Kunde, daß er von der Stadt Innsbruck zum Abgeordneten für den dießjährigen

tirolischen Landtag gewählt sei. Er verließ ehestens Frankfurt, um noch zur Eröffnung des Landtags zurecht zu kommen.

In der 2. Sitzung desselben am 10. Juni wurde er mit absoluter Stimmenmehrheit zum Vicepräsidenten des konstituirenden Landtags ernannt. Auf die nun folgenden Verhandlungen der zwei denkwürdigen Landtage des Jahres 1848 und ihrer Beschlüsse nahm Schuler einen hervorragenden Einfluß; nie zeigten sich seine Landeskenntnisse umfassender, seine Vaterlandsliebe wärmer, seine Beredsamkeit überzeugender und sein organisatorisches Talent sowie seine Leitungsgabe glänzender. Und wahrlich zum Vertreter Tirols war vermöge seiner Kenntnisse und vielfältigen Gaben kaum einer von seinen Landsleuten so befähigt, wie Schuler. Die Sicherheit seiner Rede imponirte, die eigene feste Ueberzeugung wußte die Ueberzeugung der Zuhörer zu gewinnen, die Durchdachtheit und Richtigkeit seiner Beweisgründe war bewältigend.

Schuler wurde in der ersten Sitzungsperiode in folgende Ausschüsse gewählt:

10. Juni für die Redaktion;
13. „ für die Verfassung;
14. „ zur Berichterstattung über Wahlreklamationen;
15. „ zur Begutachtung über die den Approvisionirungsfond betreffenden Angelegenheiten;
27. „ zur Berathung über Mobilmachung von Ablösungs-Kompagnien.

Schuler entledigte sich auch seiner Aufgabe als Berichterstatter dieser Ausschüsse mit gewohnter Schärfe und Klarheit in der Motivirung. Der von ihm verfaßte Entwurf einer Ergebenheitsadresse an Se. Majestät am 10. Juni wurde einstimmig angenommen. Deßgleichen erntete die von ihm vorgetragene Vorstellung und Bitte an den Kaiser um Rückstellung der Amraser-Sammlung allgemeinen Beifall.

In allen Fragen betheiligte er sich auf das lebhafteste an der Debatte, und zumeist fielen seine gewichtigen Worte entscheidend in die Wagschale. Wenn man die stenographischen Berichte jener Verhandlungen durchliest, so staunt man eben so sehr über den regen Antheil, den Schuler an den Verhandlungen nahm, als über die genaue Präcisirung und logische Schärfe des Ausdrucks, die ihn bei aller weitseitigen Begründung, doch immer streng bei der Sache hielt, und über

seinen parlamentarischen Takt, worin ihn freilich seine genaue Kenntniß des europäischen Verfassungslebens wesentlich unterstützte.

Am hervorragendsten jedoch wirkte er als Berichterstatter für den Verfassungsausschuß. In diesem Ausschusse war Schuler mit seinem Antrage in der Minorität geblieben, welcher dahin lief, die bisherige Ständegliederung gegen das Princip der allgemeinen Volksvertretung fallen zu lassen, da sich die erstere mit den Verhältnissen, wie sie die Zeit herbeigeführt und wie sich dieselben in Tirol praktisch ausgebildet, in direktem Widerspruch befände und sich daher auf die Länge nicht werde halten können. Da jedoch die Majorität darauf bestand, daß Volk und Land für einen so jähen Sprung nicht reif sei, daß man überhaupt noch zu viel Sympathie für die früheren ständischen Formen habe, verstand er sich zu diesem Ausschußantrage unter der Bedingung einer Modificirung des betreffenden Verfassungsparagraphen und verlangte die Abstimmung über diese Modifikation. Bei der Debatte hierüber wies er nach, daß bei der Beibehaltung der alten Formen eine Menge von Staatsbürgern, die zu keiner der vier Kategorien zählen, von der Wahl ausgeschlossen blieben, daß der zweite Stand keine abgesonderten Interessen mehr habe und in den übrigen Ständen aufgehe. „Es sei wirklich eine Täuschung zu glauben, Tirol stünde noch auf dem Boden der alten Standschaft; mit Ausnahme des geistlichen Standes hätten alle übrigen kein besonderes Interesse; der dritte und vierte Stand lasse sich nur noch nach dem Wohnorte, ob in der Stadt, oder im Dorfe, unterscheiden; sie hätten die Interessen des gesammten Tirolervolkes und Landes zu vertreten.“ Der bloß historischen Tradition der tirolischen Ständegliederung sei der logische Boden ganz abhanden gekommen, sie sei eine Anomalie in der Zeit. Er drang wiederholt im treuen Kampfe für die Interessen der Neuzeit auf die Abstimmung über den modificirten Antrag; die Minorität wolle sich dadurch verwahren, als hätte sie nicht die Einsicht in die Zeitverhältnisse.

Im weitern Verlaufe der Berichterstattung des Verfassungsentwurfes vertheidigte Schuler mit steter Berücksichtigung der 2 italienischen Kreise, um die Einheit und Untheilbarkeit des Landes zu erhalten, lebhaft den Entwurf, und es gelang ihm, wenigstens eine Vertretung der Intelligenz (Universität), eine bedeutende Verstärkung des dritten

und vierten Standes, eine besser geordnete Vertretung des ersten und zweiten Standes, sowie eine Herabsetzung der Wahlgiltigkeit auf vier Jahre und die Befreiung der Abgeordneten von Instruktionen durchzusetzen. Weiter sprach er auf das entschiedenste für die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, im konstitutionellen Sinne für die Berechtigung des Landtags, den Präsidenten aus seiner Mitte zu wählen, und zwar einen Präsidenten statt eines Landeshauptmanns, weil der letztere Name traditionell als eigentlicher Repräsentant des aristokratischen Princips in der Tiroler-Landesvertretung gelte und mehr oder weniger auf die Zeiten privilegirter Kasten zurückdeute, was nunmehr aufhören müsse. Auch diese Textirung setzte er nach unermüdlichem Kampfe unter dem wiederholten Beifalle der Zuhörer durch. Er drang mit größter Entschiedenheit und mit der gewichtigsten Beredsamkeit auf eine vermittelnde, tolerantere Fassung des Paragraphen über die Religionseinheit, sprach für die jährliche Berufung des Landtags durch den Präsidenten desselben statt durch die Regierung und bekämpfte zu Gunsten der Intelligenz das Prinzip der direkten Besteuerung in Bezug auf die Wahlqualifikation.

Wir übergehen hier die Begründung der weitern Paragraphen des Verfassungsentwurfs von Seite Schuler's, nachdem wir uns erlaubt haben, jene Punkte desselben umständlicher zu berühren, welche vorzüglich geeignet sind, Schuler's Verständniß und energische Theilnahme für die wahren Interessen des Volkes und der Zeit, wie überhaupt seine politischen Grundsätze in helles Licht zu setzen.

In der Frage über die Vervollständigung der Innsbrucker Universität sprach Schuler zu Gunsten derselben und verwendete sich zugleich angelegentlich für die Errichtung einer technischen Schule.

Im allgemeinen wirkte Schuler in der besprochenen Sitzungsperiode des Landtages neben Berücksichtigung der Landesautonomie vorzüglich für die Einheit der Monarchie und gegen alle Separationsgelüste. Zum Schlusse der Sitzungen wurde er in den ständischen Ausschuß für den 3. Stand als Stellvertreter, später als wirkliches Mitglied in den verstärkten Ausschuß gewählt.

Die Redaktion des „Tirolerbothen" hatte Schuler bei Gelegenheit seiner Berufung nach Frankfurt niedergelegt, doch blieb er eifriger Mitarbeiter desselben.

Nach Beendigung der ersten Sitzungsperiode des Tiroler-Landtags begab er sich wieder nach Frankfurt.

5. August 1848.

An Ruf.

Heute vor drei Wochen saßen wir noch in dem herrlichen, von den reinsten Alpenlüften durchwehten Achenthale beisammen und nun schreibe ich von dem tiefgelegenen, qualmigen Frankfurt aus, wo wir Tag für Tag beisammen hocken und Gesetze machen, von denen es sehr zweifelhaft ist, in wie weit die deutschen Vaterländer sie sich werden gefallen lassen. Vor ein paar Tagen wollte man den Adel partout abschaffen; nur wir Bürgerlichen haben ihn noch gerettet.

Gestern haben wir — ich sage wir, denn Herr Aloisius (Flir) und ich haben auch dazu gestimmt — die Todesstrafe, die Brandmarkung, den Pranger und die körperliche Züchtigung abgeschafft. — Es ist nun an der Presse, dahin zu wirken, daß dieser Beschluß in den Gesetzgebungen aller deutschen Länder baldmöglichst zur Ausführung komme. — —

Die Debatte über die Abschaffung der Todesstrafe bestätigte neuerdings diesen Mangel an positiven und wissenschaftlichen Kenntnissen auf Seite der Linken. — — Wäre meine Meinung hierüber nicht schon früher unerschütterlich festgestanden, das leere Wortgeklingel, das im höchsten Grade ermüdend war, hätte mich beinahe verführen können, gegen eine Sache zu stimmen, die so geistlos geführt wurde. Mittermaier, der als Criminalist und Gesetzeskundiger eine so große Celebrität genießt, ist ein phrasendrechselnder Schwätzer, an dessen Logik man irre werden könnte. — Jetzt steht uns die Religionsfrage bevor; wir kleines Häuflein Tiroler können dabei nichts thun, als Angesichts der Verhältnisse und gegenwärtigen Stimmungen unseres Landes uns passiv zu verhalten. Mir ist die ganze Sache unheimlich; denn ich fürchte, die Sache der wahren geistigen Freiheit, der Vernunft, werde durch die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ebensoviel, vielleicht noch mehr verlieren, als sie durch die Religionsfreiheit gewinnen wird. Allein gewisse Schlagworte üben einen so fanatisirenden

Zauber, daß jedes vernünftige Wort an ihnen wie an einem Demantschilde abprallt. — — —

Am 12. August betheiligte sich Schuler an der Debatte in der Paulskirche und sprach energisch und gediegen gegen die Lostrennung der zwei italienischen Kreise vom übrigen Tirol.

21. August 1848.

An Adolf Pichler.

— — — Daß man mich zur Gouverneurstelle in Tirol genannt hat, freut mich als Beweis des Vertrauens, das mir meine Landsleute schenken. Die Schwierigkeiten und Vorurtheile verkenne ich nicht und thue deßhalb keinen Schritt. — —

Ich habe nie mit so inniger Liebe an meinen heimathlichen Bergen gehangen als jetzt, da mich meine Pflicht so lange daraus ferne hält; darum hat mich auch der gesunde deutsch-tirolische Sinn herzlich gefreut, der aus Eurem Briefe spricht. „An's Vaterland, an's theure, schließ dich an" — und weg mit diesem hohlen Kosmopolitismus eines Ruge und der Wiener Embryonen in allen politischen Fragen. — — —

Am 25. August sprach Schuler im Parlamente über die Religionsfrage. Im Principe sich für die Religionsfreiheit bekennend, und daß er stets die Austreibung der Protestanten aus dem Zillerthale beklagt habe, wie auch jetzt die einfachen Landleute jenen Akt bedauerten, begehre er kein Ausnahmsgesetz für Tirol. Doch möge man dem Volksbewußtsein Rechnung tragen, indem seit jener Austreibung erst zehn Jahre verflossen seien. Man möge den Einsichtigen die Aufgabe nicht erschweren, die gewiß dahin trachten würden, den Uebergang so schonend wie möglich zu vermitteln.

7. September 1848.

An Ruf.

Die Wühlereien in den untersten Volksklassen sind in ganz Mitteldeutschland sehr groß; man redet den Leuten ganz unmögliche Dinge vor, die ihnen die Republik in's offene Maul schieben würde, und so machen sie es einsweilen auf, um: Republik hoch! Hecker hoch! zu schreien. Wenn man sieht, wie in diesen Volksklassen, wozu ein guter Theil der Bauern gehört, die ersten sittlichen Begriffe, die

Grundlagen jeder bürgerlichen Gesellschaft verwirrt sind, so kann man sich eines trüben Blickes in die Zukunft nicht erwehren. Als neulich ein Redner in der Paulskirche auf die Gefahr aufmerksam machte, daß es auf solche Art keinen Halt mehr geben, daß man von Revolution zu Revolution und Anarchie fortstürzen werde, rief Herr Vogt (Verfasser der physiologischen Briefe): Das ist uns eben recht! Das wollen wir! Dieser Vogt ist ein dicker gescheidter Kerl, aber die unerquicklichste Verstandespetulanz; er ist nur zur Opposition, zum Einreißen geboren; in seiner Natur ist kein Gran Positivität. — — —

Am 8. September wurde Schuler in den Bürgerverein zu Frankfurt als außerordentliches Mitglied aufgenommen. Gegen Ende des Monats machte er mit Flir und Beda Weber einen Ausflug an den Rhein, und benützte denselben, das öffentlich-mündliche Verfahren dort praktisch kennen zu lernen.

15. September.

An Adolph Pichler.

— — — Daß Ihr Euch von dem Treiben der politischen Wickelkinder, die nichts können als „plärren", mit Ekel abwendet, gefällt mir sehr wohl; mir ist nichts verhaßter als dieß unreife Gesalbader und nichtsnutzige Rodomontieren. Ach! wie seufze ich nach der ruhigen, göttlichen Schönheit der Kunst; nach Maß und Einsicht der Alten! —

Im österreichischen Club debattirte Schuler wacker in der Frage über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland. „Deutschlands Wohl erheische die Integrität der Monarchie; eine Ablösung der deutschen Bestandtheile hätte ein compaktes Sclavenreich zur Folge: dagegen solle der gesammte Kaiserstaat, ohne Bestandtheil des deutschen Reiches zu sein, den möglichst engen Bund mit diesem eingehen." Diese seine Ansicht fand im Club vielseitigen Beifall. Doch begann er selbst wieder daran zu zweifeln und es erschien ihm die Frage, wie Flir berichtet, „so kolossal, daß er die Befragung der Committenten, und zu diesem Zwecke eine Reise nach Tirol beabsichtigte." Stets jedoch war er für den innigsten Anschluß an Deutschland.

Im Oktober 1848 eilte Schuler wieder nach Innsbruck zur Fortsetzung der ständischen Verhandlungen. Was wir im allgemeinen oben über Schuler's Betheiligung an jenen Verhandlungen gesagt, gilt

natürlich auch hier. Freilich waren die Berathungsgegenstände wesentlich andere.

Schuler wurde zum Vorsitzenden einer der fünf Abtheilungen des aus zwanzig Mitgliedern bestehenden Ausschusses für allgemeine Landesangelegenheiten ernannt, als dessen Berichterstatter er besonders lebhaft und eindringlich für eine innige ständische Vereinbarung zwischen Tirol nnd Vorarlberg, für die Erhaltung und Einheit des Landes gegenüber den welschen Trennungsgelüsten und für den Anschluß an den deutschen Zollverein plädirte.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, sah Schuler bald, daß seine schönsten Wünsche für Deutschlands Einheit bei der herrschenden Partheiwuth vernichtet würden. Gegen die Wahl des Königs von Preußen zum deutschen Kaiser protestirte er mit den übrigen Tiroler Deputirten.

Frankfurt, 24. Februar 1849.

An Adolf Pichler.

— — — Herr . . . . . soll geäußert haben, wie Ihr mir schreibt, von einer Universität für Innsbruck dürfe nie eine Rede sein; ich aber streiche dieses „nie" aus, und ich sage, wenn Tirol ernstlich will, wenn wir keine Memmen und schweifwedelnde Hunde sind, so werden wir sie haben. Wenn Tirol wie Ein Mann für seine Interessen einsteht, wenn es nichts Unbilliges begehrt, wenn es vor Allem weniger bettelt und mehr sich selbst zu helfen sucht, so wird man sich hüten, dieses ministerielle diktatorische nie leichtfertig zu gebrauchen. Meine Ansicht war immer keine Staats-, sondern eine Landes-Universität. Sie sollen uns die früheren Stiftungsfonds der Innsbrucker Universität herausgeben, das Uebrige soll das Land aus eigenen Mitteln aufbringen und wir werden ihnen zeigen, daß wir mit Verstand, gutem Willen und mit den von uns selbst gewonnenen Talenten eine Universität herstellen, die die Hälfte der gepriesenen Großanstalten kosten und für die Bildung der Jugend mehr, für die Wissenschaft nicht weniger leisten wird als diese dünkelhaften Ministerialpflanzen.

— — — Grüßt mir alle Freunde und küßt mir den heimatlichen Boden und das erste Märzveilchen. — — —

Frankfurt, 18. März 1849.

An Ruf.

— — — Nun haben wir glückliche Austriaken eine Constitution; so ein Stück Papier kommt mir vor wie eine Vexierdose; man weiß nicht, springen Engelchen oder Teufelchen daraus hervor. Ich machte mir darüber allerlei Glossen, und ich müßte lügen, wenn ich sagte, mein Gefühl sei ein ungetrübt freudiges; allein ich habe Resignation gelernt, und es geht mir wie dem Schiffbrüchigen, wenn er nur Land sieht, sei es auch ein kahler, zerklüfteter Felsen. Große Lebensfähigkeit traue ich dieser Verfassung eben nicht zu. — — —

Hier will man uns mit Sturmeseile eine Verfassung abringen, um Deutschland baldmöglichst in eine preußische Domäne zu verwandeln. Welche Intriguen deßhalb gespielt wurden, wie selbst die geachtetsten Charaktere — ein Welcker, Riesser — sich zu den schreiendsten Apostasien verleiten ließen, mit welchem Fanatismus der Gehässigkeit die preußische Parthei uns Oesterreicher verfolgte: das zu beschreiben, wäre zu weitläufig. Ich habe seit meiner Hieherkunft im Februar viel erfahren und viel erduldet; ich bin in meinen Hoffnungen und in meinem Muthe gebrochen. Auch meine Gesundheit ist angegriffen. —

Diese Ueberzeugung hat sich bei mir festgestellt, daß eine so große Versammlung, auch wenn sie die tüchtigsten Kräfte unter sich zählt, wie es hier der Fall ist, nimmer im Stande sein kann, eine gute Verfassung zu machen. Eine gute Verfassung wird überhaupt nicht „gemacht", aber in einer so zahlreichen Gesellschaft am allerwenigsten, denn das letzte Wort führen die Partheileidenschaften und die Entscheidung wird meist durch die Partheitaktik errungen. — Ich habe es hier offen in der zahlreichsten Versammlung ausgesprochen: Wir repräsentiren nicht mehr das deutsche Volk, sondern nur politische Partheien, und jeder unserer Beschlüsse ist ein Werk dieser und nicht der wahre Ausdruck der Bedürfnisse und der Wohlfahrt des Volkes. — — —

Frankfurt, 9. April 1849.

An denselben.

— — — Ich weiß nicht, was Ihr wollt, wenn Ihr mich gar so conservativ findet; das Wahre ist, daß man eine gründliche Verachtung gegen mancherlei Sorten Liberalismus bekömmt, wenn man

sie näher kennen gelernt hat. Das hängt wahrhaftig nicht mit der Gesundheit oder Kränklichkeit zusammen, sondern mit den Grundsätzen der Ehrlichkeit und der wahren echten Liebe zu vernünftiger Freiheit. Wir haben uns ja schon vor Jahren in der Anerkennung vereiniget, daß nur das Vernünftige frei sei und frei mache. — — —

Wir hangen nur noch an einem dünnen Faden mit Frankfurt zusammen und dieser wird wahrscheinlich am künftigen Mittwoch, oder wenn man die Comödie einer Verweisung an einen Ausschuß noch spielen will, Freitags oder Samstags reißen. Die Linke und das preußische Centrum werden sich coalisiren und den Weg revolutionärer Beschlüsse versuchen; für diesen Fall werden alle Oesterreicher und Bayern, die nicht zur Coalition gehören, austreten. Was dann geschieht, weiß der Himmel; aber für Revolutionen ist jetzt der Zeitpunkt schlecht gewählt und der Boden dürfte sich nicht allzu fruchtbar erweisen. — — —

Wenn ich nach Hause komme, werde ich mich wahrscheinlich in die Reihen der Opposition stellen müssen — trotz meines Conservatismus; denn unser Ministerium scheint im besten Zuge, ganz im vormärzlichen Style regieren zu wollen.

Nun, theurer Freund! wolle fest wohl leben, so wird's auch nicht fehlen. Grüße mir alle Freunde und Bekannten; ich freue mich herzlich unseres Wiedersehens, obwohl Frankfurt jetzt, wo es zum baldigen Scheiden kommt, wie eine kokette Schöne noch alle Reize aufbietet, um uns zu fesseln. Aber keine Berge — und nicht die Lieben aus diesen Bergen um mich; was nützt mich da alle Herrlichkeit? —

Heute sind, Ostern zu Ehren, alle jetzt zahlreichen Schiffe, die am Mainquai liegen, beflaggt. Es sieht sehr hübsch aus; — eines darunter führt die österreichische Flagge; — mein patriotisches Herz hat sie mit lautem Pochen begrüßt. — — —

Aus diesen Briefen ist ersichtlich, wie schwer sich Schuler in Folge all der vereitelten schönen Hoffnungen gedrückt fühlte, wie verdüstert sein Gemüth war. Aber die stille Sehnsucht blieb wach in dieser Brust, die Sehnsucht nach den heimatlichen Bergen, und das treue Herz klopfte unter dem Leide tiefster Hoffnungslosigkeit für das Vaterland und seine Lieben.

Am 16. April zeigte er seinen Austritt aus der Nationalversammlung an. —

Mit der nun allerwärts wie eine Sündfluth hereinbrechenden Reaction war der so ersprießlichen öffentlichen Thätigkeit Schuler's ein undurchdringlicher Damm gesetzt. Bitter beklagte er in seinen Briefen aus der damaligen Zeit und in seinen Gesprächen mit vertrauten Freunden den Verlust der Freiheit und den Rückgang all der segensreichen Institutionen, die uns dieselbe gebracht oder hätte bringen können. Mit sicherm Blicke und düstern Herzens verkündete er schon damals all die traurigen Folgen der Reaktion und der starren jeden freiwüchsigen Organismus erdrückenden Centralisation voraus, die sich später in dem Verfalle der finanziellen Zustände, in dem allgemeinen Mißtrauen und in den Niederlagen auf den Schlachtfeldern der Lombardei auf beklagenswerthe Weise zeigen sollten.

Wir können es im Interesse des Landes, sowie seinem eigenen nicht genug bedauern, daß die unheilvollen zehn Jahre, welche ein düsterer Flecken in der Geschichte Oesterreichs sind und in ihrem Gefolge alle die furchtbaren Katastrophen hatten, an denen jetzt noch das gemeine Wohl und der Bestand Oesterreichs kranken, gerade mit dem letzten Dezennium seines Lebens und Wirkens zusammenfielen.

Wie viel hätte ein Mann von seinen Kräften leisten können, wenn sie hätten so sehr in's weite und große wirken können, als seine große Seele es begehrte. Doch auch jetzt konnte die dumpfe Resignation, die sich wie ein Alp auf alle strebenden Geister legte und sie zu erdrücken drohte, seine Kraft nicht lähmen, und wiewohl derselben enge Grenzen der Wirksamkeit gesteckt waren, so leistete er doch innerhalb derselben, so viel ihm nur gestattet war, mit Wort und That.

Seit 1850 ertönte seine Stimme der Warnung und der Belehrung in einer Reihe trefflicher Aufsätze in der Schützenzeitung, die durch seine Mitwirkung lange Zeit die Vorkämpferin für tirolische Interessen war und allein eine oppositionelle Haltung einzunehmen wagte. Unter diesen Aufsätzen heben wir die „tirolischen Gedanken" aus dem Jahre 1852 hervor, welche so bedeutendes Aufsehen machten, daß sie, in Brochürenform nochmals abgedruckt, durch das ganze Land Verbreitung fanden, und überall als der getreueste Ausdruck der Wünsche und Bedürfnisse Tirols mit Freuden aufgenommen wurden. Leider wurden

die darin gegebenen Winke nicht beachtet. Sie sind gleichsam die Quintessenz aller seiner auf Tirol bezüglichen Studien, Kenntnisse und Erfahrungen und zählen zum gehaltvollsten, was je über Tirol geschrieben und was überhaupt auf publicistischem Gebiete geleistet worden. Für seine Landeskenntniß und seinen Patriotismus sind sie das ehrenvollste Zeugniß. Da dieselben in seine gesammelten Werke aufgenommen sind, können wir uns füglich eines nähern Eingehens in den Inhalt entheben.

Nebst diesem Aufsatze zeugt ein anderer aus späterer Zeit, drei Monate vor seinem Tode geschriebener, „der Friede", von seinem politischen Scharfblicke, mit dem er die Beweggründe, die den österreichischen Kaiser zum Friedensschluß bei Villafranka bestimmten, darlegte, nnd auf die Mittel und Wege hinwies, die unerläßlich nöthig wären zur Hebung des Credits, des allgemeinen Vertrauens und zur Schadloshaltung der schwerbetroffenen Länder. Innere Reformen, besonders ein gutes Gemeindegesetz und Provinzialverfassungen, würden der österreichischen Regierung an dem gleicherweise vorgeschrittenen Deutschland nicht nur einen Bundesgenossen in ähnlichen widrigen Fällen sichern, sondern dasselbe würde auch bei Oesterreich seinen Schutz und Hort suchen und finden.

Die Verbreitung dieses freien Wortes war erst wieder möglich geworden, nachdem man auch in höhern Kreisen zur blutig errungenen Einsicht gekommen war, daß der Rath und Wille Eines Staatsmanns nicht ausreiche, um ein Reich von 40 Millionen zu regieren. Vor 1859 hatte sich Schuler seit dem Abschluß seiner parlamentarischen Laufbahn darauf beschränkt sehen müssen, seine gemeinnützige Thätigkeit der Commune oder solchen Landesangelegenheiten zu widmen, zu denen man ihn eben brauchte und berief.

In Bezug auf die letzteren ist sein Wirken als Vicepräsident des ständischen Ausschusses voranzusetzen, welcher an Stelle des aufgelösten Landtags die laufenden Geschäfte führte. Als solcher entwarf er im Auftrage des Statthalters Grafen Bissingen im Jahre 1849 ein Landesstatut für Tirol, das, wiewohl das beste aller ausgearbeiteten Statute, dennoch keine Berücksichtigung fand und ad acta gelegt wurde. Als gegen Ende des Jahres 1849 die großartigen Operationen zur Freimachung des Grundes und Bodens auch in Tirol begannen, wurde

Schuler bei der zu diesem Behufe zusammengesetzten Grundentlastungs-Landeskommission mit der Vertretung des ständischen Landschaftsausschusses betraut und blieb bis zur Auflösung dieser Landeskommission mit Ende März 1854 ein hervorragendes, die Interessen des Landes mit Kraft und Erfolg vertretendes Mitglied derselben.

Unterm 29. Februar 1852 resignirte Schuler, nachdem er schon früher sein Amt als ständischer Vicepräsident niedergelegt hatte, auch auf die Stelle eines ständischen Archivars, die er seit 1848 faktisch nicht mehr versehen hatte, und wurde auf Grund dieser Resignation am 4. Mai 1852 vom ständischen Ausschusse mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit enthoben.

Eine andere früher von ihm so ersehnte Stellung ward ihm mittlerweile durch seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Rechtsphilosophie an der Universität zu Innsbruck am 18. November 1849. Er wußte sich als solcher das Vertrauen und die Liebe der Studierenden zu erwerben und nahm auf ihre juridische Bildung nachhaltigen Einfluß. Auch hier bewährte sich wieder seine Neigung zur Jugend, die er gerne vertraulich an sich gezogen und im persönlichen Umgange gefördert hätte. Wir hörten ihn oft klagen über den Mangel an Wissensdrang auf Seite der Jugend, wie gern er sich herbeiließe, in vertraulichem Verkehre sie in ihren Studien zu fördern und ihnen durch Eröffnung seiner reichhaltigen Bibliothek Bildungsstoff zuzuführen. Allein mit Bitterkeit ward er gewahr, wie der allgemeine Druck auch Geist und Streben der Jugend niederhielt. Nachdem er am 28. August 1850 zum ordentlichen Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechts ernannt worden, bekleidete er im Studienjahre 1853/54 die Würde des Rector magnificus, 1855/56 des Dekans der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät; ferner war er von 1856—1859 Präses der theoretischen Staatsprüfungs-Commission und Stipendien-Referent der juridischen Fakultät durch zwei Jahre.

War ihm nun in diesem Amte eine entsprechende Gelegenheit zur Verwerthung seiner Kenntnisse in den Rechts- und Staatswissenschaften geboten, so füllte doch dasselbe die Thätigkeit und das Streben eines Mannes nicht aus, der zwar auf die gründlichste Theorie gestützt, doch einmal bereits praktisch am Staatsbau Hand angelegt und sich dabei bewährt hatte.

Wie wenig innere Befriedigung konnte es diesem Manne schaffen, glänzende Theorien vom Rechte aufzustellen, wenn er dasselbe in Wirklichkeit allenthalben mit Füßen getreten sah. Aber auch hier that er noch, was er konnte. War es ihm auch nicht mehr vergönnt, dem Staate im Großen und unmittelbar seine Dienste zu thun, so nahm er sich doch, wo es ihm nur vergönnt war, seines Heimatlandes und der Stadt, deren Bürger er war, mit allen seinen Kräften und mit einer Aufopferung an, die von seiner Liebe für seine Landsleute und Mitbürger das rührendste Zeugniß ablegt. Und in der That erscheint die Menge der Geschäfte und Aemter, denen er sich zum Wohle derselben auf das bereitwilligste und freudigste unterzog, fast erdrückend für einen Mann, der nebenbei seinem Berufe als Lehrer nachkam und auf allen wissenschaftlichen Gebieten mit den neuen Erscheinungen und Forschungen derselben gleichen Schritt hielt, und wir würden mit der bloßen Aufzählung dieser Dienstleistungen Schuler's die geneigten Leser zu ermüden fürchten, wüßten wir nicht andererseits, daß es Bedürfniß ihrer Theilnahme und Dankbarkeit für diesen Vaterlandsfreund ist, mit Liebe allen Spuren seiner leider zu früh und für immer aufgehobenen segensreichen Wirksamkeit in gerührter Rückerinnerung nachzugehen.

Erst möge seine Thätigkeit für die Tiroler-Landesvertheidigung kurz berührt werden.

Wir haben ihn bereits im Jahre 1848 in Wien für Herbeischaffung der Mittel zu einer wirksamen Abwehr des Feindes energisch sich verwenden sehen.

Als im selben Jahre die Angelegenheit der zwei welschen Kreise Tirols zur Sprache kam, sandte er im eigenen Namen ohne Aufforderung ein Privatschreiben an den Minister, worin er weitläufig alle Gründe gegen eine administrative Trennung Welschtirols von Deutschtirol geltend machte und besonders den hervorhob, daß dadurch die Landesvertheidigung gegen Süden für immer gelähmt würde.

Mit Allerh. Entschließung vom 22. Dezember 1848 geruhte Seine Majestät ihm als Mitglied des Tirolerlandesdefensions-Comités für seine vielen dabei geleisteten guten Dienste und die bewiesene Hingebung durch das Comité die Allerh. Anerkennung bekannt geben zu lassen.

Als im Jahre 1849 unter dem Vorsitze des Statthalters eine Commission zur bessern Regelung des tirolischen Schießstandwesens

und zur Entwerfung eines Normals für die Landesvertheidigung aufgestellt wurde, war auch Schuler ein besonders thätiges Mitglied derselben.

Den 7. November 1850 erhielt er auf's neue eine Einladung des Statthalters Grafen Bissingen, als Mitglied der Commission zur Ausarbeitung der definitiven Organisirung des Tiroler Landesdefensionswesens beizutreten, indem „seine genaue Kenntniß der Verhältnisse des Landes, sein Vertrautsein mit dem Defensionswesen und dessen Zwecken und seine bewährte patriotische Gesinnung für das Gelingen der Arbeit bürge."

Schuler unterzog sich bereitwilligst auch dieser Arbeit; ihr Erfolg aber erlangte keine definitive Geltung. Erst im Jahre 1859 entwarf er auf's neue eigenhändig das, mit geringen Modifikationen bis jetzt in Kraft bestehende Landesvertheidigungsstatut, eine eben so mühevolle als schwierige Arbeit, ohne daß ihm dafür eine Anerkennung zu Theil geworden wäre.

Mit 4. Juni 1859 ward er zum Mitglied des Kreisdefensions-Comités für Innsbruck ernannt, und hatte sich in Folge dieser Ernennung auf einen schriftlichen Auftrag des Comités unverzüglich nach den Gemeinden Wald, Jenbach und Achenthal zu begeben, „um dort auf die schnellste Bildung der Schützenkompagnien kräftigst einzuwirken und die Gemeindevorsteher über die Vornahme der Losung zu belehren."

Noch vielseitiger war Schuler's Thätigkeit als Mitglied des Bürgerausschusses. Sein organisatorisches Talent, sowie sein so vielfältig bewährtes Geschick im Gebiete der Verwaltung machte ihn eben der Gemeinde unentbehrlich.

Am 26. Mai 1849 wurde er in den engern Ausschuß zum Entwurf einer Stadtverfassung berufen, welcher seine Arbeiten, an denen Schuler besonders wichtigen Antheil nahm, im August beendete.

Im August 1850 wieder in den Bürgerausschuß gewählt, hatte er im Vereine mit dem übrigen dazu erlesenen Comité eine neue Geschäftsordnung für den Stadtmagistrat zu entwerfen.

Im Oktober 1850 wurde er zu einem der zwölf Geschwornengerichts-Beisitzer für die Stadt Innsbruck und Umgebung gewählt.

1. November desselben Jahres in das Comité zur Prüfung der

Voranschläge der städtischen Einnahmen und Ausgaben und der Anträge zur Bedeckung des Ausfalls; endlich zur Prüfung eines Entwurfes, die Grundsätze über die Taxen für Aufnahme in den Gemeindeverband und als Bürger enthaltend;

25. November in die Commission zur Revidirung der Statuten des Armenwesens gewählt.

7. Dezember wurde ihm ein Bauprogramm zu einem städtischen Versorgungshause zur Prüfung und Begutachtung übergeben;

im Jänner 1851 in den Ausschuß zur Revision der Bauordnung für Innsbruck und Umgebung gewählt;

im Juli in's Verschönerungscomité.

12. September. Einladung zum Beitritt in die Commission zur Prüfung und Begutachtung eines Gesetzes über die Ablösung der Holzungs- und Weiderechte.

Im Mai 1852 stellte Schuler Anträge in der Holzversorgungsfrage und wurde Obmann des Comités zur Versorgung der Stadt mit Brennmateriale. In dieser Eigenschaft entwarf er ein äußerst umfangreiches Actenstück als Vorstellung und Bitte an Seine Majestät, worin er die dießfälligen Rechtsansprüche der Stadt verbunden mit einer genauen Schilderung der sonst hier maßgebenden Verhältnisse als überzeugende Begründung des Gesuches in gediegener Darstellung vorlegt. Er erwarb sich dadurch, sowie durch seine sonstige in dieser für die Stadt so hochwichtigen Angelegenheit ersprießliche Thätigkeit den lebhaftesten Dank des Bürgerausschusses.

Im Jahr 1853 wurde er in das Comité zur Berathung der Gottesacker-Angelegenheit gewählt und erstattete am 4. Mai 1855 Bericht über die Entwürfe des Comités. Diese Angelegenheit war mit besonders viel Mühe und Verdrießlichkeit für Schuler verbunden, da sie von Seite des im Ausschusse vertretenen Clerus und seines Anhangs auf den hartnäckigsten Widerstand stieß. Schuler erklärte im Juni 1857 seinen Austritt aus dem Comité, wurde aber wegen des Nachtheils, den sein Austritt auf den Fortgang des Unternehmens übte, mittels Dekretes vom 5. Juni 1857 vom Stadtmagistrat gebeten, im Interesse der Sache wieder in das Comité zu treten.

Seiner Beredsamkeit und Energie verdankt hauptsächlich die Stadtgemeinde die Anlegung des neuen Frithofs.

Am 6. Oktober 1853 wurde er zum Mitgliede der Commission für die Verwaltung des Lokalfondes der Realschule ernannt, für deren Errichtung und Vervollständigung er sich besonders lebhaft und vielfach betheiligte.

Zu wiederholten Malen und mit größtem Interesse betonte er in den Bürgerausschußsitzungen die Nothwendigkeit, für die Erhaltung der Landesuniversität alle Kräfte aufzubieten und dem Ministerium zur Errichtung einer medicinischen Fakultät förderlich entgegenzukommen. Von seiner Hand ist ebenfalls die umfangreiche Denkschrift und Bitte an den Erzherzog-Statthalter Carl Ludwig, die er im Auftrage des Magistrats und Bürgerausschusses vom Jänner 1857 ausarbeitete, um Verwendung für die Erhaltung und Vervollständigung der Universität zu Innsbruck. Auch dieser Aufgabe entledigte er sich mit Aufbot aller Kräfte, mit günstigem Erfolge und unter dem wärmsten Danke des Bürgerausschusses.

Am 25. September 1857 in das Comité zum Entwurf über die Bildung und Einrichtung eines Waisenhauses gewählt.

An diese Thätigkeit Schuler's in Gemeindeangelegenheiten und als Mitglied des Ausschusses reiht sich würdig sein Streben, auch andere gemeinnützige, patriotische und Kunstinstitute durch rege Theilnahme zu fördern.

Seit dem Jahre 1839 war er Mitglied der tirolischen Landwirthschaftsgesellschaft.

Desgleichen seit der Gründung des tirolischen Landesmuseums Mitglied desselben, trug er zur Hebung und Vervollkommnung dieser Anstalt wesentlich bei und wurde in Berücksichtigung seiner Kenntnisse und seines Kunstsinns, sowie seiner Verdienste um das Gedeihen des Instituts in der Generalversammlung vom 28. Dezember 1849 zum II. Curator des Ferdinandeums ernannt. Als solcher wirkte er bis zu seinem Tode für die Pflege und Hebung der Anstalt nach Kräften fort.

Im Jahre 1845 nahm er über Aufforderung des Guberniums auf die von einer hiezu bestellten Commission getroffene Bestimmung und Beurtheilung der Decoration des neuen Theaters im Innern, die Ausstattung der Logen, Einrichtung des Orchesters, der Beheizung u. s. f. wesentlichen Einfluß.

Durch viele Jahre Vorstand des Casinovereines, gründete er auch

noch einen andern Leseverein im Museum ausschließlich für schöne Literatur, dessen Leiter er bis an sein Ende blieb.

Gleichfalls war er Vorstand des sogenannten Turnusvereins (zur Erleichterung der Gemeinde-Einquartierungslasten) seit dessen Gründung.

Im Juni 1847 schrieb er einen mit vieler Sach- und Ortskenntniß verfaßten Aufsatz: „Die tirolische Eisenbahn" in die Allgem. Zeitung, in welchem er die Vortheile des vorgeschlagenen Baues in seiner commerciellen und strategischen Bedeutung betonte und nachwies, daß sich derselbe in Beziehung auf Sicherheit, Kürze und Einträglichkeit vor allen andern Linien zum adriatischen Meere empfehle; eine Darstellung, die überzeugend genug war, um auf die Zweckmäßigkeit des Projektes aufmerksam zu machen und so das endliche Zustandekommen des betreffenden für Tirol so unberechenbar wichtigen Unternehmens zu fördern.

Desgleichen ist von seiner Hand ein Aufsatz „über modernen Städtebau", den er bei Gelegenheit der Vergrößerung Innsbrucks durch neue Straßen schrieb, und der wegen seiner Trefflichkeit ebenfalls in seine gesammelten Schriften aufgenommen wurde.

Zu erwähnen ist noch ein rechtshistorischer Vortrag über die tirolische Landesschuld, der sich unter seinen Papieren von seiner Hand vorfand und der unwiderleglich nachweist, daß Tirol nur zur Uebernahme seiner ständischen liquidirten Schuld verpflichtet, und von jedem Antheil an der österreichischen Staatsschuld rechtlich frei sei. Wir konnten Zeit und Veranlassung dieser Abhandlung nicht ermitteln.

Da in den oben aufgeführten Aemtern und gemeinnützigen Beschäftigungen Schuler's seine letzten Lebensjahre aufgingen, so ist von seinem Privatleben aus jener Zeit wenig zu berichten, freilich dieses wenige von trauriger Bedeutung für unsern Freund.

Am 7. Juni 1856 starb seine Gattin Anna, geborne Aigner. Schuler's edles, dankbares Herz war durch ihr Hinscheiden auf das tiefste ergriffen und erschüttert. Die Scene des Abschieds zwischen den beiden Gatten war, wie uns ein anwesender Freund erzählte, herzzerreißend gewesen und übte einen nachhaltigen Druck auf seine Stimmung und seinen Lebensmuth. Bald darauf hatte er den Verlust seiner langjährigen Freunde Flir und Schönach zu beklagen. Angestrengte Thätigkeit hielt seinen Geist aufrecht, aber der schwächliche Körper hatte sichtlich unter diesen Schlägen des Schicksals gelitten. Zwar verehelichte

er sich zum zweiten Male am 19. August 1857 mit Rosa Egger und es schien ihm im innigen Verhältniß zu dieser einfachen, anspruchslosen Frau zum zweiten Mal ein schönes Glück zu erblühen; aber schon zwei Jahre nachher brachte er sie, selbst unwohl, aus dem Achenthale krank nach Hause und am 6. September war auch sie ihm für dieses Leben verloren. Diesen Schlag hielt sein angegriffener Körper nicht aus; ein organisches Herzleiden trat heftig und heftiger auf und bald gaben die Aerzte keine Hoffnung mehr für sein theures Leben.

Noch in den letzten Stunden beschäftigte seinen in ungebrochener Kraft thätigen Geist die Sorge und Liebe für das Vaterland. Unter anderem sagte er: Eines ist, was unserem Lande noth thut, die religiöse Toleranz. Wenn es diese nicht zu erringen weiß, so ist kein Heil für dasselbe zu erwarten. Diese Worte wiederholte er öfter mit besonderem Nachdruck.

Auf seinem Bette lagen die neuesten Zeitungsberichte. Auch hier noch bewährte sich sein politischer Scharfblick und seine Voraussicht. Er äußerte sich gegen den letzten und vertrautesten seiner Freunde, der ihm treu wie immer zur Seite stand, daß ein neuer Morgen über Oesterreich dämmere. „Jetzt," fuhr er fort, „jetzt käme meine Zeit! Aber ich weiß es wohl, daß wir heute Abschied nehmen müssen für immer. Doch nur drei Jahre möchte ich noch leben, nur drei Jahre noch — jetzt käme meine Zeit!" —

Wenige Stunden später, in der Nacht des 12. Oktobers, hatte dieser rege Geist die körperliche Hülle und den Schauplatz seines lebenslangen Ringens für die Freiheit verlassen, um dieselbe dort für immer zu finden und zu genießen, wo die Vernunft das einzige Gesetz ist.

Bei seinem Leichenbegängnisse zeigte sich die allgemeine Verehrung und Liebe durch den Zudrang aller Klassen der Bevölkerung. Als während der Einsegnung des Sarges die Liedertafel den letzten Gruß an ihn sang, feuchtete sich manches patriotische Auge und sah den Genius Tirols weinend sein Angesicht verhüllen am Sarge des Mannes, der, wenn gleich nie von oben dazu berufen und dafür belohnt, aus eigenem Herzensantrieb der wärmste Freund des Landes, der treueste und bedeutendste Kämpfer für sein Wohl und seine wahre Freiheit war.

Ehrende Nekrologe widmeten dem Verstorbenen die Allgemeine

Zeitung, der Tirolerbote und die Tirolerschützenzeitung und in drei Gedichten wurde ihm der Dank des Vaterlandes und seiner Freunde und Schüler nachgerufen. Eines derselben haben wir diesem Abrisse seines Lebens vorangestellt und von einem andern können wir uns nicht enthalten die letzten Strophen hier folgen zu lassen:

Das Vaterland sah manche jüngst erst fallen,
Dir ebenbürtig und Dir treu vereint,
Doch bist Du ihm der theuerste von allen,
Am herbsten doch wird Dein Verlust beweint.

Ruh aus, Du deutsches Herz von Deinen Mühen,
Dir ward im Leben manches herbe Loos,
Mag lang der Strom der Zeit vorüberziehen,
Du bleibst im Landesangedenken groß.

Dein Geist durchdringe, Deine hohe Seele
Des Vaterlandes jugendliches Mark,
Daß es ihm künftig nicht an Männern fehle,
Wie Du so edelthätig, frei und stark!

Die Trauer war allgemein; wer wäre auch gewesen, der nicht durch seinen Tod verloren hätte. Seine Freunde fühlten sich verwaist. Ihre frohen Zusammenkünfte gerieten in's Stocken, die belebende Seele schien ihrem Kreise zu fehlen. Und mancher, den Schuler's Größe und Werth zur innigsten Verehrung und Nachahmung hingerissen, suchte lange vergeblich um einen Stern, an dem sein Auge, müde der Oberflächlichkeit und Grundsatzlosigkeit um ihn, haften und sich erbauen konnte, als an dem „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht". Ein Freund, der ihm am nächsten stand, hat uns erst jüngst gestanden: Seit Schuler todt ist, ist mein Leben zerrüttet. Das ganze Land fühlt, was es an ihm verlor. Als die neue Freiheit über dem Lande erwachte, als man sich nach Männern umsah, deren Händen man das Wohl der Heimat anvertrauen sollte, da hörte man wohl oft den schmerzlichen Wunsch: Wenn Schuler noch lebte!

Er ist unvergessen!

Was er an Reichthümern hinterließ, das haben wir alle geerbt. Sein Bücherschatz fiel der Universitätsbibliothek anheim.

Wir haben nun die wenigen Daten, die wir über Schuler's Leben und Wirken ausfindig machen konnten, zusammengestellt. Schuler's Freunde mögen uns verzeihen, daß wir bei der Angabe seiner Verdienste um Land und Stadt, um Wissenschaft und Kunst keine Vollständigkeit erzielen konnten; der Grund davon liegt darin, weil ihrer so unerschöpflich viele sind, weil er sie selbst der Aufzeichnung in seinen Tagebüchern nicht werth fand, und uns deßhalb die Berichte darüber nur zerstreut und vereinzelt, manchmal durch Zufall vorgefunden, in die Hände kamen. Doch trösten wir uns damit, daß die Anerkennung manches seiner stillen Verdienste, das wir hier übersehen haben, in den Herzen derjenigen fortlebt, welche die Zeugen desselben waren.

Es erübrigt uns noch, ein Gesammtbild seines Wesens, wie sich dasselbe bei seiner frühreifen Bildung schon im ersten Mannesalter feststellte und später unter allen Umständen gleich blieb, zu entwerfen.

Indem wir aber an diese Darstellung gehen, ergreift uns ein banges Gefühl, ob wir im Stande sein werden, ein würdiges Bild dieses Mannes zu zeichnen, der in sich Kenntnisse, Fähigkeiten, Verdienste und Tugenden in solcher Fülle vereinte, daß wohl zehn Männer, sich in dieselben theilend, jeder für sich noch vollen Anspruch auf Anerkennung machen könnte, eines Mannes, von dem wir nicht wissen, ob wir die Vielseitigkeit seines Wissens oder die Gründlichkeit desselben, seine poetische Begabung, oder seinen kritischen Scharfsinn, seinen parlamentarischen Takt, oder seine Beredsamkeit, seine Geschicklichkeit in den Leistungen zum allgemeinen Wohle oder seine Bereitwilligkeit dazu, seine Hingebung und Aufopferung für das Vaterland oder seine Verdienste um dasselbe, seinen Geist oder sein edles Gemüth mehr bewundern sollen. Wir haben im Verlaufe seiner Lebensbeschreibung seine öffentliche Thätigkeit verfolgt vom deutschen Parlamente bis in den städtischen Gemeindeausschuß, wir haben gesehen, was er für das Heil seines Heimatlandes im Innern, wie gegen äußere Feinde gewirkt, was er der Jugend gewesen und den Armen, was die Pflege der Wissenschaft und Kunst in Tirol ihm verdankt, wie er gelehrt, gestiftet, ermuntert, belebt und erheitert. Was er gethan, nicht nur wir, seine Zeitgenossen, stehen dafür in seiner Schuld, auch die nach uns Bürger unserer Stadt, Bewohner unseres Landes sein werden.

Nie hat ein Orden seine Brust, nie ein hoher Titel seinen Namen geschmückt: seinen einzigen Lohn, freilich den schönsten, weil ihn nur das Verdienst erringt, fand er und wird ihn finden in dem Angedenken und der Dankbarkeit seiner Mitbürger. Es ist dieß ein stiller Lohn ohne Glanz und Demonstration, entsprechend der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit seines Wirkens.

Freilich im Leben war er nicht allgemein erkannt worden; wo man ihn brauchte, benützte man ihn; wo es Schwierigkeiten setzte, mußte er rathen und helfen, reden und schreiben; im übrigen gieng ihm der Hochmuth, ging ihm die Mißgunst aus dem Wege. Sogar Feinde und Gegner hatte der edle Mann (welches Große hätte nicht seine Feinde!), weil er seinen eigenen Weg ging, seine Ueberzeugung nicht beugte vor dem Lufthauch der Gunst und der Tagesmeinung. Auf der einen Seite vom Mißtrauen wegen seines Freisinnes gemieden, auf der andern vom Spotte wegen seiner Besonnenheit verfolgt, ging er unerschütterlich mitten hindurch im Bewußtsein, das Rechte zu wollen und zu thun, und gestählt durch den Panzer der Ueberzeugung. Hochherzig in Allem, vergalt er seinen Feinden nicht die Mißgunst, und tolerant selbst gegen Gegner, ehrte er auch ihre Ansichten. Aber seine Ueberzeugung hatte sich durch eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen, durch eine gediegene Welt- und Lebensanschauung festgestellt, und sie blieb stets dieselbe, er lebte ihr nach, bekannte sie freimüthig und starb mit ihr. Voll Ehrfurcht vor dem Göttlichen, voll Pietät für alles Heilige und Ehrwürdige, fest und gediegen in seinen Grundsätzen, dem Vaterlande ein aufopfernder Bürger, treu seinen Freunden, edel selbst gegen seine Feinde, fremd jeder Verstellung und Heuchelei, durchaus tüchtig und bieder — das war sein Charakter.

Nach anderer Richtung charakterisirt ihn ein heller überschauender Geist, ein durch Nebendinge unbeirrter, schnell das Wesentliche erfassender Blick, ein ordnender Sinn, durchdringender Verstand, ein alles Empfangene stets bereit haltendes Gedächtniß und poetische Einbildungskraft. Alle seine Schriften tragen das Gepräge dieses den Stoff beherrschenden Geistes, logischer Anordnung, und zeichnen sich durch eine seltene Rundung und Klarheit der Darstellung aus. Die Gabe der Rede im hohen Maße besitzend, floß ihm dieselbe stets klar, maßhaltend, den Zuhörer nie ermüdend, und wenn der Stoff oder die

Gelegenheit es forderte, mit Pathos des Ausdrucks und treffender Schärfe, dagegen im geselligen Umgange liebevoll und herzgewinnend, zutraulich besonders gegen jüngere und gleich weit entfernt von frivoler Witzelei, wie von pedantischem Lehrton und anmaßendem Dünkel stets erquickend, anregend und seelenvoll von den Lippen.

Sein Gemüth war reich und empfänglich und voll der wohlthuendsten Wärme für diejenigen, die es umschloß, voll Liebe und Theilnahme für die Natur und die Menschen. Er bewährte seinen Sinn für das Wahre durch seine allseitige Gelehrsamkeit und gediegene Kritik, für das Schöne durch seine Dichtungen und seinen Einfluß auf die Pflege der Poesie, Musik und der bildenden Künste, für das Gute durch sein ganzes der Gesammtheit wie dem Einzelnen wohlthätiges Leben.

Und wahrlich, wenn es als das höchste Ziel des menschlichen Strebens erkannt wird, neben der eigenen Ausbildung, Veredlung und Vervollkommnung des Geistes und Herzens auch alle seine Kräfte zum Wohle der Mitwelt zu verwenden, so hat Schuler dieses Ziel erreicht, und sein Verlust ist doppelt schmerzlich in einer Zeit, wo es Männer braucht, die *solche* Kräfte mit *solcher* Hingebung und Thatkraft dem Vaterlande weihen. Und so ging auch bei der Kunde seines Todes ein Hauch seines Geistes und seines Werthes über alle, die ihn kannten, über Freunde und Gegner, und man fühlte, daß *Tirol seinen besten Bürger verloren*.

Wir schließen mit den schönen Worten, mit welchen ein dereinst von ihm geleitetes und gehobenes Blatt die Schilderung seiner Leichenfeier begleitete:

Das ist der Vorzug des Geistes, daß, wenn auch die Hülle bricht, sein Wirken nicht abschließt, sondern sich fortschwingt und wieder Geistiges wirkt und fördert. Und darum stärke uns dennoch am Grabe des Geschiedenen der Anhauch seiner Geisteskraft, wecke und belebe das Verlangen zum Vorwärtsstreben, das er sich zur Devise seines Lebens gemacht, und nähre kräftig die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande! So lebt sein Andenken wirksam fort, und so bringen die, die dem Verblichenen im Leben nahestanden, seinen Manen ein würdiges Todtenopfer. —

Friede seiner Asche!

Inhalt.

Poetisches.

Kritisches.

Politisches.

Poetisches.

Skolie.

Viele Wünsche hegen Thoren,
Einen nur hab' ich erkoren,
Einen, aber inhaltsschwer!

Eines mußt du kräftig wollen,
Einem deine Wünsche zollen;
Edler Wunsch befeur't das Werk!

Was wir streben, mag's gelingen,
Unsre Saat soll Früchte bringen,
Zu des Vaterlandes Ehr'!

Was wir lieben, soll uns werden,
Und das höchste Glück auf Erden
Bürg' uns die Unsterblichkeit!

Unser Glaube werde Klarheit,
Unser Hoffen werde Wahrheit,
Unsre Liebe werde That!

Und nach thatgekrönten Jahren,
Eh den dunklen Weg wir fahren,
Noch ein fröhlich Wiederseh'n!

Liebeswahnsinn.

(Eine Novelle.)

> Life is but a bubble, — to which love imparts the colours, madness is an exalted life.
>
> **Shakespeare.**

Julius von Milten an Franz von Schüttow.

M. in Südtirol. September.

Meinen letzten Brief aus J. wirst Du erhalten haben? Daß ich meinen darin erwähnten Vorsatz ausführte, siehst Du aus dem Datum des heutigen.

Vor drei Tagen trat ich die Reise über das Gebirge in dieses herrliche Thal an. Der Weg war steil, beschwerlich und für meine geschwächte Gesundheit so anstrengend, daß ich gegen meinen Willen ein Pferd besteigen mußte. Auf der Höhe des Berges lag noch Schnee. Durch einen schönen Wald von Fichten, Tannen und Buchen ging es bergab. Das Thal, in welches man gelangt, ist enge, unfruchtbar, und selbst die wenigen Früchte, die der beharrlichste Fleiß dem kargen Boden abzwingt, werden oft durch die wilde Natur, welche jeder Anstrengung höhnen zu wollen scheint, entrissen. Keine Spur einer üppigeren Vegetation verräth, daß diese wilde Thalschlucht einem südlichen Himmel angehöre, und daß dem müden Wanderer nach drei Stunden Weges schon Traube und Pfirsich winken. Meine Ermattung gestattete mir nur ein langsames Vorschreiten, so, daß es schon dunkelte, als ich an die ersten Traubengelände kam. Nirgends sah ich diese so schön;

nicht an einzelnen Stecken oder Bäumen, sondern an gewölbten Bögen werden die Reben aufgezogen, so daß Du lange Strecken Weges durch einen Laubengang von Weinreben, zwischen denen Pfirsich und Feige lustig hereinhangen, hinziehen kannst. Es war Nacht geworden, der Mond stieg hinter den Gipfeln der beschneiten Berge hervor, und beleuchtete magisch das enge Thal und den durchbrausenden Bergstrom, ein leises Lüftchen wehte durch den lauen Abend hin, und raschelte von Zeit zu Zeit in den regen Blättern. Schweigend, eine Welt voll angenehmer Empfindungen in meinem Busen, zog ich langsam fürder, den treuherzigen Führer an der Seite, der nur selten durch freundliche Ansprache den Lauf meiner Gedanken unterbrach. Ich dachte an Dich, mein theurer Franz, an die Heimath, an alles, was dem Menschen theuer und heilig ist. Eine hohe Begeisterung durchzuckte meine Seele, ich war gerührt beinahe bis zu Thränen. Ich kann mich nicht leicht erinnern, in einer solchen Stimmung gewesen zu sein. So kam ich an die Mündung des Thales, auf dessen letzter Höhe eine majestätische Burgruine steht.

Auf einmal hörte ich leise Klänge einer Guitarre, einzelne abgerissene Akkorde in klagenden Molltönen. Du kannst denken, von welcher Wirkung sie auf mich in dieser Umgebung waren. Das ferne Tosen des Waldstromes, das linde Säuseln der Luft, welche die Klänge nur halb zu mir hertrug, die duftige Mondbeleuchtung, der schauerliche Ernst der Gegend und der mir nahestehenden Trümmer alter Herrlichkeit, die Spannung meines früher erregten Gemüthes, — alles wirkte zusammen, daß diese Klänge einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich machten.

In einer kleinen Entfernung, zwischen hohen hundertjährigen Kastanienbäumen, erblickte ich Licht. Von dort her kamen auch die Töne. Lange hielt ich mein Pferd an, ich glaubte auch leisen Gesang zu unterscheiden; aber das Laub flüsterte, der Bergstrom rauschte dumpf in der Tiefe, ich konnte nur gehaltene Tonschwingungen vernehmen. Ich fragte meinen Führer, wer dort wohne?

Die Wahnsinnige. —

Diese Antwort war nicht geeignet, mich zu befriedigen; hastig wollte ich erfahren, wer sie sei?

Das wisse er nicht, sie sei in der Gegend nur unter diesem Namen bekannt.

Arme Marie, seufzte ich, und ritt weiter. Ich dachte an Yorks arme Marie in Moulins. Mit meiner Betrachtung der Gegend war es am Ende. Ich konnte den trüben Gedanken an die wahnsinnige Guitarrespielerin nicht los werden, die sich wunderbar mit der armen Marie und einem dunkeln Bilde in meinem Innern zu einer Person gestaltete. In tiefes Sinnen verloren, würde ich nicht einmal das freundliche Landstädtchen mit seinem rothen Thürmen bemerkt haben, hätte nicht der Schall des Pferdetrittes auf dem Pflaster mich erinnert, daß ich am Ziele meiner heutigen Tagfahrt sei. Alle Menschen des arbeitsamen Oertchens lagen schon in tiefer Ruhe, und kaum fand ich in einem Gasthause noch Aufnahme. Die Ermüdung überlieferte mich bald den Armen eines wohlthätigen Schlummers, und bunte Träume von dem Lande, in dem die Trauben glüh'n, von einem schönen, blassen Frauenbilde, das im Schatten düsterer Kastanien zwischen Rosenbüschen saß, umgaukelten mich, bis die Morgensonne sich durch die Vorhänge des Fensters an mein Bett hereinstahl, und mir eine wundervolle Scene eröffnete.

Von den Fenstern meines Zimmers aus übersehe ich eine prächtige Fläche, durch welche die Etsch mächtig dahinbraust. Ringsum ist sie bogenförmig von Bergen eingeschlossen, die sich zum Theil allmählig, zum Theil steil erheben. Mir gegenüber prangt die Veste Tirol, „der graue Pathe, der das Land nach sich genannt für ew'ge Zeiten." Rechts und links von ihr weg zieh'n sich den Abhängen der Berge entlang zum Theil erhaltene, zum Theil verfallene Schlösser; über dichte Baumgruppen ragt hie und da ein Kirchthurm hervor, das Dasein eines freundlichen Dörfchens verrathend; reinliche Bauernhöfe sehen aus den Rebengeländen Dich an; mit dem schönsten Grün prangen die weiten Wiesen von kleinen Kanälen durchschnitten, die zu beiden Seiten mit Weidenbäumen eingefaßt die Ebenen mannichfach und angenehm durchschneiden; überall die reiche Fülle des segenbelasteten Herbstes; — ich sog diesen Göttergenuß mit vollen Zügen in die weitgeöffnete Seele.

Nicht länger duldete mich der schöne Tag in der engen Umschließung des Zimmers; ich wollte hinausstürmen; da fiel mir die arme Marie, — so nenne ich sie einmal — ein, und ich ließ den Wirth rufen. Durch viele Fragen erhielt ich endlich dieß ungenügende Resultat: das Fräulein sei vor vier Jahren mit einer ältlichen Frau hieher gekommen, sie

hätten alsogleich den Platz, auf dem gegenwärtig ihr Häuschen stehe, gekauft; das Fräulein sei anfangs außerordentlich schwermüthig gewesen, und habe sich sogar einmal von den Ruinen in den Bergstrom stürzen wollen, weßhalb sie von den Landleuten als unheimlich gemieden werde. Sie scheine, setzte der Wirth hinzu, reich und vornehm, denn aus der benachbarten Handelsstadt erhalte sie oft beträchtliche Summen, welche sie fast ganz zu wohlthätigen Zwecken verwende: und einmal sei sogar ein Herr mit einem Stern auf der Brust hieher gekommen, sich nach ihr zu erkundigen; aber er sei denselben Tag wieder fortgereist.

Alle diese eingezogenen Nachrichten konnten nur meine Neugierde und mein Interesse an der Unglücklichen auf das Höchste spannen. Du kannst also leicht errathen, wohin mich meine Wanderung führte, und nach kurzer Zeit Auf- und Niedersteigens stand ich vor den Ruinen des Schlosses, an denen ich gestern nachts die Töne der Guitarre vernommen hatte. Der große Reiz des geheimnißvollen Wehmüthigdüstern war vor dem Glanze des fröhlichen Tages verschwunden, doch fesselte mich das interessante Plätzchen, der Eindruck der vorigen Nacht war nicht erloschen, und mehr als Neugierde, (lächle nur Franz!) trieb mich, dem Umkreis der Wohnung der räthselhaften Unglücklichen näher zu besehen.

Zenoburg heißt die Ruine; der Umfang und die Festigkeit ihrer Mauern, die marmornen Thür- und Fensterpforten, ein vollkommen erhaltener Thurm, zeigen von der Pracht und dem Reichthume seiner ehemaligen Bewohner. Die mit Epheu üppig umrankten Trümmer, deren südliche Seite über einem furchtbaren Abhange, an dessen Fuß der Bergstrom vorbeischäumt, erbaut ist, gewähren einen höchst malerischen Anblick. Nicht weit davon unter Kastanien erblickte ich ein Häuschen, bis zum Giebel mit Reben umgittert, ein kleiner Bach murmelte dicht daran vorbei, — dort wohnt sie, ich mußte sie sehen.

Ich gieng näher, allein das Häuschen war geschlossen; ein kleiner Garten hinter demselben, reinlich gehalten und sorglich gepflegt, war ebenfalls unbesucht; etwas ungeduldig schritt ich vorwärts, mich nicht ohne Mühe zwischen Jasminsträuchen durchwindend. Jetzt erblickte ich ein weißes Gewand; ich hielt an, um durch das Rauschen im Gesträuche meine Gegenwart nicht zu verrathen, behutsam bog ich die Zweige

auseinander, ich konnte sie ganz sehen; denke Dir, Franz, mein Entzücken, — als ich die schönste Gestalt erblickte, die ich je geschaut habe. Wenn auch nicht mehr ganz jugendlich, stand sie doch noch in der Blüthe der Jungfräulichkeit. Ein leichtes, weißes Ueberkleid umfloß den hohen, beinahe ätherisch gebildeten Körper, kastanienbraune Locken umschatteten ein griechisches Profil, dessen weißer Teint mit den Blüthen des Jasminstrauches wetteiferte; umsonst suchte ich nach einer Spur zerstörenden Wahnsinns, nicht einmal tiefe Schwermuth entdeckte ich in ihren Zügen, nur Resignation, ein Höherstehen, als das Leben um sie her, glaubte ich zu erkennen, sie würde ausgesehen haben wie eine Verklärte, aller Erdenmühen baar, hätte nicht das beinahe dunkelblaue Auge ihr unfreiwillig den eigenen Zauber schwermüthiger Sehnsucht verliehen. —

So sah ich sie, unbeweglich war ich an die Stelle geheftet, die mir den holden Anblick gönnte; ich konnte mich nicht satt sehen, und wäre vielleicht bis zur Nacht gestanden, hätte sie sich nicht von ihrer Arbeit erhoben, (sie stickte, und fütterte von Zeit zu Zeit eine Taube, die ab- und zuflog,) und mich dadurch gezwungen, mein theures Plätzchen zu verlassen. —

Diese himmlische Gestalt wahnsinnig? so unglücklich?

Mit einer ganz andern Empfindung im Herzen kehrte ich zur Stadt zurück. Ich begab mich auf mein Zimmer, wo ich mich lange vergeblich bemühte, aus der Verworrenheit meiner dunkeln Gefühle eine klare Ansicht herauszuziehen. Ich muß sie sprechen, denn mein ahnender Genius sagt mir, daß sie mir näher stehe, als wir beide wohl wissen mögen. Darauf stehen jetzt meine Gedanken, dahin ist all mein Trachten gerichtet, und mit dem ehrwürdigen Schauder, welcher der Erwartung wichtiger Begebenheiten vorhergeht, harre ich des Augenblicks, indem sich unsre Geister näher befreunden sollen.

Die Hitze verbiethet mir, nach Tische auszugehen, ich benützte die Zeit, Dir diesen langen, langen Brief zu schreiben, und jetzt, da der Abend seine kühlen Schatten über die heiße Flur ausbreitet, bin ich im Begriffe, mit meiner Flöte eine Wanderung nach den wohlbekannten Ruinen anzutreten, vielleicht ist sie für die Töne der Flöte empfänglicher, als für die scharfen Accente des leicht verletzenden Wortes. Lebe wohl! Ich küsse Dich, und grüße alle Lieben daheim.

Anfangs Oktober.

Ich habe sie gesprochen, Franz! öfters gesprochen. Mir ist seltsam zu Muthe, indem ich Dir davon Rechenschaft ablegen will. Es scheint nicht mehr bloß der Reiz des Neuen, der Zauber des Geheimnißvollen zu sein, der meine Brust unruhigen Wogen Preis gibt; — wenn es nun Zauber anderer Art wäre? O mein Franz, das könnte schlimm, sehr schlimm werden; — doch weg mit allen Reflexionen, ich will Dir treu berichten, und Du, mein geprüfter Freund, sollst mir rathen, — vielleicht auch helfen.

An jenem Abend wanderte ich, meinem Plane gemäß, dem freundlichen Häuschen zu; ich legte mich unferne desselben unter eine bejahrte Kastanie, daß ich nicht leicht gesehen werden konnte. Erst nach geraumer Zeit, als die Nacht schon ihre dichteren Schleier herabgesenkt, und die Sterne heraufgeführt hatte, erschien der sehnlich erwartete Augenblick; sie trat aus der Thür, die Guitarre im Arm, — o Franz! könntest Du sie sehen, wie ich sie sah! Lange stand sie mit dem Ausdrucke des innigsten Gebethes, und blickte zum Sternenhimmel empor; dann ließ sie sich auf die Bank vor dem Hause nieder, ergriff die Guitarre, und begann nach einem einfachen Vorspiele das schöne Kirchenlied;

Ave maris stella.

Bei der zweiten Strophe fiel meine Flöte sanft begleitend ein, (ich hatte das Lied früher oft mit inniger Andacht gespielt,) sie schien dadurch nicht im Geringsten gestört, vielmehr erhob sich, wie mir schien, ihre Stimme freudiger und reiner. Als sie das Lied im reinsten und metallreichsten Alt, den Du Dir denken kannst, gesungen hatte, ließ sie sich auf die Knie nieder, breitete die Arme zum Himmel aus, und sprach mit andächtiger Begeisterung: Oft schon klangen mir Deine milden versöhnenden Töne, mein verklärter Friedrich! doch nie so nahe, so hell und herrlich, wie heute; darf ich Deine selige Ruhe für eine Bothschaft halten, daß Du mich bald zu Dir hinaufnehmen werdest? —

Ich weiß nicht, wie? — ich versichere Dich, Franz, unwillkührlich — brachte ich die Flöte an den Mund, unwillkührlich spielte ich, wie im Nachhall, die letzten Takte des Liedes. Hastig richtete sie sich empor:

Habe Dank, meines innigsten, heißesten Gebethes Dank, theurer Freund! daß Du endlich mein Flehen erhörst. Du wirst mich an der Pforte der Ewigkeit empfangen, und an Deiner Hand werde ich eingeh'n in das Reich der Himmel. —

Ich hatte mich vom Boden etwas aufgerichtet, und war mehr in knieender, als liegender Stellung; wie sie sich umwandte, erblickte sie mich. Sie schien eben so betroffen, als ich es war; mir that es unendlich leid, ihre selige Täuschung durch meine ungeschickte Erscheinung zerstört zu haben; ich raffte mich vom Boden auf, und stotterte verlegen genug eine Entschuldigung, die so linkisch ausfiel, daß sie bemerken mußte, ich hätte ihr lautes Gebeth gehört. —

Also waren Sie der Flötenspieler, der heute abends die Güte hatte, mein einfaches Abendlied zu begleiten? fragte sie, die Augen zur Erde gesenkt, als ob sie über etwas nachdächte.

Ich fühlte den Vorwurf, der in ihrer Frage lag; ich wagte nicht zu antworten, die Flöte mit beiden Händen über der Brust haltend, stand ich demüthig und beschämt da.

Sie haben gehört, fuhr sie lächelnd mit unbeschreiblicher Huld fort, daß ich manchmal Anwandlungen von dem habe, was die Menschen Aberglaube nennen. Ich kann nicht davon lassen, ob ich gleich heute durch Sie einen traurigen Beweis erhielt, wie täuschend unsere lieblichsten Träume sind; dennoch kann ich mich nicht überzeugen, daß ein bloßes Ohngefähr Sie hieher führte; ich erkenne darin den Finger der Vorsehung, in Ihnen den Gesandten meines heimgegangenen Freundes, und auf diese Weise finde ich dennoch einen Weg, meinen beseligenden Glauben zu retten. —

O wer es werth wäre, Ihnen tröstende Bothschaft des Himmels zu bringen! entgegnete ich schüchtern. Schlagen Sie mir wenigstens die Bitte nicht ab, manchen Abend hieher kommen, und Ihren heiligen Gesang begleiten zu dürfen. Nirgends schwebt ja die Erinnerung lieber, als auf den Schwingen des sanften Flötentons.

Sie willigte nach kurzem Nachdenken ein, ich schied. Wie? das kann ich Dir nicht beschreiben, es war mir unmöglich nach Hause zu gehen, die laue Nacht hielt mich im Freien; erst gegen Morgen kehrte ich heim, durch das Herumgehen und die Stürme in meiner Brust bis zum Umsinken ermattet.

Ich habe sie seitdem öfters gesehen, sie spricht wenig, aber an meinem Spiele scheint sie Wohlgefallen zu finden. Würde sie es auch, wenn sie ahndete, was manchmal der verwegene Hauch dem treuen Instrumente anzuvertrauen wagt?

Den 29. November.

Der Regen schlägt an die Fenster, die Bergeshäupter haben sich in dichten Nebel gehüllt, im Kamin brennt ein lustiges Feuer, und ich sitze nicht ferne davon, und sinne nach über die ganze Zeit, welche zwischen meinem vorigen Briefe und diesem verflossen ist. Ihr werdet Euch zu Hause allerlei sonderbare Gedanken machen, daß ich noch hier bin, anstatt schon tief in Italien umher zu schlendern. Indessen hat dieß wenig zu sagen, und es geht mir gerade, wie vermuthlich Euch, ich mache ebenfalls allerlei Betrachtungen.

So bin ich eben jetzt beschäftigt, das Wesen des Wahnsinnes zu ergründen; höre Franz! das ist eine Untersuchung, bei der mir wahrhaftig oft mein Bischen gesunden Verstandes, wie man das Ding nennt, ganz wirblich wird; ich muß mit aller Gewalt darnach haschen, um nicht in einen geistigen Veitstanz zu verfallen. Jetzt komm, Freund, um mit Lear zu reden, jetzt wollen wir die Regan anatomieren! Ich weiß wahrlich nicht, was wollen denn die Leute, wenn sie sagen, der oder jener ist wahnsinnig geworden, er hat den Verstand verloren; wer sagt ihnen denn, daß sie den ihren vollständig beisammen haben? Wahn ist ja alles: eitler, sündiger, frevler Thorenwahn, aber nur das nennen diese Aufgeblasenen Wahn, woran sie nicht mit ihrer Nase stoßen, was sie nicht an ihren fünf Fingen abzählen können. Ist es denn auch wirklich so gewiß, wenn sie es mit ihren täppischen Händen anfassen, mit ihren blöden Augen begaffen, mit ihren tauben Ohren aushorchen können? Die Wahrheit liegt nicht so am Tage, wie ein schlechter Kieselstein; in tiefen Schachten findest Du sie, wie das edle Gold. Wer einer Raupe gleich, ewig an der Oberfläche herumkriecht, und jede Erscheinung für die Göttin selbst hält, dem wird sie nimmer zu Theil, er bleibt eine Raupe sein Lebenlang. Freilich darf er die mancherlei Leiden nicht erdulden, die dieser Entpuppung vorhergehen; dafür wird ihm aber auch nimmer die beseligende Verwandlung. Sieh!

zur Zeit, als ich noch nicht den Muth hatte, darüber so klar zu denken, wie jetzt, als noch nicht der ganze siebenfarbige Regenbogen des Geistes in mir spielte, da wurde mir oftmals recht bange, wenn ich bedachte, wie nahe jede Begeisterung an Wahnsinn gränze. Nun ich gelernt habe, alles nach seinem Wesen, und nicht nach seinem Namen zu schätzen, habe ich eine wahre Freude darüber. Nur muthig, quill hervor lustig und frisch, göttlicher Born, über das schlechte Gefäß hervor, stürze darüber hin mit muthigem Brausen, die Fugen wanken, es regt sich, es dehnt sich, — einmal mußt du brechen, jetzt, jetzt — geh' unter im göttlichen Strome. —

Am folgenden Tage.

Du siehst, lieber Franz! daß gestern der Geist in mir recht lebendig ward, wie konnte ich da weiter schreiben? Ich hätte ja arg gesündigt wenn ich mich seinem hohen Walten nicht ganz hingegeben hätte.

So oft ich dergleichen Gedanken hege, ist mir, als stände ich vor einem Bassin, die Sonne scheint mild herein, ein Wellchen läuft neckend dem andern nach, und auf dem Boden wogt ein goldenes Netz hin und her; je emsiger ich hinsehe, um so lebendiger wird das Netz, und und die Wellen; das Bassin fängt an sich zu regen, in mir beginnt ebenfalls die wogende Bewegung, es lockt, es zieht mich, auf dem goldenen Netz zu schaukeln. Stürze ich mich hinein, alle Welt würde mich einen Thoren schelten; und doch hätte ich nur gethan, was alle Welt thut, dem Golde wäre ich nachgestürzt, aber nicht dem rothen Erdengolde, dem geläuterten, geistigen Sonnengolde. Ueberall wollen sie nach ihrem Pigmeenmaße messen, und das Göttliche wollen sie erdrücken, sie fürchten sich vor dem Hervorbrechen desselben, weil sie dem Teufel zugeschworen. Ist nicht gerade die unschuldige Kinderzeit, jene Zeit, wo die Vernunft, wie sie sagen, erwacht, ist nicht gerade in ihr die schöne Lebensperiode, wo uns der holdeste Wahnsinn umspielt? Kinder kennen nicht Zeit und nicht Raum, alles tragen sie in den Blüthenkreis ihrer Phantasien zusammen, sie schmücken alles um sich her mit den angenehmsten und entferntesten Dingen, und behängen den Kranz mit goldenen Ahndungen aus dem Vaterlande, woher sie gekommen. Dann kommt der erwachsene Mensch, den der Teufel Hochmuth schon lange

aus dem unschuldigen Wahnsinne dieses Jugendparadieses hinausgetrieben hat, und belächelt vornehm die bedeutenden Spiele der Kleinen; nimmt ihnen ihr schönes Spielzeug, und gibt ihnen dafür dürre Stecken mit Lappen, die er Wissenschaft heißt, mühsam behängt. Da versteckt sich der Geist in das tiefste Winkelchen des Busens, und eröffnet nur selten seine Zauberlaterne, woraus ein Strahl den ganzen Klumpen Mensch emporringt, und ihn eine Weile in der Höhe hält. Das ist die verkehrte Welt von Anfang an, daß sie alles Göttliche in menschliche Schranken zwängen, daß sie das Kind dem Teufel der Welt zuführen wollen, anstatt es auf dem betretenen Pfade der göttlichen Phantasie fortschreiten zu lassen. Ich weiß, was sie dagegen von Verstand und Vernunft predigen, und wie sie über die Phantasie ihren kindischen Bann herabdonnern, aber sie bedenken nicht, das Vernunft und Verstand nur erkaltete Lavaströme des flammensprühenden Phantasielebens sind, den Gott entsendet hat, auf daß im Menschen ein Funken der Gottheit lebe, der ihm Kunde gebe von seiner erhabenen Heimath. Laß mich davon abbrechen, mich überwältigt die Bitterkeit des Gefühls, wenn ich an die absolute Verkehrtheit der Menschen denke, viel lieber schaue ich in meine Brust, da spielen andere Farben, als sie Euer rauhes Klima scheinen zu lassen vermag, da wohnt ein Gebild aus Himmelshöhen, leise, Töne entsteigen, o ich möchte untergehen in diesem Meere von Harmonie und Liebe! —

Im Dezember.

Hat je, mein Franz! ein Ahnungsmoment himmlischer Seligkeit in Dein Leben hineingeblitzt? Es gibt solche Augenblicke, in denen die Seele so freudetrunken sich emporschwingt, daß Du glaubst, ahnend einschauen zu können in jene unbegriffene und unbegreifliche Seligkeit, — aber schnell wie der zuckende Blitz entschwinden sie dem staubgeketteten Menschen. Solcher Momente erlebe ich, juble mit mir, herzlich geliebter Freund! eine fortlaufende Reihe — ja manchmal wundere ich mich recht, wie diese enge, arme, gebrechliche Menschenbrust nicht zerspringe bei dem gewaltigen Andrang eines solchen Freudenmeeres. Mögen sie bei Euch daheim schelten über den müßigen Zeitverderber; — mögen sie mir Mahnungsbriefe über Briefe senden, — lange schon

lese ich keinen mehr, — ruhig sitze ich in diesem geliebtesten Winkel der Erde, und lächle durch Thränen, mich freuend über die Fülle meines Glückes, wie ein Kind über die unverdienten Gaben des gütigen Christes.

Abgeschieden von der oft verletzenden, mißtönenden Außenwelt, nur durch das freundlichste aller Bande, durch Deine Freundschaft mit ihr noch zusammenhängend, lebe ich einzig dem heiligsten Dienste, der Verehrung des Göttlichen in irdischer Offenbarung. Täglich sehe ich sie, täglich umfängt mich mit ihr ein trauliches Stübchen, ihr Odem weht mich an, zu mir spricht sie Worte der Freundschaft, des Vertrauens, mit mir erhebt sich ihr Gebeth zu Gott auf den Schwingen der Töne, zu mir lächelt sie in himmlischer Klarheit; — o Franz, könntest Du nur einmal dieses Lächeln sehen, — das ist die Sprache der Seligen, so lächeln Gottes heilige Engel, wenn ein Gerechter eingeht in das Himmelreich.

Doch nur selten, sehr selten wird mir das Glück dieses Anblicks zu Theil, nur freundlicher Ernst schwebt gewöhnlich auf diesen Zügen, Erinnerung und Gefühl der Gegenwart scheinen für dieses Zauberwesen untergegangen zu sein; bloß in der gespanntesten Erwartung eines Zukünftigen scheint sie noch zu leben, ach! ich fürchte sehr, daß dieses Hoffen nicht dem Diesseits angehöre.

Sie muß in einer frühern Periode ihres Lebens sehr viel gelitten haben, denn eine solche Stimmung geht nur aus schweren Leiden hervor; aber den Schleier, der über dieser grauenvollen Vergangenheit ruht, zu lüften, ist mir nicht vergönnt; dieß war die einzige, unerläßliche Bedingung, unter der sie mir den fortgesetzten Besuch in ihrem Häuschen vergönnte. So steht sie vor mir, ein unbegreifliches Wesen, mich in scheuer Entfernung haltend, und doch mit den Banden eines allmächtigen Zaubers an sich fesselnd.

Ja, Franz, Dir gestehe ich es, ohne sie gibt es für mich kein Leben mehr; ihre Nähe ist meinem Sein nothwendiger, als die Luft, die ich einathme. Ich sehe schon jene kalten, alles durchschauenden und nichts begreifenden Leute, wie sie an die schnuppernde Trüffelnase eine Prise Tabak führend, und das ehrwürdige Haupt bedenklich wiegend — mitleidig fragen: Aber, mein Werthgeschätzter! wie ist denn das gekommen? Sie scheinen, mit Ihrer Erlaubniß, etwas Weniges an der

Hypochondrie zu leiden. Trinken Sie brav Sauerbrunnen, und machen Sie fleißig Bewegung.

O fragt mich nicht, ihr Thoren! fragt die Erde, warum sie ewig um die Sonne kreist, fragt die Blume, warum sie dieser ihre Düfte zusendet, fragt jene Vögel, denen ihr herrliches Liebesleben den Namen der Unzertrennlichen gab, warum sie vereint leben, und vereint sterben, fragt selbst das kalte Eisen, warum es der Magnet mit starrer Gewalt gefangen hält, fragt den Schöpfer, warum er mit Einem Hauche seines Odems zwei Körper beseelte?

Vier Wochen später.

Nein! auch an Franz will ich nicht mehr schreiben, auch er versteht nicht dieses glühende, selig begeisterte Herz; da liegt ein Haufen Buchstaben vor mir, seine Hand hat sie geschrieben; o ja, ich kenne diese Striche, die sein Herz so oft zu einem erfreuenden, warmen Gemälde ordnete, aber jetzt sind sie ein todter chaotischer Haufe; denn der belebende Geist des vormaligen Freundes meiner Jugend fehlt. Bist Du gestorben, Franz? haben sie Dein schönes Herz zerdrückt da draußen in der eisigen, unheimlichen Welt? bist auch Du zur Larve geworden? ich beklage Dich; Du bist gestorben, Du treuer Theilhaber meiner Freuden, meiner Schmerzen, — sie haben den Spiegel, in dem sich meine Seele so gerne verschönert wiederschaute, sie haben ihn zerbrochen.

Welcher listige Dämon hat wohl Deine Hand geschickt nachahmend diese herzlose, alberne Stelle Deines Briefes geschrieben? „Wohin soll Dich diese Leidenschaft führen? Ermanne Dich, o mein Julius! reiße Dich loß von diesem verderblichen Wahnsinne! kehre zurück zur heitern Welt; zu befreundeten Menschen, — fliehe die Nähe dieses unheimiichen Wesens!“

Das kömmt nicht von Dir, einer jener Tückischen hat es geschrieben, die den unerfahrenen Wanderer mit Sirenentönen an die leichenbesäete Küste locken, wo er die „heitere Welt“ zu finden wähnt. O, ich habe mich besser verwahrt; mich verlocket Ihr nicht mehr, mich umweht das linde Säuseln des Hains der Hesperiden, seine goldenen

Aepfel tönen melodisch über meinem Haupte zusammen, und dagegen ist Euer Schmeichelgesang das unbehagliche Knarren einer rostigen Windfahne auf dem Thurme des öden Schlosses. Ich bin heute ungewöhnlich milde, ich habe ja Kunde von dem Tode meines einzigen Freundes erhalten, darum vergebe ich Euch gerne, — nur Eines erfüllt mich noch mit Unwillen, Ihr habt es gewagt, mit aberwitziger Frechheit meine himmlische Maria ein unheimliches Wesen zu nennen. Das vergebe Euch Gott!

Für Euch freilich leuchtet nicht ihr himmelsuchendes Auge, für Euch freilich erschließen sich nicht die verborgenen Schachten ihres Herzens, vom gediegensten Golde strahlend, für Euch freilich bleibt das entzückende bunte Farbenspiel ihres Geistes ein matter, ungetheilter, weißer Strahl; aber darum erfrecht Euch nicht, was Euch ewig fern bleibt, unheimlich zu nennen, es mit Eurem tollen, wahrhaft unheimlichen Fratzenspiel in einen Topf zu werfen, oder bei dem Gotte, dessen reinster Abglanz ihr Wesen ist, — doch nein, ich will Euch nicht zürnen, ich will Euch bedauern, wie Ihr es verdient; aber bleibt mir von nun an ewig entfremdet, wie ich es mit meiner glühenden Flamme im Herzen Euch bin. Erhebe du dich Erinnerung vergangener Tage, und zeige mir das Bild meines abgeschiedenen Freundes in seiner vollen Schöne, in seiner Milde, und in seinem edlen Zorn. Nicht mehr wirst Du diese Blätter lesen, aber dennoch will ich ferner zu Dir sprechen. Wenn Dich ihr Geist einst anweht, wirst Du der entflohenen Jugendtage gedenken, und meinen Geist wie damals brüderlich umfassen.

Den 17. Jänner.

Ich bin nun losgetrennt von allem, was ein Menschenherz in sich schließt, allein Dir hingegeben, Du — o wie soll ich Dich nennen? bist Du ein höheres Wesen, auf diese unwirthliche Erde gebannt, und ungeduldig der Erlösung harrend, — oder schlagen auch in Dir des Lebens Pulse, wie in meinen Adern?

Wenn Du nicht fühltest? wenn die Flamme, die mich zu verzehren droht, einsam in dieser Brust fortwüthen müßte? Was willst du Frevler? welche Wünsche pochen an das Herz; o verschließ es, öffne

ihnen ja nicht; mit gewaltiger Windsbraut könnten sie das heilige Feuer des Vestaheerdes zur allverheerenden Lohe anfachen.

Den 20. Jänner.

Wie ist alles so stille um mich her, alle Leute im Hause und im Städtchen — auch mein treuer Georg schlafen schon den Schlaf des tiefsten Friedens; einsam wallt der Mond über die weißen Riesengestalten der Berge, kein Lebenslaut regt sich in der ganzen Natur, nur der Perpendikel der alterthümlichen Wanduhr hier in meinem Zimmer rennt in immer gleicher Unruhe hin und her.

Auch Du wirst schlummern, meine herrliche, einzig theure Maria! mögen Gottes Engel holde Traumgestalten um Dein Haupt hersenden, daß sie Dir Kunde von den Bildern Deiner Sehnsucht, Trost und Hoffnung bringen. Wenn es Dich erfreuen mag, umschwebe Dich auch mein Bild, das Bild Deines Freundes, der nur für Dich, nur in Dir lebt. Seltsam ist es, wenn ich an die Vergangenheit zurückdenke, wie ein Traum liegt sie vor mir, an den sich der Erwachende mit Mühe erinnert. Einzelne Gestalten tauchen in bestimmteren Formen aus der dunkeln Fluth; sonst ist mein ganzes früheres Sein in finstere Nacht gehüllt, und nur auf jene Momente fällt ein erhellendes Licht, in denen ich schon damals eine Ahndung jenes höhern Lebens hatte, das mich jetzt so ganz und gar beseligt. Eine Ahndung; aber, o wie bleich, wie nichtig gegen den Sonnenglanz des Himmels, in den ich jetzt die gotterfüllte Brust tauche.

Ja, nur Liebe ist Leben, sie ist der einzige Lohn, um den es sich verlohnt, einen Gang durch jene Spanne Zeit zu machen, die man Leben nennt. Als der Ewige seine Welten alle geschaffen hatte, und sich selber seines Werkes freute, da jubelten die seligen Geister einstimmig: O, wie herrlich sind Deine Schöpfungen! aber als er den Klumpen Erde belebte, und der erste Mensch Athem und Bewegung erhielt, da verstummte ihr Gesang, und mitleidig sprachen sie zum gemeinschaftlichen Vater: Wie armselig ist doch dieser Erdgeborne in seinem dunkeln Kerker; wie wird er sich zum Verständnisse Deiner Herrlichkeit erheben, wie soll er nach abgeworfener Staubumhüllung

den Uebergang von der tiefsten Finsterniß zum vernichtenden Glanze Deines Anschauens ertragen? Da winkte der ewige Vater mit jener Gott allein eigenen Milde, ein Strahl seiner neu erschaffenen Sonne senkte sich auf die Erde, die Mitleidsthränen der Engel fielen auf ihn, da spielte er in bisher ungekannter Farbenpracht, und der Ewige sprach: Ich habe Euch eine Brücke gebaut, auf dieser steiget nieder zum Menschengeschlechte, hauchet ihm die Liebe in das Herz, und es wird meine Werke verstehen, und meiner Herrlichkeit ahnend theilhaftig werden.

Ich bin dieser Herrlichkeit theilhaftig geworden, zu mir ist der Engel der Liebe niedergestiegen, und hat mir die Weihe der Seligen ertheilt. Himmel und Erde reden zu mir in verständlichen Zungen; o wie konnte ich euch so lange mißverstehen? Ihr sprecht ja die allereinfachste, verständlichste Sprache, ihr redet ja nur von Liebe. Ihr Schneeflöckchen da draußen, die ihr so gütig eine Decke über die Muttererde herbreitet, seid ihr nicht Bothen der Liebe? Ihr Berge, rufet ihr mir nicht vernehmlich genug zu: Voll Liebe strecken wir unsere Häupter dem Sonnenglanze entgegen, voll Liebe nähren wir ein zahlloses liebendes Geschlecht von Bäumen, Pflanzen und Thieren, voll Liebe saugen wir des Regens Tropfen in uns, bewahren den gütig gespendeten sorgfältig, um alles Lebende damit zu erfreuen. Und der Fluß wogt mir aus seinem oft durchbrochenen Bette zu: Was schelten mich die unverständigen Thoren, wenn ich über ihre Dämme herfluthend, voll Liebesgluth ihre Saaten umarme, ihrer Hände winziges Werk auf meinem Rücken forttrage? Keimt nicht reichere Befruchtung jeglicher Art aus meiner Umarmung? Und alle Stimmen singen und brausen und wogen und klingen durcheinander die reinste Harmonie im vielstimmigsten Chorale, und ich stehe mitten in dieser Melodienfülle, und rufe mit der ganzen Kraft meines Wesens: Ich liebe, ich liebe! —

Da zeigt mir die Erinnerung in weiter Ferne eine Gestalt, blaß und formlos, wie die eines halberleuchteten Schattenspiels. Ich kenne Dich, — Du bist das Gebilde eines Wahns, den ich einst Liebe nannte. Wie war das doch eine kindische Einbildung! damals war der Engel noch nicht zu mir herniedergestiegen; eine Schöpfung meiner verdammlichen Eitelkeit, meiner Selbstsucht gaukelte vor meinen verwirrten Sinnen, und damit entweihte ich den heiligsten aller Namen. O vergib mir, Du ewige Liebe! vergib auch allen jenen blinden Ixionen, die

noch schlechter berathen, als ihr unseliges Vorbild, eine Schlammgeburt statt der hehren Göttin umarmen. Vergib uns unsre Schuld! —

Die Glocke schlägt eilf, man sagt, dieß sei die Stunde, in welcher der Engel der Vergeltung an die Gräber pocht, um den schuldbeladenen Schläfer zu einem kurzen aber qualvollen Bußgange zu wecken. Ein schlecht erfundenes Mährchen, das nur derjenige glauben kann, den die schuldbewußte Brust die Möglichkeit eines solchen Strafgerichtes ahnen läßt.

Wohl entsteigen die Abgeschiedenen zu dieser Stunde ihren Gräbern, aber der Engel der Erinnerung ist es, der mit goldenem Stabe an ihre enge Klause pocht, und sie herausführt, um ihr jetziges Sein an ihr früheres Leben zu knüpfen. Da weilen sie gern an den Plätzen, welche Zeugen ihres schönsten Erdenglückes, und an den Schlafstätten ihrer zurückgelassenen Lieben, weben ihnen goldene Träume, und beglücken wenigstens den Schlummer des verlassenen Unglücklichen. Sieh, dort schwebt eine zu früh heimgegangene Mutter um die Wiege ihres Kindleins, sie segnet und kehret mit verdoppeltem Flehen für sein Glück in die Heimath; dort steht die Gestalt des Gatten am Lager des treuen auf baldige Wiedervereinigung hoffenden Weibes. — Dort — Gott im Himmel! es ist meine Maria; sie wandelt unter schattenden Ulmen, ich fliege ihr entgegen! — — —

Ich habe des Himmels höchste Lust genossen, sie liebt mich, ich habe an ihrer Brust gelegen, das Geständniß ihrer Liebe aus ihren Augen gelesen, von ihrer Lippe vernommen, wie Sphärenmusik; — jetzt kann ich meine Rechnung mit dem Leben abschließen; — kurz war der Augenblick, wie ein Traum, aber kann nicht der Traum eines Augenblicks Jahrhunderte aufwiegen? —

Georg an Franz von Schüttow.

Im Februar.

Ew. Hochwohlgeborne Gnaden werden mir verzeihen, daß ich es wage, Dieselben mit meinen geringen Zeilen zu belästigen. Nur die große Angst um meinen armen Herrn hat mir den Muth dazu geben

können. Ich bitte, Ew. Gnaden, erschrecken Sie nicht, aber ich muß Ihnen berichten, daß mein armer unglücklicher Herr dem Tode näher ist, als dem Leben. Der Doktor glaubt, er werde nicht davon kommen. Ich weiß mir nicht zu rathen und zu helfen. Der arme Herr phantasirt immer, er nennt so oft Ihren Namen, ich bitte Sie um Gottes willen, kommen Sie doch so schnell als möglich.

Ew. Hohwohlgebornen Gnaden

unterthänigster Diener
Georg
Reitknecht.

N. S. Das fremde Frauenzimmer, welches nach meiner geringen Meinung an allem Unglück Schuld ist, hat sich auf und davon gemacht. Sie könnte sonst vielleicht am ehesten helfen, meint der Doktor.

Franz von Schüttow an Eugenius von Milten.

Ende Februar.

Nach einer mit der größten Schnelligkeit, aber für die beflügelte Angst meines Herzens dennoch schneckengleich zurückgelegten Reise, bin ich heute früh bei unserm armen Julius eingetroffen. Empfangen Sie vor allem die wenigstens einigermaßen beruhigende Versicherung, daß ich das körperliche Aussehen Ihres Neffen besser gefunden habe, als ich erwartete. Die heftigsten Paroxismen, die seinem Leben ein schnelles Ende drohten, sind vorüber, er ist matt, erschöpft von den Anstrengungen eines auf's gewaltsamste gespannten Körpers- und Seelenzustandes; doch erklären ihn die Aerzte von naher und unmittelbarer Gefahr frei. Noch ist aber sein Bewußtsein nicht zurückgekehrt; er liegt meist in dumpfem Hinbrüten, und spricht wenig, aber irre. Ich nahte mich ihm bei meiner Ankunft sehr behutsam, um nicht sein geschwächtes Nervensystem durch die plötzliche Ueberraschung auf nachtheilige Art zu erschüttern; aber unnütze Vorsicht, er erkannte mich nicht. Theilnahmslos schaute er mich mit den stieren Augen der

Bewußtlosigkeit an; ich mußte mich weinend wegwenden von dem traurigen, herzzerschneidenden Anblicke. Georg sagte, daß er in seinen Phantasien meiner immer wie eines Verstorbenen erwähnt habe.

Meine erste Sorge war, durch diesen zu erfahren, wie denn alles gekommen, und dieses furchtbare Unglück über meines Freundes Haupt hereingebrochen sei. Aus seinen freilich sehr verworrenen Erzählungen, und den Papieren meines Freundes*), die ich Ihnen zugleich in Abschriften übersende, konnte ich Folgendes über Julius letzte Schicksale erfahren:

Sie werden sich, verehrter Oheim meines Freundes, erinnern, wie oft wir abends am Kamin in Scherz und Ernst über die geheime Wechselbestimmung der Seelen, und über jene unbewußte und dennoch so mächtige Anziehungskraft eines Geistes zum andern sprachen, stritten, und uns am Ende alle dahin vereinigten, daß wir wenigstens die geheim wirkende Macht des Geistes, der aus den unter uns kreisenden Pokalen duftete, über unsere Geister nicht in Abrede stellen konnten. Doktor P. war der eifrigste Verfechter des Geheimnißvollen; Magnetismus, Siderismus, geistige Rapporte waren die Begriffe, in welche sein ganzes Wesen, wie in einen Zauberkreis, hineingebannt erschien; während wir wacker gegen den guten Doktor und seine magischen Gewalten zu Felde zogen, und in unserm Uebermuthe so weit gingen, überhaupt alle Simpathie und jede nicht auf das freie Bewußtsein gegründete Seelenthätigkeit keck zu läugnen. Wie wenig dachten wir damals daran, daß uns bald eine so furchtbare Lektion werden sollte?

Nur einem unbegreiflichen Zauber, einer unaufhaltsam wirkenden, dunkeln Macht, kann ich jenes unzerstörbare Gefühl zuschreiben, von dem Julius beim ersten Anblicke eines ihm ganz fremd erscheinenden Wesens ergriffen wurde. Da war keine allmählige Entwicklung der Gefühle, kein Stufengang der Liebe von dem ersten Blicke des geliebten Gegenstandes bis zum ersten zarten Händedruck, und wieder bis wo zwei hoch lodernde Flammen in erster Umarmung zusammenschlagen, — riesengroß, allverzehrend schoß mit einem Male Julius unselige Leidenschaft empor. Von dem Augenblicke, wo er sie zum ersten Male sah, erzählte Georg, hatte er nur Einen Weg, nur Einen Gedanken. Anfangs war er oft sehr trübsinnig, er konnte stundenlang im Zimmer umhergehen,

*) Die dem Leser bereits mitgetheilten Briefe, oder vielmehr Selbstgespräche, und der nachfolgende Brief Maria's.

ohne Theilnahme für äußere Gegenstände, nur bisweilen tiefaufseufzend, wie einer, der schweres Leiden unabwendbar auf sich hereinkommen sieht; — später sei er heiterer, theilnehmender geworden; so oft er von der Ruine zurückgekehrt sei, habe ein seliges Lächeln um seine Lippen geschwebt, aber dieses Lächeln, setzte Georg hinzu, hat mir oft die bittersten Thränen ausgepreßt, denn gerade so lächelte der heilige Stephanus auf dem Altarblatte unserer Dorfkirche im Augenblicke seines Verscheidens.

Am Tage war Julius fast durchaus im Häuschen an der Ruine, oder in der Nähe desselben, nachts saß er gewöhnlich in seinem Zimmer und schrieb, oder wiegte sich träumerisch in seinem Stuhle; der Schlaf war beinahe ganz von ihm gewichen, eben so das Bedürfniß der Nahrung. Oft bat ihn der treue Georg mit aufgehobenen Händen, doch nur etwas zu genießen, um nicht ganz die Kräfte zu verlieren, und sich nur einigen Schlaf, und etwas Ruhe zu vergönnen. Dann antwortete er immer: O ich bin stark, — dieses Herz ist stark, — ich ruhe, in mir ist die Ruhe des Himmels; laßt mich wachen, wie bald werde ich lange — lange schlafen — und das Wachen wird nicht mehr in meinem Willen stehen.

Solche Reden brachen dem armen Burschen beinahe das Herz. So ging es einige Zeit gleichmäßig fort, nur daß die Momente träumerischen Zustandes häufiger wurden.

Diese scheinbare Ruhe wurde aber durch ein höchst unerwartetes Ereigniß unterbrochen. Am Morgen des fünfzehnten Februars kam ein Bauer aus der Umgegend zu Georg, und fragte diesen nach seinem Herrn. Georg führte ihn zu Julius. Diesem überreichte er einen Brief, und verschwand. Julius las ihn, und sank bewußtlos zu Boden. Von diesem Augenblicke trat das heftigste Nervenfieber ein. Der unglückliche Brief, von welchem ich Ihnen ebenfalls eine Abschrift sende, gibt deutliche Kunde, was für ein unseliger Wahn und welch ein dunkles Verhängniß durch diesen beide Unglückliche erfaßt hat. Vor der Hand bleibt mir nichts zu thun übrig, als mit angestrengtester Sorgfalt über die Pflege meines Freundes zu wachen und den Ausgang der obwaltenden Vorsehung anheim zu stellen. Und ich hoffe, das Vertrauen auf sie wird uns nicht täuschen.

Maria an Julius von Milten.

Den Schleier, der wohlthätig die dunkeln Abgründe meines Lebens bedeckte, haben Sie mit freveler Hand gelüftet. Kann ich es Ihnen verzeihen, daß Sie mich von neuem hinaustreiben aus meinem stillen Asyle in die Klippen und Untiefen der Welt? Wer hieß Sie unbarmherzig den Verband von Wunden reißen, deren Heilung nur dem Tode vorbehalten ist? Liebe fordern Sie von diesem Herzen? So wissen Sie denn, daß es nur zum Hasse geboren, daß jedes andere Gefühl Verbrechen, Verrath an dem geliebten Gegenstande ist. Ein grauenvolles Verhängniß waltet über meinem Haupte, und Fluch heißt der Begleiter, der mit mir durch das Leben geht. Nimmer darf die Liebe sich in meinen Kreis wagen, denn gleich jener starren, eisernen Jungfrau, die den Unvorsichtigen ergriff und in der Umarmung tödtete, kann ich nur verderben, was ich liebe und was sich mir liebend naht.

Halten Sie, Julius, dieß nicht für Wahn, für die Geburt einer zerrütteten Phantasie, furchtbar hat mich die Erfahrung belehrt. Ein Mal gab ich dem ungestümen Drange meines Herzens nach; wie erquickender Regen in den Schooß der schmachtenden Erde, so drang der Liebe Hochgefühl heilend, besänftigend und beseligend in diese sehnsuchterfüllte Brust. Nur die Erinnerung an die seligen Tage, die ich mit Friedrich liebend verlebte, hält mich noch aufrecht in meinen schweren Leiden. Wenige Tage waren es; gleich jenen, die sich um kurzen Genusses willen den Mächten der Hölle verschrieben haben, war mir die Glückeszeit bald abgelaufen. Das Verderben, das ein alter Fluch an meine Ferse gekettet hat, ereilte bald meinen Friedrich, es jagte ihn in Wahnsinn und Tod. — Fühlen Sie nun, o Julius, alle Schrecken meines armen Daseins? Mein Leben ist ein dunkles, fluchbeladenes Räthsel; keinem ist die Lösung vergönnt, jeder kecke Forscher büßt mit seinem Leben, oder was ihm noch theurer sein mag, als dieses. So stehe ich da, mit meinem weichen Herzen voll Liebe, ärmer als jeder Bettler; — er darf eine Gabe erflehen und hoffen, — ich muß selbst die Hoffnung meiden. Einmal wollte ich durch einen schnellen Sprung von diesen Felsen aus meinem schweren Erdentraum aufwachen, ich wurde gehindert, das Geschick will nicht durch Verbrechen

gesühnt werden; als eine Wahnsinnige hat man mich gemieden und bewacht. Ja, wohl kömmt es mir bisweilen vor, als sei alles nur heller Wahnsinn, und ich selbst würde von einem tollen Spucke zu Tode gehetzt. —

Sehen Sie, Julius! so ist die, die Sie lieben — wollen; — wollen, sage ich, Julius, ich bitte Sie, wiederholen Sie „wollen.“ Es wäre schrecklich, wenn das Grauenvolle schon geschehen wäre, das Verderben Sie schon erfaßt hätte. Darum fliehe ich; — suchen Sie mich nicht — ich fliehe, und verberge mich irgendwo in den einsamsten Winkel der Erde vor mir selbst und meinem Geschick. Und wenn Sie je eine Regung dessen, was Sie in unglücklicher Verblendung Liebe nannten, für mich gefühlt haben, so verwandeln Sie jeden Moment dieses Gefühles in Haß, jeden Tropfen Blut, der durch ihr Herz pocht, in Galle, denken Sie an mich als die Mörderin des edelsten Menschen, als eine Fluchbeladene, Unstäte, Heimathlose; — schwelgen Sie in jeder Vorstellung, die Ihren Abscheu gegen mich nähren kann; dann versöhnen Sie vielleicht das Schicksal, das schon drohend seine Hand gegen Sie erhebt, weil Sie einer von ihm Verfehmten Platz in Ihrem Herzen gönnen wollten. Erfahren Sie aber einst, daß mich einmal jene ruhige Heimath aufgenommen, die keinem Geächteten versagt werden kann, dann pflanzen Sie Rosen und Myrthen auf mein Grab; denn nur auf meinem Grabe können mir diese blühen.

Eugenius von Milten an Franz von Schüttow.

So ist des Menschen störrischer Sinn, daß er sich gerade gegen das ihm zunächst Liegende mit allen Waffen einer trugvollen Sophistik wehrt, und die Gefahr schon abgewendet zu haben glaubt, wenn er sie auch nur auf Momente wegvernünftelt hat. Ich würde vielleicht nie gegen den guten Doktor P. und alle geheimen Mächte so eifrig zu Felde gezogen sein, wenn mich nicht frühere Erfahrungen in meiner eigenen Familie auf die von dieser Seite drohenden Schrecken aufmerksam gemacht hätten.

Damit Sie, lieber Franz, den ganzen Zusammenhang der Ereignisse, mit welchen Julius Unglück in enger Verbindung zu stehen scheint, und darnach auch die zweckmäßigsten Maßregeln bei Ihrem Freunde ergreifen können, muß ich etwas weiter ausholen, und Ihnen Dinge erzählen, die selbst in unserer Familie geheim gehalten wurden. Sie sind von jeher ein wahrer Freund unseres Hauses und meinem armen Neffen mehr als Bruder gewesen, ich wage also gewiß nichts gegen die Ehre unseres Geschlechtes, wenn ich Ihnen alles Vertrauen schenke.

Sie wissen, daß sich der Stamm der von Milten in zwei Aeste theilt, von welchen der eine die Reichsfreiherrlichkeit mit dem Stammschlosse Miltenburg besaß, woher der Name der Barone von Miltenburg kömmt. Die beiden Familien lebten seit langer Zeit nie in besonders gutem Vernehmen; Stolz auf einer, Mißgunst auf der andern Seite nährten das Feuer der Zwietracht, das bald in offenbare Hassesflammen aufloderte, bald im vollen Grimme fortglimmte. Da trat ein Ereigniß ein, welches zwischen den Häuptern beider Familien Todfeindschaft erzeugte, und sie noch jetzt gänzlich von einander entfernt hält. Mein ältester Bruder Bernhard, der Vater unseres Julius, wurde frühzeitig an die Residenz und an den Hof geschickt; dort sollte er, der begünstigteren Linie zum Trotz, alles aufbieten, eine glänzende Carriere zu machen. Dort fand Bernhard zu seinem Verdrusse bereits seinen Vetter, den Baron von Miltenburg; beide sahen sich eben nicht mit wohlwollenden Blicken an, indeß hütheten sie sich sorgfältig, ihre wahren Gefühle vor der Welt und vor einander zu zeigen, um sich keinen éclat zu geben. Besonders war der Baron, in guter Schule zum Meister in der Verstellungskunst herangebildet, sehr zuvorkommend, (ein Fremder hätte es sehr freundschaftlich genannt) — gegen Bernhard. Da erschien mit einem Male ein neues Meteor am Hofe.

Der General Sonnenberg führte seine Tochter Clara in der großen Welt auf. Das Mädchen war schön, sehr reich, gebildet, und hatte durch des Vaters völlig militärische Erziehung eine beinahe männliche Haltung des Charakters gewonnen; dazu kam noch der Reiz der Neuheit, bei dem übersättigten Höflinge ein Verdienst, von welchem gewöhnlich jedes andere aufgewogen wird; kein Wunder, daß Clara die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und aller Männer Augen sich nach dieser Glanzerscheinung hinkehrten. Unter denjenigen aber, welche

nicht bloß die blendende Außenseite, sondern der tiefere Gehalt des Mädchens anzog, war auch mein Bruder Bernhard. Der schöne Mann mit dem reich ausgestatteten Geiste, der glühenden Phantasie, und jener ächten Ritterlichkeit des Benehmens, welche die Frauen unwiderstehlich anzuziehen pflegt, konnte eines günstigen Eindrucks auf die unbefangene Clara nicht verfehlen. Bald entwickelte sich ein näheres vertrautes Verhältniß zwischen beiden, das endlich, wie bei allen jungen Leuten, in gegenseitigen Schwüren ewiger Zärtlichkeit und Treue seinen Kulminationspunkt erreichte. So sorgfältig die Liebenden auch verschiedener, ihnen entgegenstehender Hindernisse wegen, das Geständniß ihres Herzens zu bewahren suchten, eben so eifrig waren Neugier und Klatschsucht beflissen, es zu verkünden, so, daß es bald für den ganzen Hof ein „öffentliches Geheimniß" war.

So erfuhr es auch der Baron, aber — mit dem tiefsten Ingrimme erfüllte ihn der Gedanke, daß Bernhard, der von ihm gering geschätzte Vetter, den seine Höflingsgewandtheit weit überschaute, der Glückliche sein sollte, dem es vergönnt wäre, von allen beneidet diesen Schatz zu gewinnen. Von dieser Stunde an huldigte er Clara auf die entschiedenste Weise, fest entschlossen, Bernhard erst die Hölle der Eifersucht empfinden zu lassen, und endlich ganz aus Clara's Herzen zu verdrängen. Ein solcher Sieg über den einfachen Landjunker schien dem erfahrnen Weltmann nur ein Leichtes. Aber das Mädchen liebte zu treu, sie schien Miltenburgs Huldigungen nicht zu bemerken, seine Schmeicheleien nicht zu achten, sie wußte jede Annäherung zu vermeiden, und jede Vertraulichkeit in die Schranken der tiefsten Ehrerbietigkeit zurückzuscheuchen.

Hindernisse stählen gewöhnlich den Muth, für den Eiteln sind sie Geißelhiebe, die ihn mit toller Wuth vorwärtstreiben. Hatte Miltenburg erst nur Bernhard Trotz biethen wollen, so war jetzt durch des Mädchens ihm unerwarteten Widerstand seine Eigenliebe auf das Tiefste gekränkt; sie zu gewinnen, war nun eine Ehrensache für ihn, er betrachtete sich als Vorfechter im Streite der Geistesüberlegenheit gegen Einfalt, wie er die Sache nannte; — wir, lieber Franz, würden sagen: — nichtswürdiger Listigkeit gegen Einfachheit und Geradheit. Alter Familienhaß gesellte sich zu diesen Empfindungen; es schien ihm unerträglich, daß die jüngere Linie des Geschlechtes durch eine so glänzende Parthie Vortheile erringen sollte, welche sie beinahe der ältern begünstigten in

äußern Verhältnissen gleich setzen konnten. Durch solche Betrachtungen wurde der Baron gereizt, das Aeußerste aufzubiethen, es sollte einen Kampf auf Leben und Tod gelten um den köstlichen Besitz. Aber es war leider kein offener, ehrlicher Kampf, es war nur ein heimtückisches Morden. Erlassen Sie mir, lieber Freund, das traurige Geschäft, die niederträchtigen Ränke und ehrlosen Liste zu schildern, die nun angewendet wurden, die Liebenden zu trennen. Kein Mittel war dem Schurken zu schlecht, keine Verläumdung und Zwischenträgerei zu elend, wenn sie nur seinem Zwecke förderlich schien. Aber er konnte den beiden Liebenden wohl Stunden unsäglichen Verdrusses bereiten, zu trennen vermochte er sie nicht. Da wurde mein Bruder absichtlich zu einem Duelle gereizt, in dessen Folge er sich um seiner persönlichen Sicherheit willen auf einige Zeit aus der Residenz entfernen mußte. Diesen Zeitpunkt wußte Miltenburg auf das Thätigste und Geschickteste zu benützen, alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, falsche Gerüchte umhergestreut, um dem Mädchen des Geliebten Treue und Tugend zu verdächtigen, und den alten General gegen Bernhard einzunehmen; endlich wußte man sogar den Fürsten zu gewinnen, daß er Miltenburgs Bewerbungen gegen meinen Bruder durch sein mächtiges Fürstenwort unterstützte. So kam es denn, daß das arme Mädchen, wankend in ihrem Glauben an die Tugend des Geliebten, von allen Seiten gedrängt, von ihrem Vater, den sie immer beinahe wie das lebendige Wort Gottes geehrt hatte, mit Bitten und Vorstellungen bestürmt, von der Last ihrer eigenen widerstreitenden Empfindungen ganz betäubt, sich in Miltenburgs Arme warf und seine Gattin wurde.

Zwei Tage nach der Hochzeit gieng dieser als Gesandter nach London, und führte die schöne Beute wie im Triumphe mit sich dahin.

Mein armer Bruder war indessen trostlos in der Verbannung umhergeirrt, voll der bangsten Besorgnisse, denn ihm ward keine Kunde von Clara, weil Miltenburg weislich die Veranstaltung getroffen hatte, beider Briefe von dem Orte ihrer Bestimmung abzulenken. Endlich wurde ihm vom Fürsten Gnade und Erlaubniß zur Rückkehr, aber welcher unendliche Schmerz wartete seiner! Auf den Flügeln der regsten Sehnsucht eilte er nach dem Schauplatze seiner früheren Seligkeit, aber er fand ihn wüste, — die Geliebte seines Herzens war als die

Gattin eines andern — seines ärgsten Feindes — fortgezogen; er aller Hoffnungen auf künftiges Lebensglück ledig und baar.

Ihm ahndeten Miltenburgs heimtückische Schleichwege, wenige Erkundigungen reichten hin, diese Ahnung zur Gewißheit zu erheben; da wollte er hin, den Verräther zur Rechenschaft fordern, und entweder selbst sterben, oder die heiße Racheluſt in seinem Blute kühlen. Aber unser Vater lag todkrank darnieder, Pflicht und Liebe riefen ihn an sein Lager. Sterbend segnete ihn der Vater, und bath in dringend, eine Verwandte unseres Hauses, die immer bei uns gelebt hatte, und mit uns Knaben aufgewachsen war, zu heirathen. Unser Vater hatte sich lange gewöhnt, sie wie seine Tochter zu lieben, und sie pflegte hinwieder den kränklichen Greis mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit; mich liebte sie schwesterlich, aber an Bernhard hieng sie mit aller Innigkeit einer stillen, verzehrenden Leidenschaft. Daher des Vaters sehnlicher Wunsch, — den er Bernhard noch sterbend ans Herz legte. —

Der Anblick des Todes wirkte besänftigend, fast heilend auf Bernhards tiefzerrissenes Gemüth. Er war zwar fortan trüben Sinnes, aber er widmete sich wenigstens mit Eifer den weitläufigen Geschäften der Güterverwaltung.

Nach verflossener Trauerzeit erfüllte er zwar ohne freudigen Willen, doch mit Schonung und Freundlichkeit, auch den letzten Wunsch unseres Vaters, und führte Adelheid als seine Gattin heim.

Miltenburgs Rache war nun gesättigt, seine Ränke hatten gesiegt. In den ersten Wochen seiner Ehe behandelte er Clara mit der höchsten Aufmerksamkeit und Zartheit, die das leicht getäuschte Weib so gerne für Beweise einer wahren Liebe hinnahm, aber wie konnte ihres Gatten selbstsüchtiges Herz für Liebe, dieses edle Gefühl, das nur in steter Hingebung und Selbstverläugnung wirkt, empfänglich sein! Auf die erste Sättigung des Sinnengenusses folgte bei dem Baron bald Ueberdruß, er fing an, Clara zu vernachlässigen. Diese fühlte die veränderte Stimmung des Gatten, aber sie war zu stolz, nicht um Liebe zu betteln, nur die ihr als Weib gebührenden Huldigungen zu fordern; sie duldete, und schwieg.

Ihr Gatte entfernte sich immer mehr von ihr, er taumelte fort von Lüsten zu Lüsten, er gab sich rücksichtslos allen Genüssen hin,

welche die üppige Weltstadt reichlich genug both. Clara litt furchtbare Qualen, — aber sie schwieg. Ihre Haltung blieb ruhig, stolz. Sie drückte gewaltsam ihren Schmerz in sich zusammen, der noch dadurch, daß sie sich Mutter fühlte, neuen Stachel erhielt. Da fiel ihr einmal zufällig ein Zeitungsblatt aus der Heimath in die Hände, sie überblätterte es, und fand darin die Anzeige von Bernhards Verheirathung. Ein unaussprechlich bitteres Gefühl durchdrang sie, — sie hatte Bernhard aufgegeben, man hatte sie ja an seiner Treue zweifeln gelehrt, aber in bessern Momenten, in Augenblicken unaussprechlicher Bedrängniß, wo das Gefühl der Hülflosigkeit und Verlassenheit sie zu erdrücken drohte, war sein Bild wie eine Erscheinung aus höhern Welten vor ihre Seele getreten, — die Tage unwiderbringlich verlornen Glückes schwebten an ihr, wie Geistertöne, vorbei, und der stechende Schmerz ihrer Brust löste sich in lindernde Thränen einer unendlichen Wehmuth. Aber jetzt gehörte er einer andern, sie konnte an seinem Treubruche nicht mehr zweifeln; jetzt erst fühlte sie sich ganz trostlos. Krampfhaft verschloß sie ihren Schmerz in die starke Seele; aber in die Brust, die kein liebendes Gefühl mehr beherbergen konnte, zog nun tiefe Verachtung und glühender Haß ein, welcher um so stärker war, je weniger bei Clara's gänzlicher Verschlossenheit an eine äußere Entladung desselben zu denken war. Und wie es zu geschehen pflegt, daß eine den ganzen Menschen durchdringende Empfindung auf alle seine Lebensthätigkeiten zurückwirkt, so wie ein Löffel Wermuth einem ganzen Gefäße voll des köstlichsten Weines seine Bitterkeit mittheilt, so trug auch die sonst so beseligende Hoffnung, Mutter zu werden, nur neue Gluthen zu den vorigen Hassesflammen bei. Ihr war das Kind, dessen Regungen sie unter ihrem Herzen gewahrte, kein Pfand der Liebe, nur ein bitterer und ungestümer Mahner an erlittenen Schmerz und Treubruch. So kam die Zeit, wo sie des Kindes genesen sollte. Der Baron war rücksichtslos auf den Zustand seiner Gattin fortgereist, — in Geschäften, sagte ihr ein kühler zurückgelassener Brief; — einer Tänzerin willen, trug der Unglücklichen bald das allzeit dienstfertige Gerücht zu. Sie schwieg, und gebar unter den fürchterlichsten Schmerzen ein wunderschönes Mädchen. Als der Priester bei der Taufe nach dem Namen, welchen das Neugeborne erhalten sollte, sich erkundigte, ließ sich die Mutter den Kalender bringen, um nach der Sitte ihrer Heimath dem

Kinde auch den Namen des Heiligen, welcher auf den Tag der Geburt fiel, beizulegen; und sieh, es war gerade der Tag des heiligen Bernhard! Da warf Clara das Buch weit weg, und das Mädchen wurde Maria getauft. Als die heilige Handlung vorüber war, hieß die Wöchnerin alle Anwesenden aus dem Zimmer treten, dann mußte ihr die Kammerfrau das Kind auf die Arme legen. Sie erhob sich darauf mit großer Kraft aus dem Bette, und das Kind gegen Himmel haltend, sprach sie mit furchtbarem Ausdrucke, der die Kammerfrau noch nach Jahren beim Wiedererzählen dieses Auftrittes erzittern machte, folgende Worte:

Du Gott, der Du nicht bloß ein Gott der Milde, sondern auch der Rache bist, höre das Flehen einer zerdrückten, bis zum Tod gequälten Mutter. Schaue herab auf dieses Kind, räche an ihm der Mutter Qualen; nie nahe sich ihm Liebe; aber wenn Einer aus jenem Geschlechte, das meine Zunge nicht aussprechen mag, der erwachsenen Jungfrau liebend entgegentritt, dann schaue ihn das Verderben an aus ihren Augen, er trinke den Wahnsinn von ihren Lippen, und finde die Ruhe des Todes in ihren Armen.

So sprach sie, und sank in todähnlicher Ohnmacht auf die Kissen zurück. Die geistige und körperliche Erschöpfung dieses Augenblickes brachte sie an den Rand des Grabes; die Kunst der Aerzte rettete sie zwar, allein ihr ferneres Leben war ein stätes Siechthum; die heftigsten Krämpfe waren eine Folge dieser Ueberreizung, und nach wenigen Jahren starb sie, schon früher von ihrem unwürdigen Gatten geschieden, in tiefster Einsamkeit auf ihres Vaters düsterem Waldschlosse, auf dem Todbette noch die früheren, bei der Geburt ihrer Tochter ausgestoßenen Verwünschungen wiederholend. —

Und das unglückliche Kind, auf dem das schwere Gewicht derselben ruht, ist eben jene Maria, welche der Mutter Fluch an meinem armen Neffen zu erfüllen bestimmt scheint. Wir stehen hier, lieber Franz! an der Pforte, welche von den geheimnißvollen Mächten des Abgrundes ewig verschlossen gehalten wird, und aus der sie nur bisweilen einen Arm unsichtbar hervorstreckend, vernichtend in der Menschen Leben eingreifen. Ob diese Verwünschungen der Mutter, ob eigene Sinnesverwirrung an den nachherigen, unheilvollen Begebenheiten Schuld trägt, wer mag das wissen? Der Vorsehung Wege sind wunderbar, und die verschlungenen Pfade ihrer Prüfungen dunkel.

Maria wuchs unter der Pflege jener Kammerfrau, ferne von ihrem Vater, in dem Schlosse auf, wo ihrer Mutter Gebeine ruhten. Der düstere, einsame Aufenthalt, die ziemlich abergläubische Erziehung ihrer Pflegerin, dunkle Sagen, welche dort im Munde des Volkes herumgingen, und die von ihr gierig aufgehascht wurden, die frühesten Jugendeindrücke von ihrer Mutter her, alles trug dazu bei, den Charakter des Mädchens seltsam zu bilden, und ihr Nervensystem höchst reizbar zu spannen. Nachdem sie das sechzehnte Jahr erreicht hatte, und ihre Schönheit, so wie ihr übrigens trefflich gebildeter Geist der Eitelkeit des Vaters einen schönen Triumph verhießen, wurde sie von ihm in der großen Welt eingeführt. Es fehlte ihr nicht an Huldigungen, aber ihr ernster Sinn fand keinen Gefallen an den Geckereien, wie sie in Gesellschaften als nothwendiges Uebel von Alt und Jung zur Schau getragen werden. Sie blieb trotz aller Vorstellungen ihres Vaters lieber zu Hause, und unterhielt sich mit ihren Büchern, ihren Tauben oder ihrer Harfe. Wenn sie sich dann einmal ein rechtes Fest bereiten wollte, so erbath sie von ihrem Vater die Erlaubniß, auf einem nicht ferne von der Residenz gelegenen Landsitz hinausfahren, und ein paar Tage im Genusse der schönen Natur verleben zu dürfen.

Bei diesen Ausflügen begleitete sie dann immer ein weitläufiger Vetter, weil den Vater seine Hofcharge gewöhnlich in der Stadt zurückhielt. Friedrich von Miltenburg besaß einiges Vermögen, und wollte im Genusse desselben sich und den Wissenschaften leben, obwohl sich ihm bei seinen mächtigen Connexionen ziemlich glänzende Aussichten eröffnet haben würden, wenn er nicht eine weise Muse jener heut zu Tage leider so häufigen Jagd nach Ehrenstellen und Einfluß vorgezogen hätte. Er besuchte früher des alten Miltenburgs Haus nur aus Rücksichten der Verwandtschaft, seit ihm aber dort in der Tochter ein hellleuchtender Stern aufgegangen war, immer öfter und länger, ohne daß der Vater sonderlich darauf geachtet hätte. Ein Machtwort von ihm reichte ja, meinte er, in jedem Falle hin, seine Tochter aus etwaigen empfindelnden Träumen aufzuwecken. Friedrich gefiel sich ungemein in Maria's Umgang, beider tiefes Gemüth paßte trefflich zusammen, und selbst das Ueberspannte in ihrem Charakter sagte seiner Denkweise sehr zu. Sie liebten sich, ohne es zu gestehen, ja, ohne es zu ahnden. Aber Maria's mütterliche Erzieherin gewahrte das aufkeimende Verhältniß,

und eingedenk jener verhängnißvollen Worte der Mutter, erschrak sie nicht wenig bei dieser Entdeckung, da ihr Sinn sich sehr zu abergläubischen Befürchtungen neigte. Sie suchte auf jede Weise das Zusammensein der Liebenden zu verhindern, das emporstrebende Gefühl auf mancherlei Art zu unterdrücken, oder abzuleiten; aber vergeblich, — dergleichen Versuche hatten nur die natürliche Folge, daß die jungen Leute aufmerksamer auf sich wurden und ihnen das freie Bewußtsein gegenseitiger Gefühle neue Stärke gab. Sie wollte sich in der Angst ihres Herzens an den alten Freiherrn wenden; aber würde sie dieser mit ihren Besorgnissen nicht verlachen und könnte er dadurch nicht veranlaßt werden, den Liebling ihres Herzens hart zu behandeln? Sie entschloß sich daher, Maria die Geschichte ihrer Mutter und jenen unseligen Fluch zu erzählen. Diese voreilige Mittheilung erreichte zwar zunächst ihren Zweck, war aber von furchtbaren Folgen. Maria's romantischer, auf das Außerordentliche gerichteter Sinn, ging sehr wohl in die Befürchtungen ihrer Erzieherin ein; sie zitterte bei dem Gedanken, daß die entsetzliche Verwünschung ihren theuern Friedrich ereilen könnte: sie warf sich diese Liebe als ein Verbrechen gegen ihre Mutter und noch mehr gegen den Geliebten vor; sie erschien sich selber als eine Unheimliche, finstern Gewalten preisgegebene; augenblicklich faßte sie den Entschluß, ihn nicht mehr zu sehen und führte ihn unter den heißesten Kämpfen ihres liebekranken Herzens mit der größten Resignation aus. — Friedrich konnte den Grund dieses veränderten Benehmens nicht errathen; — wie hätte sie ihm auch eine Mittheilung machen können, die ihres Vaters Ehre so sehr kompromitirte?

Der Arme war in Verzweiflung, mit jedem fehlgeschlagenen Versuche, Maria zur Milde zu bewegen, wuchs seine Leidenschaft beinahe bis zum Wahnsinne. Aber durch nichts konnte Maria's fester Sinn gebeugt werden; — es galt ja den Geliebten vom tiefsten Verderben zu retten. Einmal ließ sie sich durch Friedrichs unablässiges Bemühen bewegen, ihm eine Unterredung zu gönnen; sie konnte in dieser Lage nur unheilbringend für beide sein. Er drang mit dem heißesten Flehen, mit den rührendsten Worten in Maria, wieder zu sein, was sie ihm früher gewesen war; ihr fester Entschluß wurde beinahe wankend, obwohl sie beständig sein Andringen durch sanfte Bitten und Vorstellungen abzulehnen suchte; von ihrer fortwährenden Weigerung, von

ihrer anscheinenden Kälte auf das Aeußerste getrieben, rief er endlich aus: Wohlan, Maria! wenn ich Deinem Herzen nichts mehr bin, so will ich nicht mehr leben, gib mir den Tod, Du einzig Geliebte: — laß mich wenigstens sterben in Deinen Armen! Da gedachte die Unglückliche der Worte ihrer Mutter, schon glaubte sie den Todesengel über dem Haupte ihres Geliebten rauschen zu hören; — überwältigt von der Gewalt dieser Vorstellung, sank sie leblos zu Boden. Ein heftiges Nervenfieber war die Folge ihrer äußersten Erschütterung.

Friedrich war unterdessen aus der Residenz verschwunden, und niemand konnte Kunde von seinem Aufenthalte geben. Aber seine Freunde fürchteten das Schlimmste, denn er hatte in letzter Zeit eine tiefe unheilbare Schwermuth, und oft Spuren einer völligen Geistesabwesenheit gezeigt. Maria zog sich nach ihrer Genesung auf den Landsitz zurück, der so oft Zeuge ihrer seligsten Stunden gewesen war; dort wollte sie einsam leben, und nur das heilige Andenken ihrer Liebe pflegen.

Andere Plane hegte ihr Vater; — auch die Tochter sollte seiner Ambition zum Schemmel dienen. Die Heirathsunterhandlung war eingeleitet, nichts fehlte mehr, als Maria's Einwilligung. Aber diese Kleinigkeit war von ihr nicht zu erhalten; ihr Vater mochte drohen oder schmeicheln, seinem Wüthen setzte sie Schweigen, seinen Liebkosungen Bitten entgegen. Er ahnte den Zusammenhang der Dinge, und dieß machte ihn noch wüthender; jedes Zweigespräch mit der Tochter endete höchst stürmisch; Maria konnte sich kaum mehr vor persönlichen Mißhandlungen retten. Da endete dieser gewaltsame Zustand plötzlich auf eine höchst unerwartete, nicht weniger gewaltsame Weise.

So eben war wieder einer jener unglücklichen Auftritte mit dem Vater vorübergegangen; Maria saß in ihrem Zimmer, sich sammelnd und erholend von den erst erhaltenen unangenehmen Eindrücken; da rannte der Gärtner bleich und athemlos in das Haus, mit dem Rufe: draußen am äußersten Ende des Parks liege ein schwer Verwundeter, mit dem Tode ringend! Maria hörte dieß, eine bange Ahnung überflog sie, aber mit schneller Fassung übergab sie den Dienern einige stärkende Mittel, nahm Tücher zum Verbande, und stürzte selbst, trotz aller Widerreden ihrer Umgebung, nach dem bezeichneten Orte. Hier lag mit einer tiefen Wunde in der linken Brust, von Blut überströmt, die

Augen geschlossen, in todähnlicher Erstarrung — ihr geliebter Friedrich. In höchster Noth oder Gefahr erhebt sich des Menschen Kraft auf ungewöhnliche Weise, so auch bei Maria, sie hatte nicht Zeit, an sich zu denken, die Gefahr des Geliebten überwand ihre Schwäche. Sie sank nicht in Ohnmacht, sie jammerte nicht, sondern ergriff die zweckmäßigsten Mittel, ihn in's Leben zurückzurufen, ihn vielleicht zu retten. Ein Diener mußte in die Residenz nach Aerzten, sie selbst verband unterdeß die Wunde, und suchte den Ohnmächtigen zu sich zu bringen. Der holde Laut der wohlbekannten Stimme schien die schon entflohene Seele noch einmal auf diese Erde herabzuziehen. Friedrich schlug die Augen auf, er schaute wie ein eben aus schwerem Traume Erwachter umher, mit unbeschreiblicher Milde ruhte sein Blick auf Maria, er versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte; da legte er die Hand, wie betheuernd über die Wunde auf sein Herz, sank zurück, und verschied — in Mariens Armen.

Wer die Schuld an dieser Frevelthat trug, ist zur Stunde ein dunkles Geheimniß. Friedrich sei in Geisteszerrüttung durch seine eigene Hand gefallen, — hieß es in der Stadt. Aber viele, die ihn näher kannten, zweifelten mit Recht an der Wahrheit dieses Gerüchtes. Die einzige, welche die Lösung des furchtbaren Räthsels zu kennen schien, war Maria, aber ihr Mund blieb verschlossen, wie das Grab. Sorgfältig ließ sie jede Spur dieser unseligen That verwischen, im stummen Schmerze geleitete sie den Geliebten zu seiner letzten Ruhestätte; dann reiste sie nach einem kurzen schriftlichen Abschiede von ihrem Vater fort, niemand, außer diesem, wußte wohin.

Dieß ist die Geschichte der Unglücklichen, welche auch meinen Neffen in den verhängnißvollen Strudel des eigenen Verderbens hinabgezogen zu haben scheint. Und nun, am Schlusse dieser unheilkündenden Erzählung, frage ich noch einmal, kann es solche finsterwaltende Mächte des Abgrundes geben? An Friedrich erfüllte sich die Verwünschung der Mutter Mariens beinahe buchstäblich, aber noch immer drängt sich mir der Zweifel auf, war diese Erfüllung unmittelbares Eingreifen jenes Fluchdämons, oder war sie nicht vielmehr Folge des Aberglaubens der Erzieherin, welche erst durch ihre voreilige Mittheilung das Unheil heraufbeschwor? Wer kann mir diese Fragen lösen? Mein Verstand sträubt sich gegen alles Geheimnißvolle in dem Gebiethe des

Moralischen und Intellektuellen, er möchte so gerne alle Thatsachen desselben auf das freie Bewußtsein und auf freie Selbstbestimmung zurückführen, und dennoch regt sich mir im Herzen unvertilgbar der Glaube, des Menschen Gemüth sei oft den Einwirkungen fremder Gewalten hingegeben und unsere Freiheit sei oft bloße Passivität. Vorzüglich, lieber Franz, konnte ich mich solcher Ahnungen nicht erwehren, wenn ich Marien sah. Sie ist ausgezeichnet schön, und besitzt eine ganz eigenthümliche Milde, welche jeden, der in ihre Nähe kömmt, zauberisch und unwiderstehlich anzieht, aber ihr blaues Auge hat in vielen Momenten einen ganz unheimlichen Ausdruck; man möchte glauben durch dasselbe, wie durch eine enge Fensterpforte, in die furchtbaren Tiefen des Geisterreiches zu schauen. —

Nur Eines tröstet mich in den Stunden der bangsten Besorgnisse, daß über allem Dunkel, über Höhen und Tiefen, das klare Auge des Vaters wacht, — ihm, mein theurer Franz, wollen wir mit gläubiger Zuversicht die Zukunft anheimstellen.

Franz von Schüttow an Eugenius von Milten.

Verona, im Juni 18**.

Mit der Gesundheit Ihres Neffen, mein verehrter Freund! bessert es sich täglich. Sobald er so weit erstarkt war, daß er wieder das Zimmer verlassen und umhergehen konnte, war meine erste Sorge, ihn von dem Schauplatze zu entfernen, der durch die erschütterndsten Erinnerungen nicht anders, als nachtheilig auf seinen Körper und Geist einwirken konnte. Wenn sein Gemüth jetzt gleich in einer ganz andern Welt zu leben, und die Vergangenheit in sanft gebrochenen Strahlen in ihm zu dämmern scheint, hielt ich es doch nicht für gerathen, ihn länger an einem Orte verweilen zu lassen, wo oft der leiseste Hauch eines Anklanges aus vergangener Zeit furchtbare, kaum zur Ruhe gesprochene Wogen aufthürmen konnte.

Dieses aber zu verhüthen, schien mir das Nothwendigste; denn weniger Günstiges, als über seine körperliche Genesung, kann ich über den Gemüthszustand unseres Julius berichten; er scheint mir eben

darum so bedenklich, weil er die Geburten seiner Phantasie mit unzerstörbarer Consequenz festhält, und sein Irrsinn daher vom psychischen Standpunkte ganz unangreifbar bleibt. Er ist übrigens im Allgemeinen ziemlich heiter, er spricht viel und schreibt gerne; aber durchaus in der eigenthümlichen Richtung, die sein Geist nun einmal genommen hat, und von welcher Sie durch die abschriftlich beiliegenden Fragmente aus seinem Tagebuche einen richtigern Begriff erhalten werden, als durch meine ausführlichen Schilderungen. Die Reise durch das schöne Südtirol, die paradiesischen Ufer des Gardasees entlang, hat ihn durchaus angenehm angesprochen, eben so behagt ihm das heitere Verona mit dem südlichen Himmel, die schönen Berge mit den anmuthigen Villen darauf im reichsten Kranze um sich her.

Aus Julius Tagebuche.

Die Läuterung ist schmerzlich, aber nur durch Nacht und Tod gelangst Du zum Lichte. Haben sie Dich einmal herumgehetzt, Du töpferner Rock; bald wärst Du ganz kahl gebürstet worden; je nun, viel mag ohnedieß nicht mehr an Dir sein. Aber dafür schwingt Dein Miethsmann um so freudiger die Flügel; ahnet er schon nahe Lichtmassen und wird er bald eine neue Wohnung beziehen? Nur nicht mehr die enge, entsetzlich beschränkte, vor welcher der Haß Wache steht, während die Verläumdung Eisenknecht ist, und die Selbstsucht Hausverwalter. Schaue nicht zurück, Julius, da bist Du ja schon heraus; — der Moderduft steckt Dir nur noch in der Nase und betäubt Dich, daß Du Dich manchmal ganz schwach fühlst und meinst, Du wärest etwas betrunken. Betrunken? das könnte ich höchstens aus Entzücken werden, über die Befreiung von all den Ketten, die mich früher gefangen hielten, gleich dem Maikäfer, den ein muthwilliger Bube an einem Faden im Kreise umhersummen läßt.

Ich erinnere mich noch wohl, wie es mit meiner Befreiung zuging; — o es war ein schmerzhafter, recht schmerzhafter Augenblick. Vor mir her schwebte die Sonne; — der Schöpfer hatte sie bestimmt, die Welt meines Innern zu erleuchten und zu erwärmen; ich jagte ihr

nach mit aller Hast meiner Kräfte, ich wollte mich in ihr Flammenmeer stürzen, denn mir war unbeschreiblich wohl in ihren Strahlen; schon glaubte ich sie zu erhaschen, da trat mir ein scheußliches Ungethüm entgegen und bespritzte mich mit seinem Geifer; der Blitz fuhr neben mir in die Erde. Ich fiel betäubt nieder. — Aber wie selig erwachte ich, da wehten linde, warme Düfte um mich her; ich fühlte mich mit sanfter Gewalt emporgehoben, von Lüften getragen schwebte ich in die Höhe; — ich hatte das schwarze Werkeltagsgewand ausgezogen und mein Festrock war so leicht, wie Spinnengewebe; gerade nur so dicht, daß mein Auge mich selbst noch erkennen konnte. So zog ich fort durchs blaue Aethermeer, ohne Kraftanstrengung, ohne Widerstand, ohne Bewegung. und doch einen unendlichen Raum voll Glanz und Licht zurücklegend. Ich gelangte in einen Garten, wie könnte ich seine Herrlichkeit beschreiben? ich müßte in einer neuen Sprache reden, jede irdische wäre zu arm dafür. Himmel und Erde waren in Eine Farbenpracht verschmolzen, ich konnte nicht unterscheiden, strahlte die Erde von des Himmels Gold und Lazur wieder, oder spiegelte sich im Himmelsgewölbe der Erde Smaragdboden; Lüftchen säuselten umher, voll von Duft und Musik, und jeder Baum, jede Blume strahlte in einer dem sterblichen Auge ungeahnten Farbenmischung. Armer Newton; dagegen wäre dein siebenfach gespaltener Strahl wieder nur Eine einfache, farbenlose Linie!

Franz, mein treuer Bruder Franz, trat mir entgegen, wir umarmten uns lautlos in der Wonne des Wiedersehens; genug sprach ja das treue Freundesauge, der feurige Druck unserer Hände. Seitdem ist er immer bei mir geblieben; wir werden uns nicht wieder trennen. Hand in Hand wandelten wir den herrlichen Garten entlang, da trat auf einmal Maria vor mich hin, am Arme eines Mannes, den ich früher nie gesehen hatte; aber es tönte aus mir heraus: Friedrich ist es, um welchen Maria jene Perlen weinte, die ihr strahlendes Haupt als Diadem umgaben. Wie wurde Dir da, Du verklärter Julius? Jauchzten nicht alle Deine Pulse zusammen einen Hymnus der seligsten Entzückung, und drangen nicht wieder schneidende Töne dazwischen, wie Stöhnen eines zum Tode Getroffenen, eines Sterbenden? Fuhren nicht sprühende Flammen aus Friedrichs Augen, und bohrten sich mit entsetzlichem Wehe in Dein Herz? Und sandte ihnen nicht Maria

flüssige Demantströme nach in die Brust, die sie löschten, und sich linde und wohlthuend um die gequälte legten, wie die weiche Hand des Mädchens auf das brennende Auge des Geliebten? Und wie sangen da nicht alle Blumen — liebet Euch — liebet Euch; das ist der Liebe Reich! und schüttelte da nicht eine alte Platane ihr lockiges Haupt, daß der ganze schlanke Leib erzitterte, und murmelte sie nicht verständlich genug: Sollt nicht hassen — nicht hassen — sollt Euch in Liebe fassen? und ein geschwätziger Springbrunnen in der Nähe, hatte er nicht die Keckheit, indem er seine goldenen Wellen tönend in die Höhe warf, neckend zu klingen: Küssend zerrinnen Perlen der Fluth; was sie beginnen, sagt, ist es nicht gut? Da breiteten wir alle unsere Arme aus, und sanken einander an die Brust; die öffnete sich, und Ein Gluthstrom rann durch uns hin und unsre Herzen wuchsen zusammen in Eines; — ich war geläutert und eingeführt in das Reich der Geister.

Seit der Zeit treffe ich meine Liebe oft, aber nur ganz heimlich; — denn wenn es die Andern erführen, und wollten auch mit von der Parthie sein, sie würden sich schön wundern, wenn sie am Ende nichts sehen, weil ihnen noch der Filz auf dem Auge liegt. Aber den würden sie sich nicht herabnehmen lassen; eher müßte die ganze Welt blind sein! Närrische Leute! Da könnte ich noch in aller Unschuld in das Renomée der Narrheit kommen, bloß weil ich einige Visiten empfange, die sonst nicht die Ressource loci besuchen, und weil sich der Continent von fünf Welttheilen nicht überdachen läßt, damit die wenigen Klugen außerhalb des Irrenhauses wohnen können.

Ich bin heiter, recht seelenvergnügt; — mir leuchtet ja beständig die Sonne meines Lebens; ich möchte in Einem fort aufjubeln im frohesten Entzücken. Aber bisweilen geschieht es mir, daß mir plötzlich ganz übel und wehe wird, alle Lichter löschen aus, und wenn ich dann in unbeschreiblicher Angst in mich hineinschaue, sieh! da fährt eine dunkle Hand langsam mich durchwühlend auf das Herz zu, und legt sich mit gewaltiger Kraft darauf. Da empfinde ich denn eine unbeschreibliche Beklemmung, der Athem versagt mir und ich meine vergehen

zu müssen in gänzlicher Vernichtung. Nun rennen sie denn alle um mich herum, und lassen die bittern Erdgeister gegen mich los, und legen mir glühende Salamander auf das Gesicht. Da steht denn ein Männchen vor mir, das hält mich am Arme und bemüht sich, die Hand wegzudrücken von meinem Herzen mit solcher Gewalt, daß alle Schleusen sich an ihm öffnen, und es selbst unter Wasser gesetzt wird, worauf es als Hecht dann lustig davon schwimmt, einen großen Pergamentbrief statt des Schwanzes nach sich ziehend. Und so wehe mir auch ist, dennoch muß ich oft heimlich lachen ob seinen ungeschickten Bemühungen, und der seltsamen Verwandlung. Nur wenn Maria erscheint, und mich mit der Feuerlilie berührt, die sie in jenem Garten gepflückt, dann schrumpft die Hand zusammen, und eine häßliche Kröte hüpft eilends davon.

Der graurockige Doktor meinte, ich solle reisen, das würde mich zerstreuen; dabei nahm er fünf Finger voll Tabak, als ob er den Geruch von allen Leichen, die er je todt gemacht, verschnupfen wollte, und sah recht unbeschreiblich pfiffig unter seinen Brillen hervor. Ich aber meinte, das werde wenig helfen; denn ich wäre eigentlich schon ein Abwesender und unwissend wo — und es brauchte nur eine Ediktalzitation, um mich ganz todt zu schlagen; er habe mir ja selbst die Pässe ausgefertigt, wenn das anders keine lettres de cachet wären, mich in die Bastille zu stecken. Der Doktor schaute mit großer Selbstzufriedenheit auf die vor ihm liegenden Recepte, und seine Augenbraunen hängten derweile einen Schild heraus, darauf mit kupfernen Buchstaben geschrieben stand: Hier wohnt das jus gladii.

Der gute Doktor sah wohl, er habe es mit einem Rebellen zu thun; er rief daher schleunig eine Flasche feurigen Landweins zu Hülfe, und nachdem sich dieser spiritus familiaris mit ihm alliirt hatte, bildete die Coalition beider ein solches Ungethüm von Beredsamkeit, daß ich darüber in einen sanften, lange nicht so wohlthätig gefühlten Schlummer fiel. Wirklich träumte mir auch die Nothwendigkeit von des Doktors Vorschlage, und so beschloß ich denn beim Erwachen mich fortschieben zu lassen, wohin es ihnen gefällig wäre.

Zuvor habe ich noch die bewußte Ruine, sammt dem Hüttchen und ein paar daranstoßenden Kastanienbäumen sorgfältig in meinen Mantelsack gepackt, um sie Marien bei Gelegenheit zu zeigen; ich werde dazu noch einen saubern Rasenhügel machen lassen, und mich selber darunter legen; es wäre gerade ein rechtes Schaustück, das der Doktor auf einem silbernen Presentirteller herumreichen und nöthigenfalls wie ein Stück Biscuit in sein Diplom gewickelt, der Frau Liebsten nach Hause bringen könnte. Ich schaue aus dem Fenster, es ist doch sehr — sehr schwül, — will mich denn kein Lüftchen kühlen? Die Gegend ist auch so alt und farblos geworden, und die Burgen mit ihrem zusammengestürzten Mauerwerk ragen daraus hervor, wie die Reliquien in eines zahnlosen alten Weibes Munde. Das war vor langer Zeit ganz anders, aber seitdem ist die Sonne weggezogen, und hat nichts als ein breitgeblattetes Spuckgesicht mit höhnisch verzerrten Zügen zurückgelassen. Mir wird wieder ganz wehe! — regst du dich wieder, du dunkle Hand? Luft! Luft!

In Verona.

Hier duftet belebender Odem aus dem Lande der Seligen, hier ist geweihter Boden. Ich stehe vor einer Villa unferne der Stadt; — den Balkon beschatten zwei Zypressen, rings herum hauchen Orangenblüthen ihre Wohlgerüche — hier ist die Stelle, wo die treueste Liebe ihre Mysterien feierte und die Weihe des Todes zugleich mit jener der Seligkeit erhielt. Von diesem Balkon herab bog Julie den schlanken Leib, und rief ihr „gute Nacht" mit solcher süßbezaubernder Stimme, daß nach Jahrhunderten noch ihr Nachhall jedes Herz in Entzückungstaumel wiegt. Dort ist das Zimmer, wo die Liebenden Gespräche führten, zu zart für menschliche Zungen, wie sie seitdem nur die Nachtigall flötet. Hast Du, Julie! von ihr gelernt, oder hat sie Töne von Dir geborgt! —

Auf dieser Stelle war ich wieder recht glücklich; ich warf mich andächtig nieder unter die Zypressen; Romeo und Julie wandelten an mir vorüber; ihr Athem war Musik, jede ihrer Bewegungen war Musik. Dann kam meine Maria, — noch nie war sie so gut, so

himmlisch milde gewesen. Sie ließ sich nieder an meiner Seite; die Nachtigall schlug im Granatapfelbaume; wir ließen sie für uns sprechen, aber aus Maria's blauen, voll Liebe auf mich gerichteten Augen strahlte aller Himmel Wonne auf mich nieder. Ich sank in ihre Arme, ich drückte sie an meine vor Wonne zerspringende Brust; da lächelten uns Romeo und Julie ihren Beifall, die Nachtigall schmetterte dazwischen, die Zypressen rauschten den Brautreigen; mich trugen der Entzückung Schwingen weit über die Erde zur Sonne empor. Auch mich rief der Lerche heiseres Gekreisch zurück aus den Armen der Liebe; im Scheiden reichte mir Maria noch einmal die Hand, dann rief sie mir freundlich ernst zu: Bald, sehr bald! und entschwand. Sinnend starrte ich ihr nach; — bald, sehr bald? —

Ein dummer Teufel von Cicerone bestand durchaus darauf, mir das Grab der Liebenden zu zeigen. Ich ließ mich endlich hinführen; da wies mir ein altes Weib einen steinernen Waschtrog, und der Cicerone versicherte ganz ernsthaft, dieser Sarkophag decke die beiden berühmtesten Veroneser. Ich mußte herzlich lachen, und bemerkte dann gegen die Alte, dieß sei ganz unmöglich; ob sie denn nicht wisse, daß ein Engländer schon seit langem die Beiden in Geist aufbewahre, und daß sie bisweilen sogar auf Gastrollen herumreisen. —

Darüber ärgerte sich denn die Alte entsetzlich, schimpfte mich einen Ignoranten und Spitzbuben, der die ehrlichen Leute um ihr Bißchen Brot bringen wolle, und hörte nicht eher auf, als bis ich sie versicherte, sie dürfe nicht so böse werden, es habe nichts auf sich, ich sei nur bisweilen ein wenig ein Narr, und diese Versicherung durch Eindrückung einer Krone in ihre knöcherne Hand außer allen Zweifel setzte. Sie murmelte dann ganz freundlich: Eccellenza! matto! und ich lief davon. Morgen geht es nach Venedig. —

Franz von Schüttow an Eugenius von Milten.

Venedig.

Getheilt zwischen Freude und Trauer, noch ganz voll von den erhaltenen Eindrücken, schreibe ich Ihnen, verehrter Freund! aus der neptunischen Stadt. Wohl haben Sie Recht, wunderbar und dunkel sind die verschlungenen Pfade, auf welche die Vorsehung den Prüfling leitet. Aber auch nur sie ist im Stande, jeden verworrenen Knoten zu lösen, und sie löset, wenn auch nicht immer den Knoten, doch dieses Leben voll Verwirrung und Zweifel. Oft erscheint mir das Leben wie ein ephemeres Taschenbuch, das in diesem Jahre dem Leser Räthsel aufgibt, mit deren Auflösung er auf den nächsten Jahrgang verwiesen wird. Doch zur Sache. Ihnen wird es mehr darum zu thun sein, das Geschehene zu erfahren, als meine Betrachtungen darüber.

Wir waren schon einige Tage in Venedig, aber das einzige Schauspiel, welches diese prächtige, meerumflossene, meerbeherrschende Stadt darboth, wirkte nur wenig auf unsern Julius; sein Sinn wurde im Gegentheile immer finsterer, in sich zurückgezogener und verworrener. Seine vorzügliche Freude, der er manche Stunde des Tages widmete, war in einer Gondel gegen den Lido hinauszufahren. Da ließ er denn mitten in der Lagune halten, und schaute starren Blickes den dort nicht seltenen Vallisnerien zu. Wenn wieder zwei Blüthen aus der dunkeln Tiefe auftauchten, sich fanden, umarmten und zurücksanken in die dunkle Tiefe, dann lächelte er schmerzlich, und rief: Das ist wahres Liebesleben! Eine erbärmlich kurze Zeit ist es dem armen Menschen gegönnt, aufzutauchen aus der Fluth des Lebens, und reinere Himmelslüfte zu athmen, zu schnell drückt ihn fremde Gewalt wieder zurück in den düsteren Pfuhl, oder — wenn ihm das Schicksal noch besser will, in das Grab.

Gestern Abends beredete ich ihn zu einer kleinen Spazierfahrt. Wir stiegen an der Rialto-Brücke in die Gondel, und fuhren den Canal grande hinab. Der Mond leuchtete so freundlich auf die dunkeln Häusermassen; Gondeln tanzten auf den silbernen Wogen, am äußersten Ende des Canals, bei St. Chiara, saßen ein paar Schiffer, und sangen mit lautschallender, doch nicht unangenehmer Stimme: Viva cara

speme in die Nacht hinaus. Wir fühlten uns beide so wehmüthig, Thränen, seit langer Zeit die ersten, quollen aus Julius Augen. Wir bogen dann herum in den Canal von Fusina; da wurde es stiller, von der Giudecca und von den Zattere fielen Lichtstreifen auf die zitternden Fluthen, und magisch erleuchtet schaute Palladios herrliches Werk, St. Giorgio Maggiore in der schönen Mondbeleuchtung aus dem Wald von Masten hervor. Wir glitten daran vorbei und hielten eine Weile an, um die Piazzetta mit der trefflich gebauten Zecca und dem fast orientalischen, an historischen Erinnerungen so reichen Palazzo ducale zu besehen. Ganz hingegeben dem wunderschönen Anblicke ließen wir die Gondel auf den leise bewegten Wellen herumtreiben und schwammen so der Giudecca immer näher. Hier war alles stille, während von der Piazzetta und der Riva de Schiavoni der dumpfe Lärm der auf- und abwogenden Menschenmasse erbrauste. Auf einmal hörten wir Chorgesang von weiblichen Stimmen, der aus einer matterleuchteten Kirche zu uns herüberdrang. Wie heißt die Kirche? c'è la giesa delle zittelle, antwortete der Gondoliere. Es wurde angehalten, wir stiegen aus, um, ich weiß nicht aus welcher Regung von Neugier, in das Innere der Kirche zu treten. Diese war finster, das Licht, welches wir bemerkt hatten, rührte von vier großen Wachskerzen her, welche an einem im Presbyterium aufgestellten Katafalke brannten. Bei dem ungewissen Scheine sahen wir, daß hier eine Leiche ausgesetzt war, für welche die Nonnen im Chore abwechselnd betheten, und Psalmen sangen. Alles dieß machte einen tiefen und bänglichen Eindruck; doch konnten wir uns nicht enthalten, näher zu treten. Da rannte Julius plötzlich mit einem lauten Schrei auf das Trauergerüst zu, und sank bald ohnmächtig an demselben nieder. Die Todte, welche darauf lag, war — Maria. Schön, wie im Leben, lag sie im Tode da; das Bild der zu Gott heimgegangenen Unschuld. Ein wunderbarer Friede war über das ruhige fast lächelnde Antlitz ausgegossen, sie war wie eine Schlafende, die in seligen Träumen einem noch seligern Erwachen entgegenharrt.

Ich war anfangs nicht wenig erschrocken, denn ich fürchtete das Schlimmste von dieser urplötzlichen, und so erschütternden Ueberraschung für meinen Freund. Aber ich hatte mich, Gott sei Dank! sehr getäuscht. Der Friede, der die Todte umschwebte, schien sich auch dem Lebenden

mitzutheilen. Julius richtete sich auf; er schaute, die tiefste Wehmuth in seinen Zügen, lange die holde Verklärte unverwandten Blickes an; während milde Thränen über seine Wangen herabrollten. Endlich hob er beide Hände, wie um Segen flehend, zum Himmel empor, und drückte einen langen Kuß auf die Lippen der Todten; dann setzte er sich auf einen nahe stehenden Kirchenstuhl und blieb so die ganze Nacht neben der Leiche, mit tiefer Inbrunst bethend. Erst am Morgen ließ er sich von mir nach Hause bringen, wo es mir gelang, ihn zu bereden, daß er sich ein wenig niederlegte. Ein wohlthätiger Schlummer, der noch anhält, folgte auf diese erschütternde Krise. Diese Frist benützte ich, um mich bei der Vorsteherin des Klosters nach den nähern Behältnissen und den letzten Schicksalen der Dahingeschiedenen zu erkundigen. Ich fand in ihr eine recht wohlwollende, gefällige Matrone. Sie erzählte mir: Maria wäre im Frühlinge dieses Jahres durch Empfehlung eines deutschen, in Venedig etablirten Handelshauses in ihr Institut gekommen; sie habe da auf ihr ausdrückliches Verlangen allein gewohnt, weil sie jedes Zusammentreffen mit Menschen sorgfältig vermieden, fast verabscheut habe; doch sei sie von Allen im Hause, Alt und Jung, wegen ihrer stillen Schwermuth und ihrer engelreinen Herzensgüte sehr geliebt worden. Während ihres Aufenthaltes hier habe sie beständig gekränkelt, bis sie endlich sanft hinübergegangen zu einem bessern Leben. Die Matrone fügte noch hinzu, kurz vor ihrem Tode habe ihr Maria ein Schreiben mit einem Päckchen an einen sichern Julius von Milten zur Bestellung übergeben. Ich legitimirte mich nun als Begleiter des Bezeichneten und da ich ihr auch meine Gründe eröffnete, warum ich glaube, daß man ihm die Bestellung nicht sogleich einhändigen dürfe, vertraute sie Brief und Päckchen mir zur Besorgung. Ich hielt es für das Zweckmäßigste, beides früher zu öffnen, um zu sehen, ob es sich zur Mittheilung an Julius eigne. Der Brief enthielt folgende Zeilen:

Maria an Julius.

„Der Tod löscht alle Hassesflammen, jenseits glüht nur der Liebe reines geläutertes Feuer. An der Schwelle des Grabes darf ich Dir, Julius, sagen, wie theuer Du meinem Herzen warst. — Ich weiß, ich habe Dir unwillkührlich vieles Leiden bereitet, Du hast meinetwegen

viel geduldet; — verzeihe mir; ich bitte Dich herzlich darum. Möge jener Friede, der jetzt meine Brust wie Ahnung des Himmels umfängt, auch Dich umschweben! Friede Dir, — und Wiedersehen uns Allen!" —

Das Päckchen hatte einen doppelten Umschlag: auf dem zweiten war die Aufschrift: „An meinen Vater." Unversiegelt, wie es war, trug ich kein Bedenken, den Inhalt zu untersuchen, — ich fand ein blutbeflecktes Tuch und ein Papier, worauf bloß diese Worte geschrieben standen: Herr, vergib uns unsere Schuld.

Eben jetzt wird die Unglückliche beerdigt; — Julius, der neu gestärkt erwacht ist, besteht durchaus darauf, bei der Ceremonie zugegen zu sein. Ich werde also mit ihm hinüber fahren müssen.

Aus Julius Tagebuch.

Ich komme von der Gruft, die alles umschließt, was das Leben für mich Schönes und Reizendes hatte. Sie haben meine Braut hinabgesenkt; auf jenen Busen, der an dem meinen heiß schlagenden erwarmen sollte, haben sie den kalten, schweren Grabstein gelegt. Ruhe sanft; — er sei Dir leichter, als Deinem unglücklichen Freunde das Leben. Was Du im Leben nicht tragen durftest, hat Dir der Tod gegeben, — sie haben mit der Myrthenkrone Deine Schläfe geschmückt; ich durfte Dir die Rose an die erkaltete jungfräuliche Brust stecken, — eine Vallisneria legte ich in Deine gefalteten Hände. Das Schicksal hat Dir wohl gethan; nicht in die Tiefen des Lebens wollte es Dich zurückdrücken; in die Ruhestätte aller Müden hat es Dich liebend gebettet. Wenn Du beim Erwachen dahinschwebest durch die uferlosen Räume auf den Schwingen der Abendröthe, wenn Du am Stern der Liebe vorbeifährst, schaue dann mit jenem seligen Mitleide herab auf den armen Freund, mit welchem die Unsterblichen der noch nicht vollendeten Erdenpilger Loos beweinen, wie der Thau wohlthuend die Erde befeuchtet. — Dein Freund hat einen schweren, schweren Traum geträumt, er ist vorbei; der Tod hat wie Dich zum höhern Leben, so ihn zur Klarheit erweckt. Noch weiß ich nicht, wie mir geschehen, dämmernde Bilder vergangener Leiden, entschwundener Seligkeiten ziehen an meiner

Seele vorüber, wie Wolkenschatten an den Bergen. Nichts bleibt mir, als die unendliche Sehnsucht.

Friede, war Dein letztes Wort, und Wiedersehen? Den Frieden hast Du mir gegeben, es wird der Friede der Erschöpfung sein; darum wird auch Dein zweiter Wunsch recht bald in Erfüllung gehen.

Daß sie Dich in die kühle, feuchte Gruft gelegt haben, schmerzt mich, wie viel schöner lägest Du in heimathlicher Erde, unter blumiger Decke, deutscher Eichen Rauschen über Dir. Ja, heim will ich, dahin, wo meine Maria die frohen Jahre der Jugend verlebte, wie einen goldnen Weihnachtsmorgen, bis die Fröste der Neujahrsnacht alle Blüthen zerstörten. Es ist alles so stille um mich her, Du, leises Lüftchen, das mir die heiße Stirne kühlt, bist Du Bothe des Jenseits? Sei mir willkommen, Du umspielst meine thränenfeuchte Wange, wie Geisterkuß. — Drüben hängt eine einsame Nachtigall im Bauer; Du Leidensgefährtin, bist Du auch gefangen, kannst nicht heraus aus Deiner engen Umschließung? Drängt Dich auch die allgewaltige Sehnsucht hinaus, weit hinaus über Deines Käfiges Gränzen? Ja, liebe melodiereiche Freundin!

Ich versteh Dein zartes Sehnen,
Deiner Melodien Schmerz,
Töne sind dir Sehnsuchtsthränen,
Nur in Liedern klagt Dein Herz.

Sieh! dem Tone möcht' ich gleichen,
Kaum berührt von Liebeshand
Darf er ungesäumt entweichen
In das ew'ge Vaterland.

Einmal singt der Schwan die Lieder,
Die ein Gott in ihn gelegt,
Wenn mit glänzendem Gefieder
Er die letzte Fluth bewegt;

Blumen siehst Du herrlich glühen,
In des Westens lauem Weh'n,
Einmal mögen sie nur blühen,
Küssen und im Kuß vergeh'n,

Ahnend spricht mein inn'res Wesen,
Was Du hoffest, wird erfüllt.
„Bald, recht bald sollst Du genesen,
Lebe — dulde. — fromm und mild!"

Friede und Wiedersehen! Das seien meine Losungsworte.

Franz von Schüttow an Eugenius von Milten.

Wenige Tage später.

Gelobt sei Gott! Er hat alles zum Besten gelenkt. Für Maria war der Tod die größte Wohlthat, er entnahm sie der Last eines verworrenen in sich zerrissenen Daseins; auf Julius übte er eine solche Gewalt aus, daß sein zerrüttetes Gemüth völlig geheilt erscheint, — jene tiefe Trauer, die ihn befangen hält, leitet ihn mehr und mehr zu einer höhern, wahrhaft religiösen Lebensansicht, so daß nun kein Rückfall in die vorige unselige Geistesverwirrung zu fürchten steht.

In kurzer Zeit treten wir die Rückreise in die Heimath an, wo Julius nicht mehr seinen Träumen, sondern der Ausübung des Schönen und Edeln leben will. Sein künftiges Leben soll das schönste Monument für die Verklärte werden. Ich selbst fühle mich durch das Erlebte ungemein erschüttert, aber dennoch starken und heitern Muthes. Wenn ich nach Hause komme und wir dann wieder beim traulichen Kamin sitzen, den Abend so selig verplaudern, werden wir dann noch mit dem guten Doktor P. streiten? — —

Und der Onkel schrieb zurück:

Gelobt sei Gott!

Nein! —

„Der Mensch versuche die Götter nicht!! —

Jakob Stainer.

An einem heiteren Herbsttage des Jahres 1652 stieß eine mit Menschen gefüllte Barke in Mestre vom Lande, um Reisende nach der vielbewunderten Inselstadt hinüber zu führen. Mannigfacher Art waren die, welche sich auf ihr befanden und seltsam kreuzten sich die Laute verschiedener Sprachen, ein eben so buntes Gemisch bildend, als die verschiedenen Trachten der Reisenden. Durch die letztere zeichnete sich vorzüglich ein Jüngling aus, der ganz vorne an der Spitze der schaukelnden Barke stehend, mit gespannten Blicken die aus den Fluthen auftauchenden Häusermassen betrachtete. Der hohe und reiche Wuchs verrieth die gesundeste Jugendfülle; auf dem nicht gerade schönen, aber ausdrucksvollen Gesichte lag ein schwermüthiger Ernst, der nur bisweilen von einzelnen Freudeblitzen erhellet wurde; sein Anzug unterschied sich auffallend von den allergewöhnlichen Trachten, daß seine Reisegefährten wohl merkten, er gehöre den untersten Ständen, wahrscheinlich dem Bauernstande an, indeß sie über sein Vaterland durchaus nicht einig werden konnten. Er trug eine kurze Jacke von grünem Tuche, mit großen silbernen Knöpfen besetzt, wie sie damals auf den Staatsröcken üblich waren, eine Weste von gestreiftem Zeuge, über welcher ein hochrother, mehr als handbreiter Hosenträger lag, der an mächtigen silbernen Hacken ein eng anschließendes kurzes Beinkleid von schwarzgefärbtem Leder hielt; ziemlich grobe Strümpfe von weißer Schafwolle bedeckten den wohlgeformten Fuß vom Knie abwärts, und ein hoher grüner Hut

mit breiten herabhängenden Krämpen, auf denen keck eine Hahnenfeder flatterte, vollendete die sonderbare Erscheinung.

„Das ist ein Moskoviter," flüsterte ein römischer Abbate seinem Nachbar zu, „ein hyperboräischer Scythe;" — ein Venezianer, der mit glücklichem Eigendünkel die Terraferma seines Vaterlandes beständig mit dem Festlande von Europa verwechselte, behauptete ganz ernstlich, das sei die Uniform der schwedischen Garde, die im letzten Kriege so tapfer gefochten habe; ein Franzose sagte: „ma foi, das ist eine Art Schweizer, ähnliche bizarre Gestalten habe ich ja in der Schweiz gesehen, wo man sonst nichts sieht, als himmelhohe Berge, tiefe Abgründe, und Menschen von innen und außen wie die Bären, denn nur Bären können da beständig herumklettern, ohne sich den Hals zu brechen." Gegen den Bären hatte eine Dame aus Florenz, die den kräftigen jungen Mann schon lange mit heimlichem Wohlwollen betrachtete, gar vieles einzuwenden; der Franzose wollte bei all seiner Galanterie seine Ansprüche auf Länder- und Völkerkunde nicht gerne fahren lassen, und es entspann sich zwischen beiden ein kleiner Wortwechsel, der aber durch einen ältlichen ernsten Mann beschwichtigt wurde: „Meine Herren und Damen," sagte er, „der Wundermensch, über den Sie sich durchaus nicht vereinigen können, ist weder ein Moskoviter, noch ein Schwede, oder ein Schweizer; er ist ein Tiroler." Ein allgemeines Ah! entfuhr der staunenden Gesellschaft und schnell setzte der römische Abbate hinzu: „Habe ich nicht doch recht gehabt, als ich behauptete, er sei ein Hyperboräer."

Der junge Mensch selbst, der Gegenstand so eifriger Debatte, hatte dieser nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt, sondern stets unverwandt auf die stolzen Paläste hingeschaut, die immer sichtbarer und sichtbarer aus den Wellen emporstiegen. Verschiedene Gefühle, ernste Gedanken durchkreuzten seine Seele; — nun erst, dem Ziele seiner Reise so nahe, beschlich ihn ein unendliches Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit, als er so dem unermeßlichen Gewühl dieser damaligen Weltstadt immer näher fuhr; aber wieder richtete er sich empor, und sprach sich selbst Ermuthigung zu: „Sei kein Kind, Jakob! Du hast diese Reise ja selbst gewollt und heiß gewünscht; in nicht zu langer Frist kehrst Du wieder heim in Deine lieben Berge, als ein tüchtiger Meister, und bist dann wohl einmal würdig, neben dem

gefeierten Meister Daniel zu stehen, und ihm in seinem Alter alle Liebe zu vergelten, die er jetzt Dir Armen so reichlich erzeigt hat." Bei diesen Gedanken blitzte ein frohes Gefühl aus seinen Augen; alle Zaghaftigkeit entschwand, und mit ganzer Seele gab er sich dem Eindrucke hin, den die allmälige Befriedigung der gespanntesten Erwartung hervorbringen konnte. Alles, was sich seinem Auge darboth, — diese Wasserstraßen zwischen schlammigen Gründen, von denen die weißgefiederten Möven emporstiegen, die prachtvollen Marmorhäuser in der Ferne, die schwarzen Gondeln, die im leichten Tanze an ihm vorüberschwebten, während Barken voll Menschen und Waaren langsamer ruderten, — war so neu, so außerordentlich, daß er nur mit Mühe sich die Wirklichkeit dieser Scene denken konnte, und beständig in einem träumerischen Feenlande zu sein glaubte. Viel zu schnell für den Schauenden und Staunenden kam die Barke an den Landungsplatz, sie hatte sich durch den Kanal grande, unter der als Weltwunder gepriesenen Rialtobrücke zwischen unzähligen Gondeln durchgedrängt, und hielt jetzt an der Dogana di mare. Die Reisegefährten trennten sich, und nun fiel dem jungen Menschen erst schwer auf's Herz, wie er in diesem Gewirre von Kanälen, Plätzen und Gäßchen die Wohnung seines künftigen Lehrherrn finden könnte. Er nahm sein Bischen Italienisch zusammen, und fragte einen müßig dastehenden Barkarol, wo denn die Calle dei fabbri und der darin wohnende berühmte Geigenmacher, Pietro Vimerkati, anzutreffen sei? Der Kerl schaute den Fragenden ganz frei in's Gesicht, und antwortete nicht, sei es aus Uebelwollen, oder weil er dieses geradebrechte Italienisch nicht wohl verstand. An ein paar Mauthbeamte, die zwischen aufgeschichteten Waarenballen in geschäftigem Müßiggange hin und her rannten, wendete sich der Fremde ebenfalls vergeblich; mit jedem fehlgeschlagenen Versuche, sich zu verständigen, wuchs seine natürliche Schüchternheit, und er glaubte schon hier auf den Steinen vor der Dogana übernachten und warten zu müssen, bis der Zufall ihm etwa einen gefälligen Deutschen in den Weg führe, als dieser wirklich sich des armen Geängstigten erbarmte. Ein stattlicher, ganz schwarz gekleideter Mann, mit einer breiten goldenen Kette auf der Brust, dem allenthalben mit der größten Achtung begegnet wurde, bemerkte den Verlassenen, und näherte sich ihm mit würdevoller aber freundlicher Miene.

„Ihr seid ein Deutscher," fragte er, „eurem Anzuge nach ein Tiroler, nicht wahr?" Erfreut im höchsten Grade, wieder die freundlichen Laute seiner Muttersprache zu hören, antwortete der Angeredete: „Ja Herr, das bin ich; o wie freue ich mich, einen deutschen Landsmann zu finden, der mir doch einmal sagen wird, wohin ich zu gehen habe?" Ohne diese Antwort abzuwarten, fuhr der erstere fort: „Ich liebe die Tiroler, sie sind ein braves, biederes Volk; ich war oft in ihren Bergen und schöne Erinnerungen knüpfen mich an sie. Sage mir, mein Sohn, wen und was suchest Du hier?" Durch die vertrauliche Art, mit der er angesprochen worden war, ganz ermuthiget, antwortete der junge Tiroler freimüthig: „Ich heiße Jakob Stainer, und bin auf Betrieb meines väterlichen Wohlthäters, des weltberühmten Meisters Daniel Herz, nach Venedig gekommen, um bei dem trefflichen Pietro Vimerkati die schöne Kunst des Geigenmachens zu erlernen." „Ei, da hast Du ja gar einen achtungswerthen Beschützer," antwortete darauf der schwarze Herr, „wenn der Meister Herz sich Deiner annimmt, und Du darfst Dich glücklich preisen, daß Du in der Werkstätte des vorzüglichen Künstlers Vimerkati Dir alle Geheimnisse seiner Kunst eigen machen darfst. Wenn Du mit mir kommen willst, werde ich Dich in seine Wohnung bringen." Das war es eben, was Jakob wünschte, und mit größtem Danke nahm er das gefällige Anerbiethen des deutschen Landsmannes an. Dieser gab einem nahestehenden Diener einen Wink und sogleich erschien eine geräumige schöne Gondel mit vier Ruderern, auf welcher sie über den Kanal fuhren, um auf der Piazzetta auszusteigen. Wie staunte der junge Mann, als sie hier zwischen den beiden Säulen durchgingen, den seltsam gebauten herzoglichen Palast zur Rechten, und das schöne Münzgebäude zur Linken lassend; wie staunte er noch mehr, als er um die Ecke gegenüber vom Campanile biegend, nun den St. Markusplatz übersah, die Prokuratien mit ihren Arkaden und Säulen zu beiden Seiten, die Kirche St. Geminiano vor, die überaus prächtige Basilika des heil. Markus neben sich. Stolz schauten die vier ehernen Rosse auf ihn herab und lustig wehten auf den himmelhohen Mastbäumen die Flaggen der drei Königreiche, welche dieser Republik unterthan waren, in den blauen Lüften. Auf dem Platze und durch die Arkaden wogte eine unzählige Menschenmenge.

Sprachlos stand der Fremdling aus den Bergen, seine Seele erlag beinahe unter der Last des gewaltigen Eindruckes, und mit feinem Lächeln weidete sich sein Begleiter lange Zeit an der Bewegung, die aus jedem Zuge des Neulings sprach. Dieser würde wahrscheinlich noch lange so gestanden haben, ehe er zur Besinnung gekommen wäre; endlich weckte ihn aber sein Begleiter wie aus tiefen Träumen, indem er, ihn freundlich bei der Hand fassend, sprach: „Du hast nun den ersten, aber auch größten und herrlichsten Blick in diese weltberühmte Stadt gethan. Was sind diese Steinhaufen, so gewaltig und künstlich sie sich darstellen mit ihren goldenen Verzierungen, gegen Deine heimathlichen Berge mit ihren schattigen Wäldern, ihren blitzenden Eisdiademen, ihren krystallhellen Quellen, und den funkelnden Metallen in ihrem unentweihten Schooße; was die gleißenden Bewohner dieser stolzen Paläste gegen die treuen und freien Menschen, die in den Hütten Deiner Heimathsthäler wohnen?" — Schnell abbrechend setzte er nun hinzu: „Mein Diener wird Dich in die nahe Wohnung des Meisters Vimerkati geleiten. Behalte Dein deutsches, Dein tirolisches Herz und wenn Du etwas bedarfst, so frage nach Georg Welser im Kaufhause der Deutschen." Er drückte dem bewegten Jünglinge die Hand und entfernte sich, die raschen Schritte über den Platz nach der Merceria hinlenkend. Jakob verstand nicht ganz die Warnungsworte des Scheidenden, dennoch erfüllten sie ihn mit Bangigkeit, und trüben Sinnes folgte er seinem Führer durch die langen Arkaden, an der Kirche St. Geminiano vorbei, in ein enges Gäßchen. „Hier ist," sagte dieser, „die Calle dei fabbri, und hier," indem er auf ein hohes Haus von finsterem Aussehen zeigte, „die Wohnung des gesuchten Meisters." Mit diesen Worten eilte er davon und ließ den Jüngling in höchster Spannung allein. Jakob betrachtete die enge Gasse mit den thurmhohen Häusern, zwischen denen er nur ein kleines Stück blauen Himmels, wie durch einen Schornstein herablächeln sah, dann das schwarze Haus, in dessen Fenster nie ein Strahl der Sonne drang, und sein Herz pochte gewaltig; ihn faßte eine unendliche Sehnsucht nach den Bergen, nach der frischen erquickenden Luft der heimischen Alpen. Aber, indem er so trostlos nachsinnend dastand, und die Thränen ihm unwillkührlich in die klaren blauen Augen traten, war es ihm, als stände der hochverehrte Meister Daniel Herz an seiner Seite und spräche ihm Muth

und Trost zu. Er sah das milde väterliche Antlitz mit den weißen Locken, welche Anstrengung und Entbehrung jeglicher Art in der Jugend frühzeitig gebleicht hatten; er hörte seinen Abschiedsgruß als er ihm beim Scheiden auf dem Berge Isel, wo sein sehnsüchtiger Blick zum letzten Male auf dem heimathlichen Innthale weilte, zurief: „Muth, mein Jakob! arbeiten und dulden heißen die zwei Wege, die zur Meisterschaft führen! Nur der vielgeprüfte Jüngling kann ein tüchtiger Mann werden!" Dieser Abschied stand nun mit den lebhaftesten Farben vor seiner Seele; da faßte er mit der Eile eines Menschen, dessen wankender Muth schnelles Ergreifen des günstigen Momentes erfordert, den Drücker am Thore und stand mit einem Schritte in der Wohnung und Werkstätte seines neuen Meisters. Die Thüre führte zu einem engen, dunkeln und schmutzigen Gang, an dessen Ende in einer Art Alkoven ein Feuer brannte; hier war die Küche und gleich nebenan der Eingang zur Werkstätte. Ein Weibsbild von abschrecken=dem Aeußern, in unordentlicher, halb zerrissener und abgeschmutzter Kleidung, sprang mit der Feuerzange in der Hand und unter dem Geleite eines gewaltigen buckelnden Katers, dem kühnen Eindringlinge entgegen, und rief mit kreischender, tiefer Stimme, die beinahe einen Zweifel über ihr Geschlecht erregte, ihn an, was er wolle, wer er sei? und ohne auf eine Antwort zu warten, setzte sie gleich den freund=schaftlichen Rath hinzu, er solle sich zu allen Teufeln scheren. Der Jüngling, ganz verblüfft durch diesen Empfang, wich einen Schritt vor der neuen Amazone zurück und stotterte dann in einem gebrochenen Italienisch, das durch den Mangel an Fassung noch defekter wurde, er suche den maestro Vimercati, und sei der durch den Meister Daniel Herz empfohlene Lehrling. Da wurde die Alte etwas freundlicher und sagte: „Das ist was anderes, die Zeiten sind schlimm und die Leute arg, auch plumpt man nicht so mir nichts in honneter Leute Haus. Doch seid mir willkommen, mein Bruder hat Euch lange schon erwartet." Bei diesen Worten öffnete sie die Thüre nebenan, und nöthigte den Angekommenen einzutreten. Die Stube, in welche er gelangte, war groß, aber ganz gewölbt und finster. Alles in ihr lag bunt durch=einander, ein umgestürzter Stuhl guckte mit seinen Beinen aus einem Haufen Holzspäne heraus, ein dreibeiniger Tisch lehnte gegen die Wand, so daß er zur Noth eine Flasche ohne Kragen und ein Paar halbzerbrochene

Gläser tragen konnte; auf dem zerwühlten Bette hatte die Gattin des erwähnten streitfertigen Katers sammt ihrer hoffnungsvollen Jugend ihr Lager aufgeschlagen, eine Truhe vertrat die Stelle des Schrankes und der allenfalls fehlenden Stühle; an der Wand aber hingen rings herum die schönsten Geigen, so neu, als seien sie eben erst aus der Hand der Meisters hervorgegangen, und von so schönem Bau, daß das kundige Auge Jakobs sogleich erkannte, der Verfertiger derselben müsse ein ganz vorzüglicher Arbeiter sein. Dieser selbst saß in der fernsten Ecke der Stube, und war emsig beschäftigt, einen Steg zuzuschnitzen, so daß er die Eintretenden gar nicht zu bemerken schien. Dieser hingegen faßte um so begieriger die Gestalt seines neuen Lehrherrn in's Auge; er war ein kleines, beinahe zusammengekrümmtes Männchen von beiläufig sechzig Jahren, mit einer scharfgebogenen Nase, buschigen, grauen Augenbraunen, unter denen ein Paar Augen mit einem seltsamen, ganz jugendlichen Feuer hervorblitzten, scharfgekniffenen Lippen, einer hohen Stirne, in die Alter und Leidenschaften gleichmäßig Furchen gezogen zu haben schienen; die bleichen Wangen waren eingefallen, und die ganze Gestalt sah wie vor der Zeit verwittert aus. Er trug ein flanellenes Kamisol, ein Beinkleid von hellbraunem, ganz verschossenem Sammt, und über die dürren Beine hingen ein Paar, ehemals schwarze, durch Staub und Alter nun gleich ihrem Herrn grau gewordene Kamaschen herab. Dem Jünglinge fiel sogleich eines jener venedischen Bergmännchen ein, von denen die Sage seiner Heimath damals so voll war; er schauderte unwillkührlich ein wenig zusammen.

„Nun Pietro!" rief ihm die rüstige Dame zu, die, wie sich nachher ergab, des Meisters Schwester Teresa war, „siehst Du nicht, der junge Deutsche ist angekommen!" — „Hole der Teufel alle Deutschen, und Du marschier' Dich in die Küche, altes Katzengesicht!" entgegnete die helle Stimme des Alten, ohne daß er einen Blick von der Arbeit abgekehrt hätte. Jakob war nun gerade kein besonderer Kenner des Italienischen, doch verstand er genug, um von diesem Empfange nicht besonders erbaut zu werden. Donna Teresa nahm sich in der Gegenwart des eben Angekommenen bestens zusammen, verschluckte die bittere Pille, die sonst einen unaufhaltsamen Erguß ihres Redestromes zur Folge gehabt haben würde und antwortete so gleichmüthig, als es ihr möglich war: „Hörst Du nicht, tauber Hecht, der junge Deutsche, den

der Meister Daniel empfohlen hat, ist da!" — Nun legte der Alte die Arbeit nieder: „Ah so, warum hast Du das nicht gleich gesagt?" Er stand langsam auf, und ging auf Jakob zu, sein Gesicht zeigte ein Wohlgefallen, dessen man es nicht fähig gehalten haben würde; mit einnehmender Freundlichkeit sprach er: „Von Meister Daniel kommst Du? Nun, was macht der alte Knabe, denkt er meiner noch mit Liebe, und der schönen Zeit der Jugend, als wir mitsammen das blühende Italien durchwanderten, in dem glorreichen Rom arbeiteten, und in dem ewigblühenden Neapel liebten?" Dabei glänzte sein Auge in der hellen Freude der Erinnerung, die noch höher aufblitzte, als ihm der Jüngling erzählte, wie oft Meister Daniel und mit welcher Liebe er immer seiner erwähnt habe; dann fuhr er mit trüben Blicken und schlecht verheltem Ingrimme fort: „O, wäre ich Dir gefolgt, Du treue Seele, dann hätten mich die verfluchten Hunde, die Cremoneser nicht so verfolgt, sie hätten mich nicht aus ihrer Stadt vertrieben, und meinen Namen nicht auf das schlechteste Streichbrett geklebt, über das je ein Pferdehaar gefahren ist. Gott verdamme sie, und Dich am meisten, vermaledeiter Amati, daß Dein Dolch so schlecht getroffen hat, und statt in dieß Herz nur in diesen Arm gedrungen ist!" — „Laß jetzt die alten Geschichten, lieber Pietro," fuhr Teresa begütigend dazwischen, „Du bist doch, wer Du bist, und Dein Ruhm hat ja dennoch über alle Kabalen und Verfolgungen Deiner Neider gesiegt." „Ja, das wird er," rief der Alte, und sprang wie ein sechzehnjähriger Jüngling in die Höhe, „das wird er, ich will noch eine Geige bauen, daß ganz Italien zu ihren Tönen tanzen soll, wie von der Tarantel gestochen, und daß die Cremoneser dagegen knarren sollen, wie rostige Wetterfahnen. Teresa, bring' Wein her, trefflichen Chierwein, den mir der alte Vendramin geschickt hat, heute will ich einen Festtag machen; der alte Daniel soll leben, auf unsere Jugend wollen wir trinken und auf ein ruhmgekröntes Alter!"

Teresa eilte fort nach dem Willen des Bruders, und kehrte bald mit ein Paar langhalsigen Flaschen zurück; man nahm nun, so gut es gehen wollte, Platz an dem dreibeinigen Tische, und begann wacker zu zechen. Jakob war ob der begeisterten Reden ganz verwundert; aber da jetzt der treffliche Chier in den Gläsern blinkte, und der Alte ihn freundlich nöthigte, tapfer zuzusprechen, da wurde ihm wieder behaglich

zu Muthe, und er machte weder dem Weine, noch seiner kräftigen Tirolernatur eine Unehre. Die zwei anfänglich gebrachten Flaschen waren bereits durch zwei andere ersetzt; der Meister war gerade im besten Zuge, und Jakobs Augen, so mannhaft er sich auch gegen die Gewalt des begeisternden Chier's wehrte, fingen an heller zu leuchten, seine Wangen in höherm Rothe zu glänzen, da flog die Thüre auf, und unter lautem Gelächter hüpfte ein junges Mädchen herein. „Vater," rief sie, „was habt Ihr für närrische Einfälle; wollt Ihr die Ordnung des Jahres verkehren, nnd den Karneval vor die heilige Adventzeit setzen, daß Ihr am hellen lichten Tage Masken in's Haus laßt?" Dabei sprang sie in der Stube herum, drehte sich auf den Absätzen, und besah den armen Jakob, der vor Verlegenheit ganz roth wurde, von allen Seiten, wie ein verzogenes neugieriges Kind alles Neue, das ihm aufstößt, rücksichtslos zu begaffen pflegt.

„Schweig einmal, thörichtes Mädchen," rief der Vater, „und höre auf, herum zu hüpfen, als seist Du dem Narrenhause entsprungen; Du wirst uns noch den Tisch sammt dem edeln Getränke umwerfen, und dann gib Acht, was ich für einen Tanz mit Dir tanzen werde." — „Ach, laßt mich doch, Vater!" rief die Tochter, „es ist doch gar zu drollig, draußen auf der Piazza und am Rialto treiben sich viele Menschen in allerlei Röcken und Jacken herum, aber solche habe ich doch mein Lebtage nicht gesehen." „Jede Jacke sitzt besser," entgegnete der Vater, „als die Narrenjacke, die Du so oft anziehst, gib Dich doch einmal zur Ruhe, Du quecksilberne Hexe, Du wirst unsern künftigen Lehrburschen noch oft genug sehen." „Ist das der lang erwartete Deutsche, nun ich dächte, Meister Daniel hätte uns etwas Geschliffeneres in's Haus geschickt," rief das Mädchen. Aber Donna Teresa, deren Wohlwollen Jakob sich in der kurzer Zeit bereits erworben hatte, fuhr nun auf: „Wenn Du nicht Deine Naseweisheit im Zaume hältst, Chiara, so werde ich Dich mit dem Kater in die Küche sperren. Setze Dich hübsch zu mir, und betrage Dich, wie es sich für ein Mädchen schickt, das bald erwachsen sein wird." „Bald ganz erwachsen?" rief diese voll Aerger, „wie könnet Ihr so thöricht reden, Tante! werde ich auf den heiligen Weihnachtsabend nicht schon vierzehn ganze Jahre alt?" —

Bei diesen Worten horchte Jakob hoch auf, und sie wollten ihm fast unglaublich dünken; denn das Mädchen war schon vollkommen

ausgebildet, und hatte ihm wenigstens siebzehn Jahre alt geschienen. Sie war nicht groß, aber auch nicht zu klein, alle Theile waren schön gebildet; der Busen zeigte eine üppige Rundung unter dem verhüllenden Tuche, die bloßen Arme waren blendend weiß, und herrlich geformt, die Farbe des interessanten Gesichts war mehr blaß, und die schwarzen, unendlich lebhaften Augen wetteiferten mit der Ebenholzschwärze der Haare, die in freien Locken allenthalben herunter wallten. Jakob gestand sich erröthend, er habe nie ein schöneres Kind gesehen.

Unterdessen hatte der Alte eben wieder den Angriff auf eine neue Flasche begonnen und munterte seinen Sekundanten mit kräftigen Worten auf, ihn nicht allein zu lassen in dem glorreichen Kampfe. Die Wirkungen seiner Tapferkeit fingen bald an sich zu äußern; er kam immer mehr in's Feuer, plötzlich sprang er auf, riß eine Geige von der Wand und spielte mit begeisternder Lust ein munteres Rondo. Jakob mußte über den schönen Ton des Instrumentes staunen; er hatte früher nie so etwas gehört. Während der Meister spielte, erzählte ihm Donna Teresa mit vieler Redseligkeit, welch' eine Plage sie mit ihrem launenhaften Bruder habe. „Denkt Euch nur," sagte sie, „was für ein ausgemachter Narr Signor Pietro ist; — wenn er mit vieler Mühe eine Geige gebaut hat, die ihm recht gut gerathen ist und man nun meint, es käme so ein hübsches Röllchen Zechinen in's Haus, — dann verliebt sich der alte Narr in sein Machwerk, wie ich es einmal von einem heidnischen Bildhauer gelesen habe, der sich in eine von ihm gemeißelte Statue sterblich verliebte und so lange seufzte und klagte, bis der Teufel zur Strafe seines frevelhaften Begehrens das steinerne Weibsbild lebendig machte, — gerade so verliebt sich der alte Narr in seine Geige und gibt sie nicht mehr her, ich glaube, wenn der Doge selber sie bestellt hätte und ihn unmittelbar über das Seufzerbrücklein führen ließe, er gäbe sie nicht mehr her. Da schöpft er denn jeder einen Namen, wie ein Vater dem Kindlein und hängt sie an die Wand, wo sie eher von den Ratten angenagt werden, ehe sie außer der seinigen eine fremde Hand anzurühren bekömmt."

Während dieser Rede hatte der Meister sein Rondo geendet; er nahm die Geige, drückte sie zärtlich an die Brust und rief: „Bravo, gioconda, bravo! Du hast die heitern Töne der Jugend nicht vergessen, Du spielst sie noch treu dem Alter vor, wenn ihm gleich die jungen

Füße fehlen, darnach zu springen.“ „Nun, Herr Jakob,“ wandte er sich an seinen stummen Zuhörer, „wie gefällt Euch das Ding da? He, Freund, das sind Tönchen, die hüpfen und weben wie leichte Luftgeisterchen die Saiten auf und ab! Habt Ihr je so etwas gehört?“ Jakob versicherte ihn mit Wahrheit seiner hohen Bewunderung; das that dem Alten wohl, er lachte herzlich, aber stille in sich hinein, that einen ordentlichen Zug aus der Chierflasche und sagte: „Das ist noch nicht das Rechte, Freund Deutscher, da sollt Ihr einmal meine Angela hören, — die singt wie des Papsts Kapellsänger am Charfreitage, da ist keine Sängerin in der Fenice und in St. Moise, die so schmelzende Töne in ihrer Kehle hat. Und doch,“ fuhr der Greis mit zitternder Stimme fort, indem er auf einen mächtigen Violinkasten zeigte, der durch ein Vorlegeschloß gesperrt neben den andern Geigen an der Wand hing, „doch bin ich nur ein elender Pfuscher, was ist das Rabengekrächze in dem dummen hölzernen Kasten gegen Angela's herrliche, reine, gottgeweihte Stimme; ja, gottgeweiht, denn nie hat sie mit ihrer wunderbaren Gabe um der Welt Eitelkeit oder der Welt Lohn gebuhlt; — ihr ganzes Leben war ein reiner, heller, himmelanstrebender Ton, der ach! so bald, so bald verklang!“ — Die heftige Gemüthsbewegung erstickte fast die Worte des Sprechenden; um sie zu unterdrücken, stürzte er hastig ein Glas Chier hinunter. Es erfolgte eine allgemeine, beinahe bange Stille, bis der Alte mit gedämpfter Stimme fortfuhr: „Gott verdamme die Cremoneser, sie haben mir alles geraubt, alles, aber ihr Anschlag soll nicht ganz gelingen; der getretene Wurm erhebt sich aus dem Staube; der alte Pietro Vimerkati lebt noch, er wird Euch überstrahlen und Ihr werdet noch bersten vor Galle, als ob Ihr einen Basilisken gesehen hättet, wenn Ihr seinen Ruhm anstaunen werdet! Herunter Vittoriosa, herunter von der Wand und spiele den Hunden einen Siegeshymnus, daß sie heulen wie wahre Hunde beim Klang einer Fiedel.“ In toller Wuth riß der Alte eine Geige von der Wand und begann ein Furioso zu spielen, das ihn beinahe noch mehr als Meister im Spielen, als im Verfertigen der Geige beurkundete. Die tollsten Sprünge, die grellsten Ausweichungen, die schwierigsten Passagen folgten sich unmittelbar und wurden nur einmal durch ein einfaches Thema von wenigen Takten unterbrochen, das so rührend, so beseligend in dieses Gewirre seltsamer Weisen hinein-

tönte, wie himmlischer Harfenklang in das wüste Treiben dieser Erde. Aber zu bald verschwand dieser lichte Punkt, immer verwirrter wurde die Melodie, immer schneller das Tempo; der Spielende schnitt dazu die furchtbarsten und lächerlichsten Gesichter; aber das Lächeln verging den Zuhörern, denn schneidend drangen die Töne in ihre Brust. Plötzlich, ohne Schluß, ließ der Spielende das Instrument sinken und taumelte erschöpft auf den nahen Stuhl. Auf Jakob hatte die Musik den tiefsten Eindruck gemacht; es wurde ihm wehe im Herzen, ein unendlicher Schmerz zog durch seine Seele, dann fühlte er sich zerrissen in seinem Innern und verlassen von allem, was ihm lieb war; als der Meister die wenigen sanften Takte spielte, bemeisterte sich seiner eine beseligende Wehmuth, er fühlte sich zu Hause auf seinen friedlichen Matten, in dem Dörfchen seiner Heimath, das freundliche Aveläuten tönte zu ihm herüber; die Thränen traten ihm in die Augen und wie er weinend aufschaute, sah er Chiara's blasses Antlitz, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen ihm gegenüber. Da wurde er noch weicher, es gemahnte ihn, als sähe er einen Engel an seinem eigenen Grabe, die Thränen entstürzten ihm häufiger und er hörte wenig mehr von den darauf folgenden wilden Weisen des Meisters. Eine bange Stille entstand nach dem Verstummen des Instrumentes in der Stube, kein Athem war hörbar, nur der früher hereingeschlichene Kater knurrte behaglich, auf den Holzspänen liegend. Der Alte saß da, leichenblaß, die Augen starr auf den Boden geheftet, aber es war sichtlich, wie in den verfallenen Zügen die heftigsten Leidenschaften arbeiteten, bis sich nach und nach alle zur Ruhe legten und nur der Ausdruck des bittersten Hohnes stehen blieb. Dann fragte er Jakob, ohne ihn anzusehen: „Kannst Du auf der Geige spielen?“ Dieser antwortete mit einer Bescheidenheit, wie sie in seiner Natur lag und ihm durch das eben Gehörte noch mehr zur Pflicht gemacht wurde. „Ich habe durch Hilfe einer kurzen Lehre und einige Selbstübung mir einige Fertigkeit auf dem Instrumente erworben.“ Der Alte fuhr bei dieser Antwort ganz wüthend auf: „Verfluchter Esel,“ schrie er mit höchst zornigen Gebehrden, „was redest Du von Fertigkeit? meinst Du das schnelle Laufen mache den Tänzer, oder zwei gesunde Beine seien unumgänglich nöthig zu einem Menschen? Seele mußt Du haben, Junge! Seele, dann geht es. Und Du willst die edle Kunst des Geigenmachens erlernen,“ fuhr

er fast noch erboßter fort, „meinst Du, wenn Du zwei Brettchen schneiden und biegen und die Zarge dazwischen leimen kannst, wenn Du weißt, daß man noch einen Hals darauf setzt und in die Wandel, die für Dich statt in die Schnecke, in einen Schafskopf enden soll, vier Löcher bohrt, meinst Du, dann verstündest Du etwas von der edlen Kunst? Oho, mein guter Bursche, dazu gehört etwas anderes, als Dein Grützkopf; dazu gehört eine Seele. Diese muß die Töne herausfühlen, muß sie empfangen aus dem unendlichen Raume, um sie in den engen hölzernen Kasten zu sperren. Nicht der die Geige spielt, sondern der sie baut, ist ein vorzüglicher Künstler; der Eine kann höchstens nur herausstreichen, was der Andere mit voller Seele hineingebannt hat. Aechzen, quäcken, heulen und schreien machen könnt ihr allenfalls Eure Maccaronibretter; aber Geist und die süße Seele einhauchen könnt Ihr ihnen nicht; Ihr habt ja davon selbst nichts, seid ja selbst Automaten, die ihr Lebenslicht hervororgeln, wie sie eben aufgezogen worden sind. Du, mein fertiger Bursche," — diese Worte wurden mit besonderem Nachdrucke betont — „scheinst mir gerade auch so einer zu sein, die es für das Höchste halten, ihre Finger über das Griffbrett laufen zu lassen, wie eine geängstete Maus, die das schützende Loch nicht finden kann, über das Zimmer; Du magst nur immerhin wieder Dein Bündel schnüren und in Deine Berge zurückkehren; dort kannst Du schöne, gefühlvolle Orgelwerke für Eure Murmelthiere schnitzen und allenfalls selbst Euren Bären eine rührende Melodie auforgeln." Bei diesen Worten schlüpfte der zornglühende Alte aus der Thüre, ohne der Schwester und Tochter nur einen Blick zuzuwerfen.

Der arme Lehrling war über diese unerwartete Wendung der ersten Abendunterhaltung mit seinem Meister aus aller Fassung gekommen; sprachlos starrte er noch lange nach der Thüre, durch welche dieser entschlüpft war und wußte nicht, ob dieß Scherz oder Ernst gewesen. Endlich wandte er sich gegen Donna Teresa: „Um Gott," sprach er tief aufseufzend, „sagt mir, liebe Frau, was soll dieß? was habe ich gethan, das des Meisters Zorn so sehr erregen konnte? Soll ich denn wieder von Venedig fort, ohne das heißeste Ziel meiner Wünsche erreichen zu können?" Bei diesem Gedanken tröpfelten dicke Thränen über seine blühenden Wangen herab; sein Schmerz äußerte

sich so einfach, edel und doch so innig, daß die Frauen davon herzlich gerührt wurden. Mit holder Freundlichkeit trat Chiara auf ihn zu, faßte ihn unschuldig bei der Hand und lispelte in Flötentönen: „Seid ohne Sorgen, guter Jakob! mein Vater hat manchmal besondere Launen, sonst ist er aber ein herzensguter Mann. Geht jetzt, verschlafet die Mühseligkeiten der Reise und Euren jetzigen Kummer; morgen wird alles wieder gut und im alten Geleise sein." — Der Jüngling warf einen dankbaren, aber immer noch etwas zweifelhaften Blick auf die liebliche Trösterin. Sie verstand ihn und fuhr fort: „Verlaßt Euch auf meine Worte, wir kennen meines Vaters seltsame Art und Weise zu gut, um dadurch beunruhiget zu werden; und jeden Falls verspreche ich Euch, Eure thätige Vorsprecherin und Helferin sein zu wollen, wenn der Vater wider alles Vermuthen morgen noch so übellaunig sein sollte und da möchte ich dann sehen," setzte sie mit der Gewißheit eines verzogenen Kindes, das sich seiner Gewalt über die väterliche Schwäche bewußt ist, hinzu, „ob er den Bitten, oder wenn es recht schlimm zugeht, dem Trotze der kleinen Chiara widerstehen kann?" „Ihr schenkt mir neues Leben," sagte der Jüngling und drückte ihr mit feurigem Danke die kleine Hand, daß sie ob seiner Stärke bald in laute Klagen ausgebrochen wäre; „verlaßt mich nicht!" „Gewiß nie," antwortete Chiara, „ich habe gesehen, Ihr seid ein guter Mensch, eine ehrliche deutsche Seele und ich will Euch herzlich wohl!" „Nun macht Euch schlafen," fiel Donna Teresa ein; „Chiara, packe Dich in Deine Kammer, was unterfängst Du Dich mit jungen Mannsbildern so mir nichts Dir nichts zu plaudern?" Bei diesen Worten nahm sie eine Lampe vom Tische, Jakob verstand ihre Bewegung und nach einer gegenseitigen guten Nacht, folgte er ihr in die ihm angewiesene Kammer, wo er seine durch die Reise und die Auftritte dieses Abends ermatteten Glieder auf das Bett streckte und bald in den erquickenden Schlaf der gesunden Jugend versank.

Jakob Stainer war der Sohn eines nicht ganz unbemittelten Bauern in Absam, einem freundlichen Dörfchen in der Nähe von Hall und Innsbruck. In frühester Jugend hatte der Knabe eine außerordentliche Freude an der Verfertigung von allerlei kleinen Schnitzarbeiten und ein besonderes Geschick hiezu gezeigt. Frühere Kränklichkeit desselben hielt seine Aeltern ab, ihn zur Feldarbeit anzuhalten; er blieb daher zu Hause und beschäftigte sich auf der Schnitzbank, oder er mußte das Vieh auf der Gemeindeweide hüthen. Nebstdem äußerte er ungemein viel Sinn für Musik, er fehlte nie bei einem Gottesdienste, wo die Dorforgel gespielt wurde; wenn er nur irgend konnte, lief er an Sonn- und Festtagen nach dem nahe gelegenen Städtchen Hall, dessen Pfarrkirche sich eines wohlbesetzten Musikchores erfreute. Da stand der Knabe in einer verborgenen Ecke und horchte mit gespanntester Anstrengung auf die gewaltigen Töne, die von der Höhe herabrauschten. Die kleinen Hände waren gefaltet, der Blick zum Himmel gehoben, aber keine Muskel bewegte sich; er war ganz versunken in den Eindruck, den die Musik auf sein kindliches Gemüth machte, und dieses schwang sich auf der Jakobsleiter der Töne zu seinem himmlischen Vater empor. Voll dieser Empfindungen kehrte der Knabe wie träumend in das väterliche Haus zurück; die lärmenden Spiele seiner Altersgenossen waren ihm zuwider; er freute sich wieder auf den kommenden Tag, wo er des Vaters Kühe auf den Berg treiben und allein und ungestört den lieblichen Tonbildern seiner Seele nachhängen durfte. Er schnitzte dann Pfeifen und versuchte die in ihm nachklingenden Melodien zu wiederholen; allein das unvollkommene Instrument reichte nicht aus und vergeblich sann er, allerlei Verbesserungen anzubringen, damit es seinem Zwecke dienen möchte. Sorgfältig prüfte er jede Holzart und sein feines Gehör glaubte in jeder einen besondern eigenthümlichen Ton und mehr oder weniger Empfänglichkeit für die Verbreitung des Schalles zu erkennen. In der drückenden Hitze des Mittags, wenn er sein einfaches Brot verzehrt und durch einen Trunk mit hohler Hand aus der frischen Quelle sich erquickt hatte, pflegte er sich wohl unter eine schattende Tanne, oder unter das dichte Laubdach einer Haselstaude zu legen und die Bilder, welche während des Wachens seine Freude waren, besuchten ihn auch gewöhnlich im Schlafe. Das Säuseln des

Windes in den Blättern, das ferne Läuten der Glocken an den weidenden Kühen, der Gesang der Vögel über ihm und das Summen der Käfer auf der schwellenden Moosdecke neben ihm, bildeten das Wiegenlied des nach und nach Entschlummernden, während ein milder Sonnenstrahl, vielfach im Laubdache gebrochen, manchmal auf das halb geöffnete Auge fiel und einen reichen Farbenteppich vor ihm ausbreitete. Aus diesen Farben und Tönen bildet dann der geschäftige Traum ein herrliches, immer wechselndes Gebäude, das von tausend Lichtern strahlte, die Engel des Himmels schwebten auf goldener Leiter hernieder in diesen Palast der Harmonie, mit Harfen und Flöten und Cymbeln und spielten auf so wunderschöne Weise, daß ganze Schaaren lichterfüllter Gestalten sich nahten und die liebliche Musik mit schmelzendem Gesange und schön geschlungenen Tänzen begleiteten. Da öffnete sich dann der Himmel und Gott der Vater schaute wohlgefälligen Blickes herab auf die musizirenden und tanzenden Schaaren, die sein Lob verherrlichten und mit wunderbar lieblichem Antlitze lächelte die holdselige Mutter des Erlösers, die zu des Vaters Füßen saß, indeß die weiße Taube zu seinen Häupten mit freudigem Flügelschlage flatterte, die Freude des heiligen Geistes über diese Huldigung der Kunst vor dem Göttlichen kündend. Aber der Erlöser mischte sich bald mit seinem Gespielen Johannes als unschuldiges, rosenwangiges Kindlein unter die Schaaren der lobsingenden Engel und Seligen, bald stand er wieder in aller unnenbaren Würde Gottes neben der heiligen Mutter und schaute mit einem Blicke voll Erbarmen und Wonne auf die Seligen, deren Seligkeit das Werk seiner Erlösung, die Frucht seiner unendlichen Liebe war. Und immer herrlicher tönten die Harfen, immer rührender erschollen die Flöten, immer triumphirender erklangen die Cymbeln und immer gewaltiger brauste der heilige Hymnus daher, bis der Schläfer von der erschütternden Gewalt erweckt, die Wonne derselben noch lange im Wachen nachempfand. Nichts erschien ihm herrlicher, als die göttliche Kunst der Musik; denn der Traum hatte es ihm gezeigt, der Pfarrer es ihn in der Schule gelehrt, daß die seligen Engel und Geister im Himmel nur ihr obliegen und unaufhörlich Gott im Lobgesange preisen. Selbst der Gebrauch der Kirche hatte diese Kunst und seine Ansicht von ihr geheiligt, denn beim feierlichen Hochamte spricht der

Priester im Gesange zu Gott und jubelnd fallen die Instrumente ein und die Stimmen der Sänger und danken und preisen durch ihre Töne den Herrn.

Der Knabe lag daher seinem Vater inständig an, er möchte ihn Musik lernen lassen; allein dieser war wenig geneigt, in des Sohnes Wünsche einzugehen; er sagte: „Was, ein brotloser Musikant willst Du werden? Mit der Fiedel willst Du herumziehen und den liederlichen Burschen zum Tanze aufspielen? Wenn Dir die Bauernarbeit zu schlecht oder zu stark ist, so magst Du ein ordentlicher Hanthierer werden, allenfalls ein Bäcker, Metzger, oder ein Schuster und dergl., solche Leute braucht man immer und ihr Handwerk hat einen goldenen Boden; aber so einen Vaganten, der am Ende im Alter heimkömmt und sich von der Mildthätigkeit seiner Verwandten füttern lassen muß, das gebe ich ein für allemal nicht zu." Es half wenig, daß dann der Sohn auf die schöne Bestimmung, in der Kirche zur Ehre Gottes mitzuwirken, aufmerksam machte. „Das ist eitle Redensart," entgegnete der Vater, „Morgens dienen die Musikanten dem lieben Herrgott und Abends dem Teufel, und was sie in beider Herren Diensten gewinnen, versaufen sie des Nachts. Ein Musikant und eine Orgelpfeife sind gleich, schütte in beide ein Fuder Wein und sie werden doch beide nie voll. Kurz und gut, daraus wird nichts, so lang ich noch den Dreschflegel führen kann!" Dabei machte er eine so sprechende Bewegung, daß dem Sohne jede fernere Einwendung im Halse stecken blieb.

Dieß verhinderte ihn jedoch nicht, sich an die bedeutende Person des Dorfes anzuschließen, welche die wichtigen Aemter des Organisten, Schullehrers und Meßners in sich vereinigte. Den inständigen Bitten Jakobs gelang es, diesen Mann zu bewegen, daß er ihm versprach, ihn unentgeldlich in den Anfangsgründen des Violinspielens zu unterrichten, wenn er sich ein Instrument verschaffen könne. Diese letzte Klausel setzte den lernbegierigen Jüngling in die äußerste Verlegenheit, ohne jedoch seinen glühenden Eifer zu entmuthigen. Für den ganz kräftigen Willen gibt es kein wahres Hinderniß. Das Geld, sich eine Geige zu kaufen, fehlte; es gab daher kein anderes Mittel, als sich, so gut es gehen wollte, selbst eine zu verfertigen. Eine gut getrocknete Bohle

von Ahornholz fand sich bald, und nun ging es unermüdlich an Versuche, die freilich häufig mißlangen. Die natürliche Anlage zu mechanischen Arbeiten und die hierin erworbene Fertigkeit kamen dem Jünglinge dabei wohl zu statten und nach wochenlangen, unverdrossenen Arbeiten, die noch dazu heimlich vor dem Vater getrieben werden mußten, kam endlich der Bau einer Geige zu Stande, die von dem Schulmeister für zur Noth brauchbar erklärt wurde. Die Besaitung geschah mittelst einiger von diesem großmüthig gespendeten Saitenfragmente; aber wer war froher, als unser Jakob, da er die erste Lektion in der göttlichen Kunst erhielt. Nun wurde das geliebte Instrument, das so viele Anstrengungen und schlaflose Nächte gekostet hatte, immer sorgfältig in den Schnappsack gewickelt, mit hinaus auf den Berg genommen und dort das beim Schulmeister Gelernte mit eisernem Fleiße wiederholt, oder wohl auch selbst durch eigene Versuche fortgesetzt. Auf diese Art brachte es Jakob in kurzer Zeit so weit, daß er bei einem Hochamte in der Kirche seines Dorfes den Schulmeister unterstützen und die zweite Stimme geigen konnte. Der alte Stainer horchte hoch auf, als er gewahrte, daß sein Sohn, seiner ausdrücklichen Willensmeinung entgegen, dennoch Musik getrieben habe und es hätte wenig gefehlt, so würde er den angehenden Künstler zur großen Erbauung der Gemeinde mitten unter dem Gottesdienste, mittelst einer einfachen aber eingreifenden Prozedur vom Chore herunter geholt haben. Als sich aber nach der Kirche so manche Nachbarn über den gescheidten Jakob wunderten, der Schulmeister seine Anlagen rühmte und sogar der Pfarrer für den Jungen sprach, da regte sich doch der väterliche Stolz und er sagte halb freundlich halb erzürnt: „Nu meinetwegen kann der Bursche seine Fiedel behalten, aber das sage ich nochmals und dabei bleibt es, Musikant soll er mir nicht werden, oder ich schlage ihm seinen Geigenkasten und alle Knochen entzwei!"

Jakob hatte nun wenigstens so viel gewonnen, daß er alle Feierabende ohne Scheu seinen musikalischen Uebungen obliegen durfte und er benützte diese Erlaubniß so wohl, daß er bei seinem Musiktalente in kurzer Zeit sehr bedeutende Fortschritte machte und der schulmeisterischen Lehre völlig entwuchs. Eines Tages erzählte ihm sein Lehrer, daß in Innsbruck ein weltberühmter Orgelmacher wohne, der auch in Verfertigung anderer Instrumente geschickt sei. Dieser berühmte Mann

heiße Daniel Herz und sein Ruf sei so groß, daß er im vorigen Jahre den Auftrag erhalten habe, eine Orgel nach Jerusalem zu senden. Diese sei nun bereits fertig und vorläufig in der Hofkirche aufgestellt worden, in Kurzem werde sie an ihren Bestimmungsort abgehen; der Erzherzog Ferdinand Karl habe nun aus Freundschaft für seinen Hoforgelmacher und aus Freude über diese Anerkennung des tirolischen Kunstfleißes eine kirchliche Feier vor der Absendung derselben auf den nächsten Sonntag angeordnet, wobei die Orgel zum ersten Male öffentlich gespielt und ein prächtiges Hochamt unter Mitwirkung der erzherzoglichen Kapelle, wie der andern Musiker der Stadt aufgeführt werde.

Diese Feier war für Jakob zu interessant, als daß er nicht sogleich den Entschluß hätte fassen sollen, Zeuge derselben zu sein. Sonntag früh machte er sich daher bald nach Sonnenaufgang auf den Weg nach Innsbruck, um ja zu dieser für ihn so höchst merkwürdigen Festlichkeit nicht zu spät zu kommen. Die Sonne war eben hinter den östlichen Bergen hervorgestiegen und röthete die schneeigen Spitzen der übrigen Gebirge, auf deren Mitte noch ein dichter Nebel ruhte; die Fluren erglänzten in der Frische eines erquickenden Morgenthaues und ein leises Lüftchen strich über die wogenden Saatfelder; in den Dörfern, durch die er kam, war alles stille, die Menschen ruhten von den Lasten und Arbeiten der Woche; nur ferne her tönte hie und da ein Glöcklein, das eine christliche Gemeinde zur Frühmesse rief und mischte seinen Klang in das Heerdengeläute, dessen Töne durch den Wind von den Bergen in die Ebene getragen wurden; diese Stille war so feierlich, daß Jakobs Gemüth innig davon ergriffen und von frommen begeisterten Regungen ganz erfüllt wurde. In der Stadt angekommen, eilte er, ohne sich viel umzusehen, sogleich in die Hofkirche; die ehernen Helden, die schon ein Jahrhundert ernst und regungslos dastanden und bestimmt sind, noch durch Jahrhunderte an dem Grabe des Letzten aus ihnen, des ritterlichen Kaisers Max, Wache zu halten, sprachen sein Gemüth mit heiligem Schauer an. Auf dem Chorgange, der quer durch die Kirche gespannt ist, stand das gefeierte Werk mit schön bemalten Thürflügeln und glänzenden Pfeifen. Es dauerte noch geraume Zeit, bis die Feierlichkeit ihren Anfang nahm. Nach und nach füllte sich die Kirche mit Menschen und plötzlich verkündete ein Tusch mit Trompeten und Pauken den Eintritt des Erzherzogs Ferdinand

Karl und seines Hofstaates. Der Fürst war ein schöner Mann von stattlichem Wuchse; das volle, von Gesundheit strotzende Antlitz verkündete die Blüthe seiner Jahre; aus den großen blauen Augen leuchteten Großmuth und Offenheit; sein Gang war lebhaft, aber in seinem Benehmen verkündete sich ein Anstand, der den Sprößling des kaiserlichen Hauses bezeichnete und eine Anmuth, die Aller Herzen für sich gewann, auch wenn das Volk mit seiner manchmal an Verschwendung gränzenden Prachtliebe nicht ganz zufrieden war. Zu des Erzherzogs linker Hand ging ein stattlicher Mann in schwarzer bürgerlicher Tracht, — die weißen Haare, die sein Haupt bedeckten und die treuherzige, offene Miene machten seinen Anblick wahrhaft ehrwürdig. Demüthig, beinahe scheu, ging er neben seinem hohen Gönner einher. „Das ist der Meister, das ist Daniel Herz," flüsterten sich die Leute zu, und Aller Blicke richteten sich nach ihm. Jakob konnte kein Auge von ihm lassen; er betrachtete mit Ehrfurcht diese wohlwollenden Züge, die sonst bleich, jetzt durch die Verlegenheit des bescheidenen Meisters sanft geröthet waren; ihm war, als sähe er jetzt erst seinen Vater. Die Eingetretenen nahmen auf den für sie bereiteten, mit rothem Sammet überzogenen Stühlen Platz; ein Jesuite bestieg die Kanzel und predigte über den Text: „Und der König ließ machen von Almuthimholz Pfeiler im Hause des Herrn und Harfen und Psalter für die Sänger."

Er schilderte die Gewalt der Musik auf das Gemüth, besonders ihre zur Andacht und zur Richtung nach oben begeisternde Wirkung; und entwickelte daraus die Ansichten der Kirche, indem sie sich ihrer zur Verherrlichung des Gottesdienstes bedient. Darauf ging er über auf die Veranlassung des gegenwärtigen Festes; er erwähnte der persönlichen Verhältnisse des Meisters Herz und seiner Tugenden; und erzählte, wie er Anfangs mit Noth, Elend und Hindernissen jeglicher Art zu kämpfen gehabt und wie endlich sein fester Wille und sein brennender Eifer, der Ehre Gottes zu dienen, Alles besiegt habe, bis er zu dieser Höhe der Meisterschaft und durch dieselbe zu dem Ruhme gelangt sei, der ihm das Glück verschaffte, ein Werk bauen zu können, das Jahrhunderte lang den frommen und verständigen Sinn seines Urhebers unmittelbar am Grabe des Erlösers beurkunden werde. „Wenn wir alle längst zu Staub zerfallen sind," sagte der begeisterte Prediger, „werden die Töne dieses Werkes noch laut zum Lobe Gottes reden,

werden reden an der Stelle, wo der Erlöser gestorben ist und einst begraben war. Tausende und wieder Tausende von Gläubigen aus allen Enden der Erde werden sie hören und durch sie zu andächtigen Gesängen angefeuert werden; Tausende und wieder Tausende von Gläubigen werden bei diesen Tönen ihren heiligen Schmerz in milde Wehmuth aufgelöset fühlen und zu den schönsten Vorsätzen künftiger Tugenden entflammt werden; und aus dem Orte, wo der Gottmensch auferstand zu der Herrlichkeit des ewigen Vaters, werden diese Töne, gleich Strahlen einer lichten Glorie, aufsteigen in den Himmel, zu den Füßen dessen, der eben da um der Liebe willen litt und durch seinen Tod das Versöhnungswerk krönte, dessen Erinnerungsfeier mit gottgeweihten Klängen zu begleiten dieses Werk bestimmt ist."

So lange der Prediger von ihm selbst sprach, sah der Meister bescheiden erröthend zu Boden; als er aber des Glückes erwähnte, daß seiner Hände geringes Werk am Grabe des Erlösers zur Ehre desselben ertönen sollte, da rannen die Thränen über das ehrwürdige Antlitz des Alten und er hob die Hände flehend zum Himmel, als wolle er sagen: Herr, ich bin dieses hohe Glück nicht würdig! Jakob weinte heftig; die Predigt, — so Vieles, was sein innerer Sinn schon so oft geahnet hatte und was jetzt laut ausgesprochen wurde, — die tiefe Rührung des Meisters — ergriffen ihn gewaltsam.

Nach geendigter Predigt begann das Hochamt und nun fing der Pfarrorganist an, die neue Orgel zu spielen. Zuerst ertönte vollkräftig der tiefe Baßton des Pedale, dann folgte eine vorzüglich schön ausgeführte Fuge als Einleitung. Die Orgeltöne rauschten so stark und dann wieder so milde durch das Kirchengewölbe; sie erzitterten manchmal wie ferner Donnerhall in der Brust der Hörer und schmeichelten dann wieder so linde, wie ein junges Frühlingslüftchen, daß die ganze versammelte Gemeinde in andächtiges Staunen versunken nie etwas so Wundervolles geahnt zu haben glaubte. Auch die übrige Musik war über alle Vorstellungen Jakobs herrlich; von dem italienischen Kapellmeister des Erzherzogs rührte die Komposition her und alle Musiker und Musikfreunde hatten sich vereinigt, durch eine gelungene Aufführung den allgeliebten Meister Herz und dieß Werk zugleich zu

ehren. Ein „Herr, Gott, Dich loben wir!" schloß die feierliche religiöse Handlung.

Die Priester hatten sich vom Altare entfernt, die letzten Töne der Orgel waren verklungen, schon schickte sich das Volk an, die Kirche zu verlassen, da erhob sich der Erzherzog von seinem Bethstuhle, wandte sich zu dem noch immer in tiefer Andacht versunkenen Meister und sprach: „Mein lieber Meister Daniel! Die Freude, über Euer schön gelungenes Werk muß Euren andächtigen Sinn am meisten für Eure aufgewendete Mühe belohnen; doch vergönnet Eurem Fürsten auch öffentlich zu zeigen, wie sehr er das Glück erkennt, solche Männer in seinen Diensten und um seine Person zu haben." Während dieser Rede nahm er die goldene Kette, die er um den Hals trug, ab und hing sie dem sprachlosen Meister um, der in stummer Rührung die Hand des großmüthigen Gebers ergriff und sie mit Thränen benetzte. Das Volk aber brach in laute Freude aus und rief: „Es lebe unser Erzherzog, der großmüthige Ferdinand! Es lebe der brave Meister Herz!" —

Für Stainer war diese Feierlichkeit ein entscheidender Lebensmoment gewesen; da ihm der Vater verwehrte, Musik zu treiben, so setzte sich in seiner Seele der Entschluß unwiderruflich fest, dieser wunderbaren Kunst wenigstens durch Verfertigung trefflicher Instrumente zu huldigen. Alle seine Kräfte wollte er daran setzen, etwas Vorzügliches zu leisten, was, gleich den Werken seines Vorbildes, des Meisters Herz, werth wäre, Jahrhunderte hindurch zu leben; oder zurückzukehren zu dem väterlichen Pfluge, um in Kummer und Gram durch einen frühen Tod das verfehlte Streben seines Lebens zu büßen.

Nahe am sogenannten Wappenthurme zu Innsbruck stand ein alterthümliches beinahe burgähnliches Haus, einst der Besitz eines adeligen Geschlechtes und nun das Eigenthum des gefeierten Meisters Daniel Herz. Die dicken Mauern, die enge, eisenbeschlagene Pforte und die vergitterten Fenster gaben dem Hause ein unfreundliches Ansehen und mahnten an jene Zeiten roher Gewaltherrschaft, wo die Festigkeit des Wohnplatzes und die Mannhaftigkeit seiner Bewohner mehr Schutz gewährte, als das nur zu oft ohnmächtige Gesetz; jetzt aber hatte es sein bürgerlicher Besitzer von innen behaglich und freundlich umgebaut. Wenn man die finstere Stiege nicht ohne Gefahr hinaufgeklettert war,

gelangte man in eine geräumige Vorhalle, wie sie in den meisten alten Häusern gewöhnlich war; in ihrem Hintergrunde war ein heller bequemer Erker, mit der Aussicht auf das den Grund des Hauses bespühlende Wasser des Stadtgrabens. Hier saß nun der Hausherr mit einigen Freunden und erholte sich an einer wohlbesetzten Tafel, bei einer Flasche köstlichen Siebeneichners von den freudigen Erschütterungen des Vormittages. Ein lautes Gezänke auf der Stiege unterbrach den Strom der Rede, der sich unter den weinfrohen Gästen nicht sparsam ergoß; man hörte die gellende Stimme der alten Haushälterin, die immer fort schrie: „Pack' Dich fort, Du ungestümer Schlingel, der Meister hat heute nicht Zeit, 's wird ohnedieß nur eine miserable Bettelei sein!“ Und dazwischen bath wieder eine jugendliche Männerstimme: „Ach, liebe Jungfer! ich muß mit Ihrem Herrn reden, nur ein paar Worte, ich bitte Sie um Christi willen, nur ein paar Worte!“ Der flehende, eindringliche Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, machte die Tischgesellschaft aufmerksam. Herz rief: „Was gibt's denn, Marthe?“ „Ei, was gibt's!“ antwortete diese und erschien auf der obersten Stufe, die Arme in die Seite gestemmt und das zahnlose Kinn vor Zorn wackelnd, „einen Landstreicher gibt's, der betteln und Euch nicht einmal an Eurem Ehrentage beim Tische in Ruhe lassen will. Er muß mit Euch durchaus sprechen, sagt er.“ „Nun, nun, Marthe,“ antworte Herz mit gemüthlicher Ruhe, „eben an meinem Ehrentage soll gar keiner, dem ich irgend helfen kann, ungehört und ungetröstet von mir gehen. Komm herauf, Du da unten und sprich, was willst Du?“

Da kam denn unser Jakob, mit höchst verlegener Miene, den Hut zwischen den Händen und schritt auf den Meister zu; als er aber diesem nahe war und in das ehrwürdige, milde Antlitz schaute, da überwältigten ihn Gefühle mannigfacher Art, Ehrfurcht, Besorgniß, wie er werde aufgenommen werden, Verlegenheit und Angst so sehr, daß er nicht sprechen konnte, sondern laut zu weinen anfing. „Einfältiger Bursche,“ sagte Herz lächelnd, „das Weinen laß in der Kinderstube; trink ein gutes Glas Wein, das wird Dir Leib und Seele stärken und dann sage Dein Begehren. Damit reichte er ihm einen Becher, von welchem Jakob ein wenig nippte, denn zu trinken wäre er nicht im Stande gewesen, die Angst hatte ihm den Hals zugeschnürt.

Aber mehr als der Wein kräftigte ihn die freundliche Art und Weise des Meisters und er wagte es, ihm sein Anliegen vorzutragen. Anfangs bath er mit größter Schüchternheit; aber als er nun seine unbegränzte Liebe zur Musik, seinen festen Vorsatz, sich ihr wenigstens als Instrumentenmacher zu widmen, die bereits erfahrnen Hindernisse und die Art, wie er sie überwunden, schilderte und erzählte, wie erst der heutige Vormittag und das Beispiel des Meisters Herz seinen Entschluß vollends gereift und unwiderruflich gemacht habe; da wurde sein Vortrag immer belebter, sein Auge feuriger, seine Wange röther. „Und nun," schloß er, „bin ich da, wollet mich nicht verstoßen, lieber Meister, machet aus mir, was Ihr wollt, ich will Euch dienen spät und früh, nur laßt mich bei Euch und gebt mir einigen Unterricht in der edeln Kunst, nach deren Erlernung mich so sehr verlangt."

Der Meister schüttelte bei diesen Reden bedenklich das Haupt, aber sein Blick ruhte immer freundlicher auf der Gestalt des Sprechenden, das schlichte Wesen desselben nahm ihn für sich ein. An dem Tische saß auch der Buchdrucker Agrikola *), ein sehr geschickter Mann und dazu ein erzfrischer und fröhlicher Geselle; der nahm sogleich sein Glas zur Hand und rief: „Bravo, Bursche! Du hast Deine Sache gut gemacht, dafür lasse ich Dich hoch leben! Du ehrst unsern Meister durch Dein Vertrauen auf die rechte Art; stoßt an, Daniel! der hat dem Meister und dem Menschen in Euch einen gleich tiefen Scharrfuß gemacht! Komm her, setze Dich zu mir, Du darfst nicht wieder fort, so wahr ich Hans Agrikola heiße, oder ich schlage dem da gegenüber mit meinem Preßbengel alle Orgelpfeifen entzwei!"

Der Meister Daniel mußte über den ungestümen Eifer seines lustigen Freundes herzlich lachen und er begann den Ankömmling freundlich über Manches zu befragen, besonders ob er schon etwas von Musik gelernt habe. Jakob erzähte die Geschichte seiner Lehrstunden auf der Geige beim Schulmeister und seine Nöthen beim Bau derselben. Diese Erzählung gefiel den Gästen überaus wohl; und Herz sagte: „Nun, bringe mir einmal Dein Probestück und auf einige Wochen will ich es allenfalls mit Dir versuchen!" Wer war nun glücklicher,

---

*) Agrikola war ein vorzüglicher Buchdrucker in Innsbruck; er lieferte einige für seine Zeit vortreffliche Druckwerke.

als Jakob; kaum nahm er sich Zeit, dem großmüthigen Meister zu danken; dann flog er die Treppe hinab, um sein Glück dem Vater zu verkünden und sich alsbald wieder mit der selbst verfertigten Geige auf den Weg nach Innsbruck zu machen.

Der Vater war es zufrieden, daß sein Sohn ein Handwerk lernen sollte, wenn auch gerade kein so solides, wie er es gewünscht hätte. Schon am folgenden Dienstage trat Jakob wieder den Weg nach Innsbruck an, reich an Segnungen und guten Lehren, aber ganz arm an Geld. Etwas Wäsche, einen Laib Brot und ein halb Guldenstück hatte ihm die sorgsame Mutter eingepackt. So wanderte er, seine Geige unter dem Arme, fröhlich fort. Die Zukunft kümmerte ihn wenig, denn ihn beschäftigte nur die Gegenwart mit dem frohen Gefühle, den sehnlichsten seiner Wünsche, gegen alle Hoffnung und unerwartet schnell erfüllt zu sehen.

In der Anlage und Ausführung der von Jakob verfertigten Geige erkannte Herz so viele glückliche Anlagen, daß er ihn ohne weiteres Bedenken in die Lehre nahm. „Doch," sagte er, „Orgeln gibt es nicht viele und Du könntest bei aller Geschicklichkeit leicht einmal in Gefahr kommen, zu verhungern, darum wähle lieber ein anderes Instrument, das häufiger gebraucht wird und daher verspricht, seinen Mann ordentlich zu nähren, — laß Dein erstes Werk zugleich einen Fingerzeig für die Zukunft sein, — lerne das Geigenmachen" Jakob gab hiezu gerne seine Einwilligung und begann nun mit außerordentlichem Fleiße seine Lehrzeit bei dem Meister Herz. Ein halbes Jahr verging ihm in dessen Hause wie eine Woche und während dieser Zeit gewann ihn der Meister immer lieber. Es ist etwas sehr Gewöhnliches, daß ältere Hagestolze sich mit großer Zuneigung an junge Leute anschließen und auf diese Art gleichsam ein Surrogat für die Entbehrung des Aelterngefühles suchen. Des Jünglings unbegränzte Dankbarkeit, sein offener, heiterer Sinn, sein Geschick zu allem, was er angriff, zogen ihn so sehr an sich, daß der kinderlose Mann beschloß, sich des Jünglings gänzlich anzunehmen und für seine Zukunft zu sorgen.

Herz war in seiner Jugend als wandernder Geselle nach Italien gekommen und hatte dort den jungen Pietro Vimerkati kennen gelernt. Beide schlossen sich an einander an, des Italieners feurige, leichtbewegliche Seele und des Deutschen tiefe Gemüthlichkeit ergänzten sich

wechselseitig und knüpften so ein festes Band, das auch noch fest hielt, als beide schon lange getrennt waren und zwischen der Gegenwart und der frohen Jugendzeit nur noch die dunkelnden Nebelbilder der Erinnerung lagen. Herz hatte seinen Freund, der es zu einer bedeutenden Geschicklichkeit in seinem Fache gebracht hatte, immer bereden wollen, mit nach Deutschland zu ziehen, allein vergebens; Vimerkati konnte sich von dem schönen italienischen Himmel, von den theuren Lauten seiner klangvollen Muttersprache nicht trennen. Zu spät bereute er, dem Rathe seines besonnenen Freundes nicht Gehör gegeben zu haben. Er heirathete eine herrliche Römerin und zog mit ihr nach Cremona, weil diese Stadt schon damals einen bedeutenden Ruf wegen der dort verfertigten Geigen genoß. Im Anfange ging alles gut; Vimerkati lebte mit seiner Gattin zwar in sehr beschränkten, aber höchst glücklichen Verhältnissen, deren Wonne noch gesteigert wurde, als ihm seine Angela ein blühendes Töchterchen gebar. Allein als sich der Ruf von Vimerkati's Geschicklichkeit immer mehr verbreitete und ihm immer mehr Bestellungen zuzog, da wuchs der Groll der übrigen Cremoneser Geigenmacher immer höher gegen ihn an. Zuerst versuchten sie durch Neckereien aller Art ihm den Aufenthalt in Cremona zu verleiden; er achtete ihrer aber nicht, stolz in dem Bewußtsein seiner Kunst und glücklich in der unbegränzten Liebe seiner Gattin, die sich nun schon zum zweiten Male Mutter fühlte. Da entblödete sich einer aus der Zunft, Namens Giulio Amati, nicht, schlechte Geigen unter Vimerkati's Namen herumzuschicken und zum Verkaufe auszubiethen. Der Betrug war zu plump, um nicht bald von dem Beschädigten entdeckt zu werden; er wurde darüber wüthend, denn er glaubte dadurch seine Ehre, seinen Ruhm, der ihm über Alles theuer war, angegriffen. Augenblicklich rannte er zu dem Podestà der Stadt, klagte das ihm widerfahrene Unrecht und drang auf strenge Bestrafung des Schuldigen. Der Podestà ließ die Sache untersuchen und die Klage wurde auch gegründet befunden; allein die zahlreiche und mächtige Zunft der Geigenmacher erregte so viele Umtriebe und verwendete sich mit solchem Eifer für den Schuldigen, daß dieser straflos blieb. Hierdurch wurde Vimerkati auf's Aeußerste gereizt und es wäre ohne Angela's unaufhörliche Bitten und Vorstellungen ganz gewiß zwischen ihm und Amati zu blutigen Händeln gekommen. Der Haß, der nicht in helle Flammen

auflodern konnte, nagte um so gewaltiger in der Rache kochenden Brust Beider; es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um gegen Einen von ihnen sich tödtlich zu entladen. Da geschah es, daß Vimerkati, dessen Ruf sich gerade durch die Bemühungen seiner Feinde, ihn zu verkleinern, nur immer weiter verbreitete, eines Tages eine Bestellung auf mehrere Violinen für die päpstliche Hofkapelle erhielt. Dieser Triumph war für ihn zu groß, als daß er ihn hätte unter dem Scheffel halten können; voll stolzer Freude eilte er noch vor dem Avemarialäuten in ein Weinhaus am brescianer Thore, wo sich seine Zunft gewöhnlich einzufinden pflegte, ließ sich dort eine Flasche Wein geben und erzählte nicht ohne Ruhmredigkeit und gehässige Seitenblicke auf Amati und seine übrigen Feinde von der ehrenvollen Bestellung, die er so eben erhalten habe. Man hörte ihm lächelnd zu, ohne viel davon Notiz zu nehmen; es waren auch einige von Amati's Freunden da, die aber, ohne etwas zu erwiedern, bald sich entfernten.

Es war schon ziemlich spät, da erhob sich auch Vimerkati, um nach Hause zu gehen. An der Thüre zupfte ihn der Wirth am Ermel und flüsterte leise: „Signor Pietro, geht heute nicht nach Hause, es geht die Befana *) herum und ihr könntet zu großen Schaden kommen.“ Aber der weinfrohe Vimerkati lachte. „Halt's Maul, Alter, glaubst Du, ich sei ein Kind, daß Du mich mit der Befana schreckst?“ — „Geht nicht,“ wiederholte der Wirth noch einmal, sich vorsichtig umsehend, dann entschlüpfte er eilig in das Innere der Bottega. Der Gewarnte war aber zu sehr von Wein und Freude erhitzt, um viel auf Ermahnungen achten zu können; er nahm ein gespanntes Terzerol, ohne das er nie ausging, aus der Busentasche und schritt, ein fröhliches Lied summend, seiner Wohnung zu. Es war ziemlich dunkel und die Straßen, durch die er ging, schienen ihm ungewöhnlich menschenleer; fast wollte ihm etwas bange werden, da gewahrte er von ferne ein Licht, das aus seiner Wohnung, aus dem Fenster von Angela's Stube drang; er verdoppelte daher seine Schritte, schon stand er unter der Hausthüre, die Klinke in der Hand; da fühlte er etwas Kaltes durch seine Brust fahren; — er griff mit der einen Hand darnach; ein Schrei, Jesus, Maria, ich bin verwundet! und ein Schuß aus

*) Befana — unser Knecht Ruprecht; ein Kobold, mit dem man die Kinder schreckt.

dem Terzerole, das er in der andern Hand hielt, waren das Werk eines und desselben Augenblickes; dann sank er bewußtlos zu Boden. Er erwachte wieder in einem Zimmer des Spitals, das Gesicht eines fremden Wärters an seiner Seite. Es bedurfte langer Zeit, bis er sich so viel erholte, daß er alle Gegenstände um sich her gehörig erkennen und zu seinem vollen Bewußtsein gelangen konnte. Seine dringenden Fragen nach Weib und Kind wurden mit Stillschweigen beantwortet, bis ihm der Spitalarzt sagte, seine äußerst gefährliche Wunde verbiete unter unmittelbarer Todesgefahr jede Bewegung des Körpers und des Gemüthes; er könne sie daher nicht sehen und solle sich überhaupt hüthen, auch nur zu sprechen. Beinahe ein Vierteljahr lag der Verwundete ohne merkliche Besserung und seine Genesung wurde eben so sehr durch die Gefährlichkeit der Wunde, deren tödtlicher Wirkung er beinahe nur durch ein Wunder entgangen war, als durch seine eigene Leidenschaftlichkeit verzögert. So wie er aber nach und nach genas und erstarkte, wagte man es, ihn mit dem vollen Maße seines Unglückes bekannt zu machen. Auf den Schuß war Angela unter die Thüre gesprungen und bei dem fürchterlichen Anblicke ihres leblos da liegenden Gatten ohnmächtig an seiner Seite niedergesunken. Die herbei geeilten Nachbarn hoben Beide auf und trugen sie in ihre Stube; aber der heftige Schrecken hatte eine zu frühe Niederkunft veranlaßt, an deren Folgen die Mutter nach wenigen Stunden starb. Auf Vimerkati machten diese Unglücksnachrichten, welche ihm sehr schonend allmälig mitgetheilt wurden, anfangs eine den Erwartungen ganz entgegengesetzte Wirkung. Man hatte die Ausbrüche furchtbarer Leidenschaftlichkeit und eines wilden Schmerzes gefürchtet, statt dessen war er ruhig, in stillem Jammer versunken geblieben. Es schien, als habe die Gewalt solchen Unglückes seine ganze Gemüthskraft erdrückt. Erst, wie er nach und nach kräftiger wurde, wachte er aus seinem dumpfen, schmerzvollen Hinbrüten auf und äußerte einen glühenden Durst nach Rache. Aber der Thäter, Giulio Amati, war aus Cremona entflohen und Niemand konnte oder wollte von ihm Kunde geben. Als Vimerkati ganz genesen war, übergab er seine Tochter Chiara, das theure Ebenbild ihrer Mutter, seiner Schwester Teresa zur Pflege und wanderte unstät umher, nicht ohne geheime Hoffnung, irgendwo seinen Todfeind treffen und an ihm Rache nehmen zu können. Auf diesen Wanderungen

kehrte er auch bei seinem Jugendfreunde Herz in Innsbruck zu und Beide erneuerten den alten Bund der Jugend. An der Brust des theilnehmenden Freundes linderte sich zuerst sein unsäglicher Jammer und dieser vermochte ihn auch, sich wieder mit Liebe seinen gewohnten Arbeiten zuzuwenden. Die erste Frucht derselben war auch das Meisterstück seines ganzen Lebens; jene herrliche Geige, die er Angela nannte und die er nur einmal des Jahres aus dem Futterale nahm, um am Todestage der Abgeschiedenen durch süße Töne das Andenken an die Verklärte zu erneuern und den Schmerz um sie zu verewigen.

Herz wollte ihn bewegen, bei ihm in Innsbruck zu bleiben, allein vergebens; — die Liebe zum heimathlichen Boden, zu seiner Tochter, die er zu zart für das rauhe Klima in den Bergen hielt, wohl auch ein dunkler, nie ruhender Trieb nach Befriedigung seiner Rachelust, trieben ihn zurück nach Italien. — „Der Süden hat mich erzeugt," sagte er beim Abschiede zu seinem Freunde, „und nur im Süden kann gedeihen, was mir frommt. Der Abschied von Dir wird mir nicht schwer, weil ich weiß, daß Dein treues deutsches Herz nicht von der Liebe zu mir läßt und dann ist es gleichgiltig, ob man sich ferne oder nahe ist. Die Liebe erträgt auch die Ferne, nur der Haß bedarf der Nähe." Er ging nach Venedig, nahm seine Tochter und deren Pflegerin zu sich und ließ sich dort häuslich nieder.

Dieß war der Mann, welchem Herz seinen Schützling in die Lehre zu geben beschloß, da er selbst mit Orgelbauen zu sehr beschäftigt war, um ihn im Geigenmachen gehörig unterrichten zu können und weil er Vimerkati's Geschicklichkeit hierin überaus hochschätzte. Diesem war es bei seinem herannahenden Alter ganz recht, einen jugendlichen Gehilfen zu bekommen und überdieß einen ihm von seinem liebsten Freunde empfohlenen, und so war Jakob nach einem thränenreichen Abschiede von seinem geliebten Wohlthäter bald auf dem Wege nach Venedig, wo ihn der Leser auch bereits ankommen gesehen hat.

Spät am andern Morgen weckte Teresa's gellende Stimme den Langschläfer, der sich schlaftrunken die Augen rieb und eben erst aus einem langen Traume zu erwachen glaubte; denn die Bilder der Reise und

die Begebenheiten des vorigen Abends, welche wirre durch seinen Kopf flogen, dünkten ihm ein solcher zu sein. Nicht ohne geheime Angst, indem er an des Meisters barsche Worte dachte, stieg er die Treppe hinab in die Wohnstube, wo Vimerkati bereits an der Arbeit war; allein dieser empfing ihn ziemlich freundlich und gedachte der vorigen Nacht mit keiner Silbe. Chiara brachte ihm das Frühstück und aus ihren schelmischen Augen glaubte er zu lesen, wem er diese Schonung zu danken habe. Er fühlte die innigste Dankbarkeit gegen seine kleine Wohlthäterin und sein Auge ruhte mit doppeltem Wohlwollen auf ihrer zierlichen Gestalt.

Mit regem Eifer ging er dann an die Arbeit, die ihm der Meister übertrug; aus früherer Uebung damit nicht unbekannt, gelang es ihm bald, dessen Zufriedenheit und im Verlaufe der Zeit dessen immer steigenden Beifall zu erringen. Und dieß war manchmal keine leichte Aufgabe, denn bei allen trefflichen Eigenschaften hatte der Meister auch wider so wunderliche Einfälle, daß große Geduld erfordert wurde, ihnen immer ohne Widerspruch nachzugeben. Jakob ließ dann den Alten gewähren; mit großem Danke nahm er jedes Geheimniß seiner Kunst, das ihm der Alte erschloß, jeden Kunstgriff, den er ihn lehrte, auf und bemühte sich dann um so emsiger, auch seinen Wunderlichkeiten zu Danke zu arbeiten. Dieß erwarb ihm des Meisters ganze Liebe und wenn er bisweilen an Feierabenden ausging, um die große Stadt und die in ihr aufgehäuften Kunstschätze zu besehen, so pflegte sich dieser nicht selten gegen seine Schwester beifällig über seinen Lehrburschen zu äußern: „Das wird ein ganzer Patron," sagte er, „vor dem mögen sich die Cremoneser fürchten: wäre ich nicht so alt und wäre er nicht der Pflegesohn meines alten Daniels, ich könnte mit der Zeit selbst einmal eifersüchtig auf ihn werden." Und Donna Teresa setzte dann nach der Weise alter Tanten und Gevatterinnen hinzu: „Und was für ein hübscher, guter Bursche er ist, bescheiden und voll Religion! Er geht nie schlafen, ohne seinen Rosenkranz zu bethen und alle Festtage hört er seine drei Messen in St. Salvador. Er wird gewiß einmal eine Frau recht glücklich machen; — er wird sie an Leib und Seele gut versorgen. Wenn nur Chiara nicht so eine wilde Hummel wäre; sie wird sich noch das beste Glück verscherzen." Die letzte Rede verdroß aber den Alten gewaltig; er wollte von einer Kuppelei durchaus nichts

hören. „Was Gottes Wille ist,“ sprach er, „wird geschehen; wenn das Mädel aber bis zu ihrem zwanzigsten Jahre keinen Mann bekommt, muß sie in Gottes Namen in's Kloster; die Priorin al Redentore kenne ich, dort ist sie gut aufgehoben.“ — Das schrieb sich Donna Teresa hinter's Ohr, mit dem festen Vorsatze, dafür zu sorgen, daß nichts daraus werde; denn so fromm Donna Teresa war, so liebte sie doch ihre Nichte zu sehr, um ihren jugendlichen Frohsinn in einem Nonnenkloster begraben zu wollen. Der Zufall schien ihr zuvorzukommen und ihre Rolle zu übernehmen.

Jakob betrachtete die Reize Chiara's, die sich immer mehr entfalteten, mit heimlichem Wohlgefallen, mit einem wohlthuenden Gefühle, über das er sich nicht Rechenschaft geben konnte, das ihn aber höchst glücklich machte. Mit seinen Wünschen höher zu schweifen, war er zu unerfahren und zu bescheiden; denn die Tochter seines Meisters stand dem demüthigen Jünglinge viel zu hoch. Diese zeigte, daß sie dem gutmüthigen, geschickten Deutschen nicht abhold war; sie behandelte ihn bei jeder Gelegenheit mit besonderem Wohlwollen, so sehr es nur immer ihre muthwillige Laune, die nichts verschonte, gestatten mochte. Aber gerade diese war es, die Jakob am meisten von ihr entfernte; bei seiner gemüthlichen Ruhe und dem tiefen Ernst seines Charakters konnte er das leichtbewegliche, fast quecksilberne Wesen des Mädchens nicht begreifen; vor seiner Seele stand ein anderes Bild ruhiger Weiblichkeit, das er zwar in seinen beschränkten Lebensverhältnissen nie wirklich geschaut hatte, das aber deßhalb nicht weniger frisch und lebendig in seinem Herzen lebte. Aber alles, was Chiara that, war vom holdesten Liebreiz umflossen, ihre Schelmereien entfernten sich nie von der Linie der feinsten, ihr angebornen Grazie, daß Jakob nach und nach der unwiderstehlichen Gewalt so vieler Anmuth unterliegen und ihre Herrschaft über sein Gemüth anerkennen mußte. Wenn sie wie eine Libelle um ihn hergaukelte, ihn ihren lieben Giacopo nannte und in demselben Moment auch wieder einen ihrer muthwilligen Streiche an seiner Person oder an seiner Arbeit ausübte, dann mit einem unbeschreiblichen Blicke holder Freundlichkeit dem Verdrießlichen die kleine Hand zur Versöhnung reichte, da fühlte er Herz und Geist wie in einem unwiderstehlichen, verzehrenden Taumel befangen und er glaubte keinen höhern Wunsch zu kennen, als sie umfangen und in ihren Armen den glücklichsten und

letzten Moment seines Daseins leben zu dürfen. In ruhigern Momenten kamen ihm solche Gedanken und Wünsche ganz sündhaft vor; er waffnete sich dagegen mit allen Gründen seines gesunden und höchst religiösen Sinnes; aber ein einziger Blick auf Chiara's Lieblichkeit und er ging aus jedem dieser Kämpfe nur noch schwächer hervor.

Chiara hatte von ihrer Mutter eine ganz herrliche Stimme geerbt, eine jener glockenhellen, silbernen Stimmen, die auch in Italien, wie allerwärts höchst selten, aber nur in Italien in solcher Vollkommenheit zu treffen sind. Ein tüchtiger Gesanglehrer hatte keine Mühe gespart, diese schöne Gabe durch sorgfältigen Unterricht noch weiter auszubilden und sie hatte es daher zu keinem gemeinen Grade von Kunstfertigkeit und Vollendung im Gesange gebracht. Jakob kannte wohl ihre schöne Stimme aus manchem lustigen Venezianerliedchen, das sie im Hause herumtanzend zum Besten gab; aber von ihrem Unterrichte und ihrer Kunstbildung wußte er nichts, da sie die Lektionen außerhalb des Hauses bei einer Freundin erhielt und dort auch ihre Uebungen vornahm. Der Vater war nicht wenig stolz auf das Gesangtalent seiner Tochter; aus einer von den bei ihm sehr gewöhnlichen Grillen hatte er jedoch damit sehr geheim gethan, denn Chiara sollte auf einmal als vollendete Sängerin, wie Minerva aus Jupiters Haupt, vor das erstaunte Venedig hintreten. Dieser große Tag war nun erschienen; am Ostersonntage sollte sie zum ersten Male in der Kirche St. Geminiano eine große eingelegte Arie singen. Die Vorbereitungen dazu im Vimerkatischen Hause waren nicht gering; Donna Teresa gab ihrer Nichte hundert Regeln, wie sie sich am Notenpulte, gegen den Kapellmeister, gegen die übrigen Sänger zu benehmen habe, die aber alle überhört wurden; der Alte griff sich besonders an und kaufte ihr einen neuen Anzug; Chiara war vor Freude darüber und in Erwartung des unausbleiblichen Beifalls völlig außer sich; sie rannte jubelnd und singend Treppen auf, Treppen ab; schlug alle Thüren zu, als müßten sie sammt dem Thürstocke aus der Mauer herausfallen; und küßte in ihrer Herzensfreude einmal über das anderemal den alten Kater und beinahe wäre unserm Jakob abwechselnd mit dem Kater dasselbe Glück zu Theil geworden. Endlich brach der Wonnetag heran; mit dem frühesten Morgen war Chiara aus dem Bette und nun ging es an ein Anziehen und Herumrennen, Gevatterinnen und Nachbarinnen fanden sich ein, die

den Anzug ordnen halfen und dazwischen insgesammt schnatterten, als gälte es, zehn Kapitolien zu retten. Bei aller dieser Geschäftigkeit wären die guten Damen dennoch bald zu spät gekommen, wenn nicht der Alte sie sämmtlich zur Thüre hinausgeschoben und seine Tochter in die Kirche beinahe entführt hätte. Jakob war diese Tage sonderbar zu Muthe gewesen; in der Freude ihres Herzens war er von Chiara ganz übersehen worden und diese Unbeachtung that ihm unbeschreiblich wehe; er sagte sich jede Minute: Du Thor, was hast Du denn für ein Recht auf ihre besondere Aufmerksamkeit, auf ihr innigeres Wohlwollen? Aber dadurch vermochte er das schmerzliche Gefühl nicht aus seiner Seele zu bannen; er war sich im Innersten bewußt, durch das, was er für sie fühlte, auch von ihrer Seite eine größere Theilnahme verdient zu haben. Und nun vollends diesen verzweifelten Lärm am Morgen des Ostersonntages im Hause konnte er nicht länger ertragen; er schien ihm eine Entheiligung dieses festlichen Tages; wie gejagt eilte er fort aus diesem Gewirre, setzte sich in die nächste Barke und ließ sich an den Lido hinausrudern. Er gedachte der stillen, friedlichen Heimath, wo die Natur um diese Zeit noch im Winterschlafe liegt, oder eben erst die Schneedecke abgeschüttelt hat; er erinnerte sich, mit welchen heiligen Empfindungen er an diesem Tage immer aufgestanden war, wie Alle im Hause sich in feierlicher Stille ankleideten, als fürchteten sie, die Heiligkeit des Morgens durch weltliches Gespräch zu stören, wie sie dann auf das erste Zeichen der Glocken zu der Kirche wallfarteten; welche fromme Schauer seine kindliche Seele durchzuckten, wenn der Priester das Allelujah anstimmte und die Pauken und Trompeten schmetternd dazwischen jubelten; alle diese Bilder einfacher, ruhiger Frömmigkeit gingen an ihm vorüber, mahnten ihn an seine Kinderzeit und erweckten eine unendliche Sehnsucht in seiner Brust. Am Lido stieg er aus, wo diese Insel am schmalsten ist und wandelte durch einige Rebengärten und dann durch die nackten Sanddünen bis zu der Stelle, wo er das Meer überschauen konnte.

Es war ein herrlicher, milder Frühlingsmorgen, kein Wölkchen trübte die Bläue des Himmelsgewölbes, an dessen fernstem Rande die Sonne wie ein glühender Feuerball auftauchte, Himmel und Meer vergoldend. Ein leiser Ostwind kräuselte die unermeßliche Wasserfläche und jagte eine Welle um die andere an das sandige Ufer, wo sie, in

weißen Schaum aufgelöst, wieder zurückkehrte in die allgemeine, alles verschlingende Fluth; kaum sichtbar tanzte mit geschwelltem Segel eine Fischerbarke, die des Nachts auf den Fang ausgewesen war, auf dem Wellenspiegel und eilte heimzukehren aus dem trügerischen Elemente in die wohlthuende Nähe befreundeter, hilfreicher Wesen.

Es gibt Augenblicke, wo der heftige Andrang der Empfindung so mächtig ist, daß die Seele davon erdrückt und fast bis zur Bewußtlosigkeit vernichtet wird; wo die Natur den Geist mit allgewaltiger Kraft niederhält, als wolle sie ihn ihre Macht und seine Beschränktheit fühlen lassen. So ging es unserm Jakob in diesem Moment, — er war erschüttert, vernichtet. Noch nie war er sich so klein, so nichtig vorgekommen; dann aber wieder, als er sich allmälig gesammelt hatte, glaubte er aber noch nie Erhabeneres empfunden zu haben. Es schien ihm, als stände er an der Gränze der Endlichkeit, dieser unabsehbare Wasserplan könne nicht wieder durch Land begränzt werden, sondern er müsse den kühnen Schiffer unmittelbar in die Unendlichkeit hinaustragen, wo er nur im Lande der Unsterblichen ankern könne. Die Wellen zu seinen Füßen rauschten ihm wie Musik; — es dünkte ihn, sie trügen ihm Grüße zu aus dem Lande der Geister und redeten mit ihm eine fremde und doch ganz vertrauliche Sprache; sehnsüchtig breitete er Arme und Wünsche aus nach jenem unbekannten Etwas, das er nicht denken, nicht begreifen, nur im tiefsten Herzen ahnend empfinden konnte.

Das Hochamt in der Kirche St. Geminiano hatte bereits begonnen, als Jakob von seiner Spazierfahrt zurückkehrend in sie eintrat. Der Ruf, daß eine junge Sängerin sich zum ersten Male hören lasse, hatte eine große Menge Dilettanti versammelt; denn der Italiener betrachtet alles, den Katheder des Professors, das Pult des Predigers, den Gerichtstisch, — kurz jede feierliche, religiöse oder bürgerliche Handlung wie ein Schauspiel, so daß ihm der tiefste Ernst des Lebens wie ein Spiel und beinahe nur dieses als wahrer Ernst erscheint; die ohnedieß nicht große Kirche war daher gedrängt voll, er konnte nur mit Mühe ein Plätzchen in einer Ecke finden. Noch ganz erfüllt von den erhabenen Gefühlen, die dieser Morgen in ihm erweckt hatte, betrachtete Jakob das Gedränge um ihn her gar wenig, sondern er warf sich mit voller Andacht vor dem Altare des Ewigen auf die

Kniee und bethete mit Inbrunst. Noch nie hatte er die Herrlichkeit des „Gloria in excelsis Deo“ so tief empfunden und begeistert stimmte er in Gedanken ein, als die Musik rauschend wie ein Gewittersturm das „Pleni sunt coeli“ verkündete. Er war erfüllt von der Herrlichkeit Gottes. Fugenartig begann das Credo, ein ordnungsvolles Gewirre vieler Stimmen, gleichsam andeutend, daß alle Völker nach ihren verschiedenen Ansichten und Weisen einstimmen in das Bekenntniß: „Ich glaube an einen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde; — plötzlich verstummten alle Instrumente und eine weibliche Stimme, so hell und rein, so voll und klangreich, als töne sie wie eine Bothin des Himmels aus der unermeßlichen blauen Ferne, begann das: „Et incarnatus est.“ Im tiefsten Schmerze, in den weichsten Tonarten sang sie die Menschwerdung, das Leiden, den Tod des Erlösers. Wenn der Schmerz zu gewaltig einstürmte, die Stimme fast zu ersticken drohte, dann fielen die Chöre der übrigen Sänger tröstend ein, als wollten sie die klagende Seele aufrichten aus ihrem Schmerze um den Heiland, durch die Erinnerung an dessen Erlösungs- und Versöhnungswerk.

Mit athemloser Spannung folgte Jakob jedem Tone der wunderherrlichen Sängerin; so groß früher seine begeisterte Erhebung gewesen war, so tief war sein Schmerz; noch nie hatte er die erbarmungsvolle Liebe des ewigen Gottes so innig gefühlt, als in diesem Augenblicke, da er kurz vorher noch so sehr von dessen Größe und Allmacht durchdrungen war. Die Thränen liefen ihm über die glühenden Wangen herab, er glaubte vergehen zu müssen in heiliger Wehmuth. Die Paukenwirbel kündigten nun das Resurrexit an und sämmtliche Zuhörer wandten sich mit den verschiedensten Bewegungen gegen den Chor zurück, um der Sängerin ihren Beifall zu zollen; nur die Feier des Tages hielt sie zurück, ihr ein stürmisches Bravo zuzurufen. Diese Bewegung leitete Jakobs Aufmerksamkeit von seinen frommen Empfindungen ab auf die Sängerin; er wandte sein Gesicht zurück und obwohl er es schon geahnt hatte, so war er doch auf das Freudigste überrascht, als er Chiara's freundliches Antlitz hinter dem Notenpulte hervorschauen sah. Von diesem Augenblicke an erschien ihm das Mädchen ganz anders; alle ihre muthwilligen Streiche waren vergessen, sie strahlte jetzt für ihn wie in einem heiligen Verklärungsglanze.

Nach dem Gottesdienste drängte sich eine Menge Dilettanten und Musiker um die Heimkehrende und brachten ihr die ausschweifendsten Glückwünsche zu ihrem entschiedenen Erfolge dar. Der alte Vimerkati schaute voll stolzen Triumphes umher, dann wieder mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit auf seine Tochter; denn in ihr war ja seine Angela wieder aufgelebt, nur die Töne dieser Dahingeschiedenen hatte er aus der Tochter Munde vernommen. Donna Teresa machte links und rechts Bücklinge und sagte unaufhörlich: „Ach, wie gesegnet ist doch meine Chiaretta, welche Stimme, welches portamento, welch ein Ausdruck! Aber Ehre auch, dem Ehre gebührt, der Maestro Giuliano hat sie vortrefflich unterrichtet; er ist ein ganz vorzüglicher Meister und wie schnell unsere Chiaretta alles begriffen hat, es ist zum Erstaunen! es ist nicht anders, als ob ihr die Noten zur Kehle herauswüchsen." So ging es in Einem fort, obwohl Niemand darauf hörte. In bescheidener Entfernung folgte Jakob, glücklich, wenn er nur von ferne die holde Gestalt erblicken konnte, die er noch nie so schön gesehen hatte. Ein rosenfarbnes Seidenkleid umfloß den schönen Leib, eine Perlenschnur war durch die schwarzen Locken geflochten, die Wangen waren von holder Verlegenheit und Freude geröthet, sie schwebte anmutig dahin, wie eine liebliche Fee. An der Hausthüre beurlaubte sich der ganze Schwarm der Begleiter und nun war es Jakob vergönnt, ihr allein gegenüber zu stehen. Aber sein Herz zu voll zum Sprechen, eine unüberwindliche Scheu hielt ihn zurück; — kaum wagte er, ehe sie in ihre Kammer hinaufstieg, ihre Hand zu fassen und sie mit Rührung zu küssen, als wolle er ihr danken für ihren herrlichen Gesang.

Von nun an ging Jakob umher wie ein Träumer; er dachte und fühlte nur Eines und dieß war das Bewußtsein seiner riesenstark erwachten Liebe. Der sonst immer muntere Jüngling sprach wenig, er hatte alle Lust zur Arbeit verloren; am liebsten saß er in seiner Kammer und spielte auf seiner Geige, der einzigen Freundinn, der er sein Geheimniß anvertraute. Der alte Vimerkati war über diese Veränderung seines Lehrlings sehr erschrocken, denn er hatte ihn eines Theils wirklich recht lieb gewonnen, andern Theils konnte er ihn gar gut bei seinem Geschäfte brauchen und vermißte daher die gewohnte Unterstützung sehr schwer. Er drang ein paar Mal mit Ernst und

Strenge in ihn, von seinem früheren Fleiße nicht nachzulassen; allein so sehr sich Jakob auch anstrengte, es wollte ihm nichts mehr von der Hand gehen; denn seine Gedanken waren ja ganz wo anders. Vimerkati äußerte seine Besorgnisse gegen die Schwester, diese aber lachte dazu ganz wohlgemuth und sagte zu dem darüber verwunderten Bruder: „So ist es recht, so hat es kommen müssen; die Mäuse fängt man mit Speck, die empfindsamen Deutschen mit Mondschein und Seufzern. Hätte Chiara am Ostersonntage ein Gloria gesungen statt des weinerlichen incarnatus, so würde der steinerne Jakob noch lange um sie herumgeschlichen sein, wie die Katze um den Brei; seit sie aber den Klaggesang gesungen hat ist ihm die grimmigste Liebe ausgebrochen, wie die Blattern, so daß er sich vor lauter Empfindsamkeit gar nicht zu fassen weiß." — „Und was soll denn daraus werden?" fuhr Signor Pietro auf, „meinst Du, ich werde ihm meine Tochter an den Hals werfen, diese Perle, um die einst noch Italien buhlen wird?" „Wie Du aber auch albern schwatzest," entgegnete die liebenswürdige Schwester, „er wird sich ihr nicht an den Hals, — vor die Füße wird er sich ihr werfen, aus purer Devotion und Ehrfurcht und es wird wahrlich Mühe kosten, ihn nur zu der Ueberzeugung zu bringen, daß seine Angebethete nicht zu erhaben ist, sein ganz gemeines, irdisches Weib zu werden." „Da machte sie auch ein brillantes Glück," meinte der Bruder, „wenn sie den hergelaufenen Bauernjungen zum Manne bekäme." „Glück genug für ein Mädchen, das keinen Soldi besitzt oder zu hoffen hat, sobald unter die Haube zu kommen!" dabei entfuhr der guten Dame ein Seufzer, der sich deutlich als eine bittere Reminiszenz aus ihrem eigenen, ehelos gebliebenen Leben ankündigte; dann fuhr sie fort: „Du selbst sagst immer, Jakob sei ein ausgezeichnet geschickter Arbeiter und er werde einst wenige Meister seines Gleichen haben; Du wirst immer älter und weniger aufgelegt zum Arbeiten, um so mehr aber zum Trinken; Vermögen haben wir Beide keines, was soll daher in kurzer Zeit aus mir, aus Dir und aus Deiner Tochter werden? Zudem ist es nicht unwahrscheinlich, daß Meister Herz seinem Lieblinge eine hübsche Summe rother Geharnischter seiner Zeit hinterlassen wird; der Bursche ist hübsch, gewöhnt sich von Tage zu Tage feinere Manieren an, das Mädel kann ihn wohl leiden, — ich wüßte ja keine bessere Versorgung für sie zu finden. Hat sie nur einmal geheirathet, dann

kann sie ohnedieß thun, was ihr beliebt. Du trinkst dann in Ruhe Deine Flasche Vicentiner und läßt Deinen deutschen Schwiegersohn für Dich die Kunden bedienen." Der letzte Grund war schlagend und siegend; Signor Pietro sagte nichts mehr, sondern erhob sich schmunzelnd von seinem Stuhle, als koste er die erste Flasche und ging davon, ohne ein Wort zu sagen.

Donna Teresa war hoch erfreut, diesen Sieg über den starrsinnigen Bruder davon getragen zu haben; und wir dürfen es ihrer Weltklugheit in dergleichen Dingen zutrauen, daß sie die geeignetsten Schritte ergriffen haben wird, um Jakobs Schüchternheit zu besiegen und ihn zu einer Erklärung seiner Wünsche zu vermögen. Chiara, wir müssen es zu ihrer Ehre gestehen, war diesen unwürdigen Umtrieben ihrer kuppelsüchtigen Tante ganz fremd geblieben; sie überließ sich ohne Rückhalt ihrer wohlwollenden Gesinnung gegen den Deutschen, ohne sich viel um die Zukunft, oder um die eigentliche Natur dieser Neigung zu bekümmern. Jakob selbst befand sich in der peinlichsten Stimmung; er liebte das Mädchen mit aller Gluth eines kräftigen, unverdorbenen Herzens, nur in ihr und mit ihr wollte er sein künftiges Lebensglück finden; es drängte ihn, ihr dieß zu sagen, aber eine unüberwindliche Scheu hielt ihn zurück und ein dunkles, unerklärbares Gefühl ließ ihn immer ein geheimes, furchtbares Unglück ahnen und diese Angst trübte seine Stimmung so sehr, daß selbst Chiara's wohlwollende Blicke, die ihn in lichten Augenblicken ganz beseligten, ihn nicht zu erheitern vermochten; ja, daß er manchmal in eine Melancholie verfiel, die für seine Gesundheit bangen ließ. Umsonst waren Teresa's ermunternde Reden; nicht undeutlich ließ sie in seinen künftigen Himmel, in Chiara's liebendes Gemüth blicken, alles war vergebens; ja, solcherlei Reden machten ihn gewöhnlich nur noch wehmüthiger und trüber gestimmt. So war Pfingsten herangekommen und wahrscheinlich wäre noch Weihnachten und wieder Ostern vorbeigegangen, ohne daß sich das Verhältniß zwischen Jakob und Chiara geändert hätte, wenn nicht der thätigste Gelegenheitsmacher in der Welt, der Zufall, sich wieder in's Spiel gemischt und die Tante Teresa unterstützt hätte.

Am Pfingstmontage wurde auf dem Kanal grande eine Regatta gehalten. Halb Venedig strömte herbei, um diese Volksbelustbarkeit zu sehen. Alle Fenster der am Kanal liegenden Häuser waren mit Tapeten

und mit Zuschauern besetzt; der Quai wimmelte von Menschen und die feste Rialtobrücke schien unter der Menschenmenge, die sie trug, einbrechen zu müssen. Auch Chiara war mit der Tante und Jakob zu diesem Schauspiel geeilt, während der Alte zu Hause bei einem Glase Wein sitzen blieb. Die Regatta hatte bereits begonnen, als sie auf den Quai gelangten; mit Mühe drängten sie sich unter Jakobs kräftiger Mitwirkung durch die Menschen, bis an den Rand des Quai's, wo sie den Kanal übersehen konnten; jetzt eilten die Fischerbarken heran, die Fischer legten die Stangen gegen einander an; alles drückte vorwärts, um recht zu sehen; da geschah es, daß Chiara, die ganz vorne am Rande des Wassers stand, nicht mehr den Stoß aufzuhalten vermochte und im Begriffe war, in's Wasser zu stürzen. Ihr Tod wäre unvermeidlich gewesen, denn alle Gondeln waren von dieser Stelle entfernt und bis die Fischer in ihrer hitzigen Verfolgung des Hilferufens geachtet hätten, wäre die Unglückliche wahrscheinlich schon ertrunken gewesen. Aber Jakob hatte sie nicht aus den Augen gelassen, er gewahrte ihre Gefahr; mit der höchsten Anstrengung erfaßte er sie beim Kleide und drückte mit aller Gewalt zurück, um ihr Raum zu verschaffen. Die hinter ihm Stehenden wollten nicht weichen; sie begannen laut zu murren und drohten ihn in den Kanal zu werfen; allein er ließ nicht nach, er nahm die vor Schrecken und Angst beinahe ohnmächtige Chiara auf seinen Arm und arbeitete sich wie ein Verzweifelter durch das Gedränge, bis er aus dem Menschengewühle in's Freie gelangte. Nun sah er sich auf einmal mit seiner süßen Bürde allein; — Donna Teresa hatte ihm vermuthlich durch das Gedränge nicht zu folgen vermocht. Kraftlos, mit geschlossenen Augen hing die holde Gestalt auf seinen Armen, das schöne Antlitz war blaß und aufgelöst hingen die schwarzen Locken den weißen Nacken hinab. Lange Zeit betrachtete Jakob diese schöne Gestalt in ihrer rührenden Hilflosigkeit; da flammte der Drang der heißesten Liebe in ihm allgewaltig empor, er vermochte sich nicht länger Gewalt anzuthun; — er drückte einen glühenden Kuß auf ihre bleiche Wange. Sie schlug die Augen auf, drückte ihre Lippen an seinen Mund und flüsterte leise, wie Zephyrswehen: „O mein Retter! o Du guter, lieber Jakob!" — Da war ihm, als schlügen alle Pulse seines Lebens zu einem freudigen Akkorde zusammen, als öffne sich der Himmel und lasse seine Sphärenharmonie ertönen; das laute: Eh viva, Bravo!

das vom Kanal aus tausend Kehlen herüberscholl, ertönte ihm, wie der Brauthymnus seliger Geister. In höchster Gluth drückte er das Mädchen an seine klopfende Brust und rief: „So ist es wahr, bist Du mein? meine treue, geliebte, liebende Chiara?" Und mit dem Erröthen der Liebe, das ihr Antlitz verklärte, antwortete sie: „Deine treue, liebende und — o ich glückliches Mädchen! — Deine geliebte Chiara!"

Die Regatta war nun zu Ende; einzelne Menschen, die vom Quai zurückkehrten, mahnten die Liebenden, daß sie nicht allein seien; Chiara hatte ihre Kräfte wieder erhalten; von der Seligkeit der Liebe gehoben, schwebten sie daher, wie im ätherischen Tanze der väterlichen Wohnung zu, wo sich auch bald nachher Donna Teresa einfand, wacker schmälend, daß man sie allein gelassen und über Chiara's Vorwitz, der leicht ein großes Unglück hätte herbeiführen können.

Was gleicht wohl der Seligkeit der ersten Tage einer jungen Liebe? Leider nichts, als ihre Kürze. Aus der Freudigkeit Jakobs, aus Chiara's stillerem, völlig verklärten Wesen, aus dem beständigen Zusammensein der jungen Leute — denn Chiara hatte sich früher selten in der Arbeitsstube des Vaters sehen lassen — bemerkte die liebe Tante gar bald, was vorgegangen sei. Nun hielt sie es für den rechten Zeitpunkt, dazwischen zu treten und das Eisen zu schmieden, so lange es warm wäre. Ohne Umschweife wurde daher mit Jakob ein förmliches Verhör vorgenommen und ohne Zaudern bekannte er seine Liebe. Nach manchem hm! hm! so! so! rückte die Tante heraus: „Was soll nun aus alle dem werden? Willst Du das Mädchen eine Weile herumschleppen, sie um ihren guten Ruf bringen und am Ende das Maul abwischen und davon gehen? Dazu ist das Mädel zu gut; also — entweder Du heirathest sie in den nächsten vier Wochen, oder Du scherst Dich aus dem Hause." Jakob fühlte sich aus mehr als einer Rücksicht durch die peremtorischen Reden der Tante sehr verletzt; doch faßte er sich um der Geliebten willen in Geduld und stellte ihr mit aller Sanftmuth die Redlichkeit seiner Liebe und seine Bereitwilligkeit vor, die Geliebte so bald als möglich zum Altare zu führen, er wünsche ja selbst nichts sehnlicher, als sie die Seinige zu nennen; doch sei es so bald unmöglich, weil er davon erst seinen Wohlthäter und zweiten Vater, den Meister Herz, in Kenntniß setzen und dessen Einwilligung erbitten müßte. Dieser Aufschub erboste Donna Teresa ungemein:

„Was," schrie sie, „der berühmte Meister Vimerkati würdigt sich, seine engelgleiche Tochter solch einem hergelaufenen Landstreicher zu verheirathen und der besinnt sich noch, das Glück, das ihm wie ein gebratener Vogel herzufliegt, anzunehmen? Warte, das sollst Du mir büßen, Du Bürschchen." Damit rannte sie wie besessen zur Thüre hinaus und schnurstracks in Chiara's Kammer. Welche Philippiken da gegen ihn gehalten worden, können wir nicht berichten; denn auch der ausgebildetste Geschwindschreiber unserer Zeiten würde mit der überaus geläufigen Zunge der Tante Teresa nicht gleichen Schritt zu halten vermocht haben; aber die Wirkungen derselben empfand Jakob nur zu schmerzlich, als Chiara am Mittagstische mit rothgeweinten Augen erschien und ihn kaum eines Blickes würdigte.

Nach Tische drang er mit den süßen Schmeichelworten in sie, ihm zu sagen, woher dieses befremdende Betragen rühre? Er erhielt aber nur eine kurze schnippische Antwort; und Jakob empfand jetzt zum ersten Male jene liebenswürdige Eigenschaft der Damen, die schon Tausende und abermals Tausende von Männern zur Desperation getrieben hat und die man „Schmollen" nennt. Er wußte nicht, sollte er darüber trauern, oder sich ärgern; wohl aber merkte er, daß an allem die liebe Tante Schuld sei, welche jetzt beständige Zusammenkünfte mit einigen Gevatterinnen hielt. An diese wandte er sich daher wieder mit den begütigendsten Wörtchen und durch ihre Vermittlung kam endlich der Friede zu Stande, wobei ihr Jakob feierlich versprechen mußte, sogleich an Meister Herz zu schreiben und jeden Falls binnen drei Monaten die Hochzeit zu veranstalten. Er lebte nun wieder eine schöne Zeit der Liebe; Chiara liebte ihn wirklich recht innig und beugte aus Liebe oft ihr eigensinniges Köpfchen. Wenn er den Tag hindurch gearbeitet hatte, gingen sie Abends in Begleitung Teresa's auf den Markusplatz, oder die Zattera entlang spazieren, oder sie saßen zu Hause, Jakob spielte die Geige und Chiara sang mit ihrer gar herrlichen Stimme die schönsten Lieder, die ihm die tiefste Seele ergriffen; dann hüpfte sie wieder in kindlicher Unbefangenheit um ihn her, tändelte mit seinen Locken, spielte mit ihm Versteckens, erschien in allerlei Verkleidungen, verschiedener Leute Manieren nachäffend, wozu sie ein besonderes Geschick besaß; kurz sie zeigte sich als das liebenswürdigste, unbefangenste Kind. In diesen Augenblicken fühlte sich Jakob so ganz

und gar glücklich; daß er oft dankend zum Himmel emporblickte und sich fragte: „Hast Du diese Seligkeit auch wohl verdient?" Dann gab es aber auch wieder nicht selten andere Momente, wo Betrachtungen trüberer Art in ihm aufstiegen.

Von Meister Herz kam noch immer keine Antwort; was sollte aus ihm werden, wenn dieser seine Einwilligung versagte? Konnte er es wagen, der Dankbarkeit gegen ihn so weit zu vergessen und gegen seinen Willen ein fremdes Weib zu heirathen; er, der diesem Wohlthäter alles verdankte, der in ihm seinen Vater verehrte? Und wenn auch diese Einwilligung erfolgte, würde ihm Chiara in sein rauhes Vaterland folgen, oder sollte er ewig seinen theuern Bergen Lebewohl sagen? Dann war auch sonst der Horizont seines Liebeshimmels nicht ganz wolkenlos; Chiara war zwar liebend und gutmüthig, aber auch eitel, eigensinnig und durchaus nicht haushälterisch; — was überdieß Jakobs Vorstellungen und ihre Liebe zu ihm Gutes bewirkten, verdarb wieder Donna Teresa's nichtsnutziger Einfluß. Seit Jakob der erklärte Schwiegersohn Vimerkati's war, bekümmerte sich dieser wenig mehr um die Arbeit; er ließ den gutmüthigen Deutschen den ganzen Tag schnitzen und leimen und saß behaglich hinter seiner Flasche. Der Unterhalt der ganzen Familie lag daher auf Jakob und machte ihm bei der Trinklust des Alten und der Putzsucht der Geliebten nicht wenig Kummer und Sorge. Eben hatte er mit größtem Fleiße eine Geige für einen sehr reichen Liebhaber gebaut; sie war wirklich ein herrliches Meisterwerk in ihrer Art, ausgezeichnet durch starken männlichen, aber doch höchst angenehmen Ton und von den schönsten Verhältnissen. Der alte Vimerkati nahm sie prüfend in die Hand und untersuchte sie genau; aber je mehr er sie erprobte, um so entschiedener und lauter äußerte sich sein Beifall, bis er endlich, Jakobs Gegenwart vergessend, in die Worte ausbrach: „Wahrhaftig, der Bursche ist mir fast über den Kopf gewachsen! Welche Kühnheit im Schnitte, wie richtige Verhältnisse, die Brust so schön, wie die eines Mädchens, der Steg nicht zu engfüßig, der Hals herrlich aufgesetzt; wahrhaftig, die wird den Cremonesern lange um die Ohren summen!" Damit nahm er den Bogen zur Hand und strich damit auf und ab, jeden Ton sorgsam prüfend; aber jeder sprach mit gleicher Fülle und Reinheit an. Nun legte er die Geige weg, sprang auf Jakob zu und sagte ihn stürmisch

umarmend: „Du bist ein herrlicher Junge! Du verdienst das beste Glück in Venedig!“ Der Besteller war mit dieser Arbeit so zufrieden, daß er, ohne zu fragen, ein Röllchen von vierzig Zechinen auf den Tisch legte. Stainer war höchst vergnügt, aber nun ging seine Noth erst recht an. Die beiden Weiber meinten, das Geld könne gar kein Ende nehmen und wenn es auch auf die Neige ginge, so könnte Jakob bald wieder eine andere solche Geige bauen; sie liefen daher den ganzen Tag in die Merceria und kauften bald dieß bald jenes ein; — Chiara mußte schöne Ohrgehänge haben, die Tante brauchte einen neuen Schleier; — Chiara fand, daß ihr ein Kleid von himmelblauem Stoffe gar so herrlich stand; kurz, in weniger als einem Viertheile der Zeit, die er dasselbe zu verdienen gebraucht hatte, war das Geld auch schon bis zum letzten Soldo ausgegeben, ohne daß Jakob auch nur ein Glas Wein davon erhalten hätte. Alles dieß jedoch hätte er indeß noch um Chiara's sonstiger Liebenswürdigkeit willen ziemlich leicht ertragen, wenn nicht ein Ereigniß dazwischen getreten wäre, das alle seine Hoffnungen zu vernichten drohte.

Seit geraumer Zeit kam ein Mensch in's Vimerkatische Haus, von dem Jakob nichts wußte, als was er von den Andern hörte, daß er Barbaccio heiße, und viel Geld habe. Der alte Signor Pietro konnte ihn wohl leiden, denn er wußte geschickt des Alten Schwachheiten zu erfassen und sich dadurch einen tüchtigen Stein im Brette zu gewinnen, daß er weidlich auf die Cremoneser schimpfte; bei Donna Teresa aber hatte er sich durch seinen Reichthum und durch einige wohl angebrachte Geschenke so sehr in Gunst und Ansehen zu setzen gewußt, daß Niemand wagen durfte, auch nur ein schiefes Auge auf ihn zu werfen. Es war ein großer stattlicher Mann, mit scharfen Zügen, gebogener Nase und buschigen Augenbraunen. Obwohl er viel joviales Wesen im Umgange zeigte, so konnte doch Jakob nie ein rechtes Herz zu ihm fassen; so wie hinwieder Barbaccio nicht undeutlich merken ließ, daß ihm der Deutsche zuwider sei. Nicht wenig beunruhigte es daher diesen, als er bemerkte, daß Barbaccio seit einiger Zeit öfter in's Haus kam und Chiaren immer mehr Aufmerksamkeiten erwies. Er machte ihr deßhalb Vorwürfe, allein sie behauptete mit der überzeugendsten Miene der Unschuld, daß sie ganz unschuldige Dinge mit dem Herrn verhandle und daß Jakob mit seinen Eifersüchteleien

ein Thor sei. Nur zu bald erfuhr er indeß den Zusammenhang der Dinge. Herr Barbaccio war Impresario mehrerer Theater unter diesen auch von jenem alla Fenice und der damit in Verbindung stehenden Farobank. Durch den Ruf auf Chiara's Stimme aufmerksam gemacht, hatte er gesucht, im Vimerkatischen Hause Zutritt zu erhalten; und jetzt rückte er förmlich mit dem Antrage heraus, Chiaren ein Engagement bei dem Theater zu verschaffen. Die beiden Alten hatte er durch Vorstellung der großen Summen, die das Mädchen verdienen würde, ganz zu gewinnen gewußt; Chiaren dadurch, daß er ihr den gewissen ungemeinen Beifall, den sie erhalten würde, mit den lebhaftesten Farben malte und daher auf ihre Eitelkeit wirkte. Jakob erbebte wie vom Blitze getroffen, als ihm die Tante diesen Antrag Barbaccio's eröffnete, nicht um ihn zu Rathe zu ziehen, sondern um ihm den Entschluß Chiara's anzukünden. Obwohl sonst wenig in der Kehrseite der Welt bewandert, hatte er doch in Venedig zu viel von der Lebensart der Operistinnen gehört, um nicht sogleich einzusehen, daß die Liebe Chiara's und mit ihr sein ganzes Lebensglück vernichtet würde. Wie außer sich stürzte er fort zur Geliebten, — er bat, er beschwor sie, abzulassen von diesem thörichten, unseligen Vorhaben und sein einfaches, treues Weib zu werden. Er schilderte ihr mit den lebhaftesten Farben die Gefahren, denen sie entgegengehe, den Untergang seiner Liebe, seine Verzweiflung; — es gelang ihm, sie zu erschüttern und wankend zu machen. Aber da kam die Tante dazu und bestärkte die Wankende, wie ein böser Genius, in ihrem Eigensinne taub zu bleiben gegen alle Vorstellungen des Geliebten. „Kehre Dich nicht an das einfältige Gewäsche des albernen Deutschen," sagte sie, „es ist die pure dumme Eifersucht, die aus ihm spricht; warum sollst Du, mein holdes Herzenspüppchen, mein schöner Engel, Deine Tage einsam vertrauern und Deine Schönheit ungesehen verwelken lassen? Wozu hat Dir denn der liebe Gott Deine herrliche Stimme gegeben, als daß Du damit die Menschen ergötzest und Dir niedliche runde Zechinen verdienest? Ich wette der Brummbär wird sie noch einmal gerne einstreichen, wenn er anders die Ehre haben soll, der Mann der prima Donna von Venedig zu werden." Solchen Gründen konnte das eitle Mädchen nicht widerstehen; sie überredete sich dabei selbst, daß es ihr Jakob einmal Dank wissen werde, wenn sie ihm ein mußefreies, behagliches Leben bereiten

könne; und in diesem Gedanken, so wie in der von der Tante aufgeregten Eitelkeit, fand sie Kraft, dem Flehen, den Thränen des Geliebten ein hartnäckiges Nein entgegenzusetzen. Dieser rannte, den Tod im Herzen, fort, hinaus an's Ufer des Meeres; wild irrte er herum, es war ihm, als seien alle Lichter des Lebens ausgelöscht, als sei finstere Nacht geworden, in der er allein stehe mit seinem unendlichen Schmerze. Glänzender als je, stiegen die Bilder der Heimath in seiner Seele auf; mit heißer Sehnsucht wünschte er sich zurück in seine friedlichen Berge, um dort seinen Schmerz ausweinen, um in der heimathlichen Natur, umweht von den frischen Lüften der Alpen, die Genesung für sein krankes Herz im Tode finden zu können.

Spät in der Nacht kehrte er auf verschiedenen Wegen nach Hause zurück. Als er über die Riva del ferro, unfern des Kaufhauses der Deutschen herschritt, hörte er in einem Seitengäßchen Degengeklirre und den Ruf: „Hilfe, Mörder!“ Obwohl er nur mit einem Stocke bewaffnet, bedachte er sich doch keinen Augenblick, dahin zu eilen, woher der Lärm ertönte; als er um die Ecke des Gäßchens bog, sah er zwei Verlarvte mit bloßen Degen davon eilen, ein Dritter, wahrscheinlich der Angegriffene, hielt sich mit Mühe an der Mauer des nebenstehenden Hauses. Wie erstaunte Jakob, als er in ihm Herrn Georg Welser erkannte und wie erschrak er, als er ihn durch zwei Stiche in die Brust und in den Unterleib bedeutend verwundet sah. „Um Gottes willen, Herr Welser, was ist mit Euch vorgegangen!“ rief er, „wohin soll ich Euch bringen? — „Bist Du es, ehrlicher Tiroler,“ antwortete der Gefragte mit matter Stimme, „ich bin zum Tode verwundet, bringe mich in den nebenanliegenden Pallazo Civran, in dessen ersten Stockwerke meine Wohnung ist.“ Jakob bemühte sich in aller Eile seine Wunden zu verbinden, um das heftig ausströmende Blut zu stillen; während dessen wurde der Verwundete ohnmächtig und konnte nur mühsam und mit Hilfe mehrerer dazu gekommener Menschen in die bezeichnete Wohnung gebracht werden. Bediente mit Fackeln stürzten dem traurigen Zuge auf der Treppe entgegen, denn der Ruf des Geschehenen war vorausgeeilt; man brachte den Ohnmächtigen auf sein Bett, schnell war ein Wundarzt bei der Hand, der die Wunden reinigte und sie ordentlich verband. Jakob war nicht von der Seite des Verwundeten gewichen, er leistete ihm alle Hilfe, als sei er sein

Bruder; endlich erholte sich dieser und schlug die Augen auf. „Dank Dir, treue Seele," lispelte er kaum hörbar, „meine Stunden sind gezählt, ich will sie anwenden, noch etwas Gutes zu thun und Dir zu vergelten." Der Wundarzt wollte ihm das Sprechen verbieten, allein er sagte: „Mit mir ist es aus, das fühle ich zu deutlich, ob nun ein paar Stunden früher oder später, gilt gleich. „Verlaßt mich," befahl er den Umstehenden, „ich muß mit diesem jungen Menschen allein sprechen." Es geschah, wie er gebothen, dann hieß er Jakob sich ganz nahe an sein Bett setzen und hob mit mühsam gesammelten Kräften zu sprechen an: „Ich habe mich öfters nach Dir erkundigt und gehört, daß Du im Begriffe seiest, eine Venezianerin, die Tochter Deines Meisters, zu heirathen. Wenn Dir Dein Leib und Deine Seele lieb sind, so lasse diesen unseligen Gedanken fahren! Die Italienerin versteht nur Eines — zu lieben; ihre Liebe ist aber wild aufloderndes Feuer, genährt von Sinnlichkeit und glühender Fantasie; darum taugt sie nicht für die Ehe, welche eine reine, ruhige Flamme zu ihrem Gedeihen erfordert, genährt durch gegenseitige Achtung und schönes Vertrauen! Du bist ein Mensch in beschränkten Verhältnissen, der seinen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit gewinnen muß; glaubst Du Dein Weib wird verstehen, die Frucht Deines Schweißes zu Rath zu halten? Mit Dir und Deinen Kindern wird sie knickern, auf ihren Putz wird sie es, so lange sie jung ist, hinauswerfen und dem Cicisbeo anhängen; — wenn sie alt ist, werden die plaudernden Gevatterinnen ihr davon helfen. Jetzt ist sie lieblich und hübsch, laß sie ein Jahr mit Dir verheirathet sein und das erste Kind gehabt haben, dann wird sie sich in eine ekelhafte Schmutzdirne verwandeln, deren äußerer Glanz auf den Straßen dem Manne zu Hause nur um so schmerzlicher fällt! Von andern Dingen will ich schweigen, da Du Gottlob! noch zu rein bist, um sie ganz verstehen zu können. Und vollends höre ich, daß Deine Geliebte zum Theater gehen will, — o das wäre Dein Tod, wie es der meine ist!" Hier lehnte sich der Sprechende ganz erschöpft zurück und überließ Jakob seinen höchst peinlichen Betrachtungen. Nach einer ziemlichen Pause begann er wieder: „Ich liebte ein Mädchen, schön wie der junge Tag im Frühlinge; ich liebte sie heißer, als die Sonne die aufknospende Blume, sie erwiederte meine Liebe mit gleichem Gluthverlangen. Sie war Sängerin beim Theater in Florenz, wo ich

sie auf meiner Reise nach Rom kennen lernte; da erschien sie mir so edel, so gut; ich setzte mich ihrethalben über alle Standesverhältnisse weg, ich wagte es gegen den Zorn meiner Verwandten und both ihr meine Hand. Sie wurde die Meinige, ein halbes Jahr lebte ich im Himmel; nun aber fing sie an, die Ansprüche ihrer Landsmänninnen zu äußern; sie wollte mehr Freiheit, einen Cavaliere servente haben; ich dagegen hatte ganz deutsche Ansichten von der Heiligkeit der Ehe, daher widersetzte ich mich ihrem Verlangen; nun polterte sie, schimpfte und weinte; ich wurde in der ganzen Stadt als ein Barbar verschrieen, der seinem lieben Weibchen die unschuldigsten Freuden versagte. Ich zog hieher, die Schönheit meines Weibes erwarb ihr bald Anbether; vor ein paar Wochen traf ich, Abends von einem Casino heimkehrend, — o Gott, diese Wunde schmerzt mehr, als die beiden, an denen ich verblute! — ich traf die Treulose in den Armen eines Andern; ich war unbemerkt eingetreten und sah, wie sie sich voll Zärtlichkeit umarmt hielten, wie die Lippen, die mir Treue geschworen, auf denen eines fremden Mannes ruhten; wüthend stürzte ich hinzu, packte den Schändlichen beim Kragen und warf ihn auf gut deutsche Manier zur Thüre hinaus. Am andern Morgen war mein Weib abgereiset und hinterließ nichts als einen kahlen Zettel: Sie könne mit einem so eifersüchtigen Thoren nicht länger leben, daher habe sie ihren Schmuck und meine Baarschaft genommen, um sich anderwärts in der Welt umsehen zu können. „Heute habe ich hier," indem er tief seufzend auf seine Wunden zeigte, „den Lohn meiner treuen Liebe und der männlichen Behauptung meines Hausrechtes erhalten! Wenn Dir daher, mein lieber Jakob, Dein zeitliches und ewiges Wohl am Herzen liegt, so gib das Mädchen auf, kehre schnell, um Dich ihrer Rache zu entziehen, in Deine heimathlichen Berge zurück; glaube und folge der Warnungsstimme eines Sterbenden, der Dir für Deinen liebevollen Beistand nicht besser zu danken weiß, als durch diesen wohlgemeinten Rath." Der Eintritt des Beichtvaters hinderte den ohnedieß ganz Ermatteten weiter zu sprechen; Jakob die Hand drückend, seufzte er: „Lebe wohl, auf nimmer Wiedersehen! Wenn Du glücklich nach Innsbruck kömmst, so bethe am Grabe meiner erhabenen Base Philippine für die Seele dessen, der heute noch in der Blüthe seiner Jahre und Kraft dahinschritt und dann schon Staub und Asche sein wird!" Jakob vermochte

vor Rührung nicht zu sprechen, stumm beugte er sich auf die dargereichte Hand und verließ tieferschüttert dieses Haus des Mordes.

Als er in seine Stube trat, war es schon heller Tag; — er war nicht wenig überrascht, auf seinem Tische einen Brief zu finden; hastig und nicht ohne Zittern öffnete er ihn, da er die Hand des Meisters Herz erkannte. Der Brief war kurz und lautete folgendermaßen:

Lieber Jakob!

„Ich bin lange in Italien gewesen und habe dort viel gesehen, darum sage ich Dir nur dieses: heirathest Du Vimerkati's Tochter, so lebe wohl und ich will vergessen, daß ich Dich je wie meinen Sohn liebte; willst Du dieses Verhältniß aber aufgeben, so eile in die Arme dessen, der Dich mit väterlicher Freude empfangen wird!"

Jakob war durch diesen Brief und die kurz vorher erlebten Ereignisse wie vernichtet, in seinem Gemüthe waltete der furchtbarste Kampf zwischen der Erkenntniß des Bessern und dem starken Gefühle seiner Liebe zu Chiara. Er sah beinahe mit Gewißheit ein, daß er mit ihr nicht glücklich leben werde; aber konnte noch weniger einsehen, wie er ohne sie zu leben vermöchte; da warf er sich auf die Kniee und bat Gott aus kindlichem Herzen um Erleuchtung und Kraft. Gestärkt stieg er dann in die Arbeitsstube hinab; Chiara war nicht da, er fragte Teresa nach ihr. Ganz höhnisch antwortete diese: „O sie ist drüben beim Maestro und studirt mit ihm ihren Part für die nächste Stagione ein." „Nicht möglich!" schrie Jakob. „O ja," entgegnete sie ganz kalt, „geht selbst hinüber, Ihr wißt ja, er wohnt am Ridotto und überzeugt Euch." Jakob lief hin, — es war richtig so, wie Donna Teresa erzählt hatte. Ohne ein Wort zu sagen, stürzte er laut weinend fort. Bei Tische erschien er nicht, da wurde Chiara bange; allein die Tante sprach ihr Muth ein: „sie dürfe jetzt nicht nachgeben, er müsse biegen oder brechen." Der Alte, der schon die Haufen Zechinen auf seiner Tochter Tische blinken sah, stimmte der Schwester bei.

Abends trat Jakob in seiner Tirolertracht, die er gleich nach seiner Ankunft in Venedig abgelegt hatte, in die Arbeitsstube Vimerkati's. Er traf dort ihn, seine Tochter und Donna Teresa beisammen. Mit schwer errungener Fassung, aber mit männlich ernstem Entschlusse sprach er: „Chiara, unsere Lebenswege gehen auseinander nach verschiedenen Richtungen, darum ist es besser, wir scheiden gleich am Anfange

unserer weitgetrennten Bahnen. Ich sage Dir nur dieses Einzige, Du wirst Dir ein glänzenderes Los erwerben, als Du je an der Seite des armen Jakob gefunden hättest; aber ein Herz, das Dich mehr liebte und Dein wahres Glück inniger wünschte, wirst Du nicht wieder finden. Gold um Liebe," setzte er etwas bitterer hinzu, „man tauscht oft seltsam in der Welt. Euch, Meister Vimerkati, danke ich für alles Gute, so Ihr mir erwiesen, aus ganzem Herzen; ich hätte Euch gerne dafür durch treue Liebe in Eurem Alter gelohnt, aber — Donna Teresa, möge Eure Nichte so glücklich werden, als Ihr es glaubet, so glücklich als Ihr mich unglücklich gemacht habt. Lebet alle wohl!" Er streckte die Hand nach Chiaren aus, alle Liebe, die sie je für ihn gefühlt hatte, drängte sich in ihrem Herzen zusammen, laut weinend wollte sie sich an seine Brust werfen, da trat Teresa dazwischen und rief mit zornglühenden Gebehrden: „Laß ihn laufen, den deutschen Bären, Venedig hat andere Männer, die Deiner Schönheit zu huldigen wissen werden; willst Du Dich ihm an den Hals werfen, ihm, der Dich von sich stößt?" Chiara trat einen Schritt zurück und sagte mit dem rührendsten Tone: „Jakob, Du willst, Du kannst mich verlassen?" „Ich muß," antwortete er, indem die mühsam zurückgedrängten Thränen seine Stimme zu ersticken drohten, „ich würde mein Herzblut für Dich geben, aber es muß geschieden sein, unsere Wege liegen zu weit ab von einander." Da flammte eine allverzehrende, drohende Gluth aus Chiara's dunkeln Augen, daß Jakob davor erbebte und die Geliebte ganz verwandelt glaubte. „Du sollst diese Stunde einst noch bereuen," sagte sie und verschwand mit Teresa aus dem Zimmer. „Gott segne Dich, mein Junge!" sprach nun der alte Vimerkati, indem er Jakob herzlich umarmte, „ich habe Dich lieb gehabt und dachte nicht, daß es so kommen sollte. Doch wie es nun ist, rathe ich Dir, mache Dich eilig weg aus Venedig, eine Nacht länger in diesen Lagunen könnte nicht gut für Dich ausschlagen." Jakob drückte ihm die Hand und schritt eilig von dannen.

Jahre waren seit dieser Begebenheit in Venedig verflossen; Stainer war ohne Unfall nach Hause gekommen, von Herz mit der Freude eines Vaters aufgenommen worden und arbeitete nun mit rastloser Thätigkeit und immer besserem Erfolge, so daß er eines ausgezeichneten Rufes genoß und aus weiter Ferne Bestellungen erhielt, aber keine Heiterkeit kam mehr in seine Seele, er war immerfort trübe und verschlossen. Einsam lebte er im Sommer in einem erkauften Häuschen in Absam, im Winter in Innsbruck bei Meister Herz, der auch seinen einzigen Umgang bildete. Die froheſten Stunden waren ihm, wenn er mit seinem Freunde von Italien sprechen konnte und dieser mit jugendlicher Lebendigkeit das Land, das Volk und seine dort erlebten Abenteuer schilderte. Dann fühlte sich Jakob wieder heimisch, die Vergangenheit stieg in ihm auf mit allen ihren Wonnen und Schmerzen. Mit fast unwiderstehlicher Gewalt zog ihn die Sehnsucht nach Süden; oft glaubte er, Schwingen müßten ihm wachsen und er müsse hinfliegen in das Land seiner Träume, dort sein verlornes Glück zu finden. Dann nahm er seine Geige, rannte hinaus in die Berge, in die dunkeln Föhrenwälder und suchte den nagenden Schmerz seiner Brust durch linde Töne, durch die heilige Waldeinsamkeit zur Ruhe zu sprechen. Aber nicht mehr besuchten ihn die frommen Träume seiner Jugend auf der schwellenden Moosdecke; finstere Bilder zogen mehrentheils an ihm vorüber, oder die Gestalten auftauchender Erinnerungen an die Tage seiner Liebe, seiner Entsagung. Aus dem tiefsten Dunkel des Waldes trat ihm Chiara's bleiche Gestalt liebeflehend entgegen; oft wollte er auf sie zueilen, da verschwand sie mit drohender Gebehrde. Trostlos und finster, wie er ausgegangen war, kam er zurück. Die Bauern des Dorfes meinten deßhalb, man habe es ihm angethan und es sei nicht recht geheuer mit ihm.

So vergingen Jahre und Jahre unter Leiden und dem freundlichen Troste seines treuen, väterlich gesinnten Meisters Daniel. Als sein Schmerz etwas ruhiger zu werden schien, ließ dieser nicht nach, ihn zu bereden, er möchte heirathen; denn ein braves, liebendes Weib hielt Herz für das beste Mittel, den finstern Geist zu bannen. Gewohnt, von diesem Freunde sich ganz leiten zu lassen, gab er seinem Zureden nach und heirathete Margaretha Holzhammer, die Tochter eines ehrsamen Bürgers von Hall. Wirklich erschien des Freundes Ansicht gerechtfertigt;

in dem Umgange mit seinem frommen, liebenden Weibe lebte Stainer ruhig und dem äußern Anscheine nach glücklich. Er arbeitete von jetzt an mit doppeltem Fleiße und was bei Künstlern selten ist, seine Bestrebungen wurden so allgemein anerkannt, daß sich dadurch sogar der Kaiser Leopold I. bewogen fand, ihn zu seinem Hofgeigenmacher zu ernennen.

Eine sehr tiefe Wunde aber schlug seinem Gemüthe neuerdings der bald darauf erfolgte Tod seines einzigen Freundes, der ihn ganz verstand, des Meisters Daniel Herz. Tief trauernd folgte er seinem Sarge und seine angelegenste Sorge war, ihm einen Grabstein setzen zu lassen. Er verfertigte die Grabschrift selbst und sie spricht auf eine einfache rührende Weise den Werth des darunter Ruhenden aus; sie zeugt zugleich von Stainers einfachem frommen Gemüthe:

Hier liegt mein Leib und der ist todt,
Meine Werke, die leben und loben Gott.

Von diesem Zeitpunkte an kehrte Stainers alte Schwermuth mit doppelter Gewalt zurück. Herz hatte ihn zum Erben eingesetzt; dadurch wohlhabend geworden, war er der Sorge für den Unterhalt seiner Familie enthoben; daher arbeitete er jetzt wenig mehr; er schweifte wieder herum, die Geige unter dem Arm und wurde durch die fortwährende Uebung ein ausgezeichneter Künstler.

Da geschah es, daß der venedische Gesandte durch Innsbruck reiste und sich einige Tage daselbst aufhielt. Die Herren von der Regierung bemühten sich, ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; unter andern veranstaltete der Regierungspräsident Graf Ferrari eine musikalische Unterhaltung in seiner Wohnung, zu welcher auch Stainer als ein besonders geschickter Virtuose beschieden wurde. Die Musik hatte angefangen, auch Stainer hatte mit großem Beifalle aller Anwesenden gespielt, als der Gesandte sagte, er habe eine vorzügliche Sängerin in seinem Gefolge, die aus Gefälligkeit gegen den gütigen Herrn des Hauses eine Arie singen werde. Bei diesen Worten winkte der Gesandte und eine verschleierte Dame trat aus der Gesellschaft hervor. Die Arie, welche sie singen wollte, hatte obligate Violinbegleitung und Stainer wurde aufgefordert, diese zu spielen. Er stellte sich an das Notenpult, etwas hinter die Sängerin, so daß er ihr nicht ins Gesicht sehen konnte, als sie während des Ritornells den

Schleier zurückschlug. Sie war schon ziemlich über die Blüthe der Jahre hinaus, aber von so vollem ebenmäßigen Körperbaue und solcher Schönheit des Antlitzes, daß sich in der ganzen Gesellschaft zugleich eine Bewegung freudiger Ueberraschung kund that. Sie begann die ersten Töne; es war Chiarens Stimme, noch ganz in der Fülle und Reinheit ihrer Jugend. Jakob wußte nicht, sollte er seinen Ohren trauen; der Bogen schwankte in seiner Hand, er wagte nicht die Augen aufzuschlagen, um sich Gewißheit zu verschaffen; je mehrere Takte sie sang, um so mehr glaubte er sich zu überzeugen, daß sie es sei. Endlich wagte er die Augen zu ihr zu erheben; — es war Chiara. Da sank die Geige aus seiner Hand, er taumelte zurück und schwankte in den nächsten Stuhl; all sein Blut drängte sich zum Herzen, er glaubte vergehen zu müssen. Es entstand eine allgemeine Bewegung unter der Gesellschaft, man wollte ihm zu Hilfe eilen; die Sängerin sprang mit größter Hast zum nächsten Kredenztische, nahm ein Glas Wein und reichte es dem beinahe Ohnmächtigen zur Stärkung. Mit zitternder Hand nahm er es, that einen Zug daraus und ließ es dann, wie von einem plötzlichen Schwindel übermannt, zu Boden fallen. Mit einem Blicke, der Stainern wie flüssiges Feuer durch die Brust drang, sagte sie hierauf halb leise: „Du hast meine Seele verderbt, ich die Deine, wir sind quitt.“ Mit diesen Worten entschlüpfte sie unter der Menge der übrigen Gäste, die Stainern theilnehmend umgaben. Der Herr des Hauses ließ ihn in einer Sänfte in seine Wohnung tragen, wo er sogleich zu Bett gebracht und ein Arzt geholt wurde. Er schien nichts zu bemerken, was um ihn vorging; immer brannte Chiara's furchtbarer Blick in seiner Seele; immer erklangen ihm ihre Worte. Diese und ihre Reise im Gefolge des Gesandten gaben ihm ein grauenhaftes Licht über ihre Lebensverhältnisse und er klagte sich verzweifelnd als den Mörder ihrer Unschuld an; er konnte sich von dem Gedanken nicht lossagen, daß er sie durch seine übereilte Flucht aus Venedig der Verführung, dem Verderben Preis gegeben habe. Am andern Tage zeigte sich ein heftiges Nervenfieber, während dessen der Kranke in einem beständigen Delirium lag. Die Kunst der Aerzte und mehr noch die Kraft seines in der Blüthe seines Mannesalters stehenden Körpers retteten zwar sein Leben, aber der edelste Theil desselben, das freie Bewußtsein, war dahin. Stainer lebte noch viele Jahre, aber

nie wurde er seiner Geistesfreiheit ganz mächtig; — seine Tage flossen bald in stillem, bald in tobendem Wahnsinne dahin, bis die Hand des Allerbarmers seinen Leiden ein Ziel setzte und den gefesselten Geist aus den schweren Banden befreiend, ihn einführte in das Reich der Klarheit und des Friedens.

Noch zeigt man in Absam in Stainers Hause die Bank, an die der Unglückliche in den Perioden des Tollsinnes gebunden und das Loch darin, durch das der ihn fesselnde Strick gezogen wurde.

Zwei Jahre nach dem Tode kam an einem stürmischen Wintertage eine fremde Bettlerin in das Dorf; blaß, abgezehrt und von einer langen Wanderung erschöpft kehrte sie im Pfarrhofe zu und bat in gebrochenem Deutsch nicht um Almosen, sondern daß der Pfarrer sie Beichte höre. Dieser willfahrte ihr, — sie mußte schwere Sünden zu büßen haben,, denn erst nach mehreren Stunden trat sie aus des Pfarrers Zimmer den Gang in die Kirche an, in welcher sie beim Schlusse derselben Abends der Meßner noch eifrig bethend fand. Auf sein Geheiß entfernte sie sich, er beachtete nicht wohin! Am andern Morgen aber fand man sie todt auf Stainers Grabe.

Die Teufelsburg.

Die hohen Kalkgebirge, welche im Norden von Innsbruck das Innthal begränzen, schließen jenseits ihrer ersten Reihe ein enges Thal ein, das allenthalben von schroffen Felsen umgeben, keine menschlichen Wohnungen, sondern nur ein paar Sägemühlen und Alpen enthält. An vielen Stellen hat der Zahn der Zeit den Kalkfelsen zerbröckelt, ungeheure Massen loser Steine liegen vom Berggipfel bis zur Tiefe des Thales aufgeschichtet; das Auge erblickt in diesem Reiche der Verödung nichts als todtes Gestein, ohne alle Spur der Vegetation. An andern Stellen aber tritt wieder die Alpenflora in ihre vollen Rechte und umkleidet den starren Felsen mit lieblichen Blüthen. Auf einer einsamen Wanderung durch dieses unbewohnte und selten besuchte Gebirgsthal erstaunte ich nicht wenig, plötzlich in einiger Entfernung vor mir auf einer Felsenhöhe eine ziemlich wohlerhaltene Schloßruine zu sehen, an der mir vorzüglich ein runder massiver Thurm in die Augen fiel. Ich hatte nie gehört, daß dieses Thal je bewohnt gewesen sei; um so seltsamer dünkte mich der Anblick dieser Ruine, — mit Begierde eilte ich daher, die Anhöhe zu erklimmen und mir eine nähere Ansicht dieser interessanten Entdeckung zu verschaffen. Näher hinzu gekommen, überzeugte ich mich jedoch bald, daß ich ein vorzüglich in Kalkgebirgen nicht so gar seltenes Naturspiel vor mir hatte und daß

die anscheinende Ruine nur ein Felsen war, dem der Verwitterungsprozeß eine so besondere Form gegeben hatte. Die angeführte Aehnlichkeit mit einer Burgruine war aber so auffallend, daß es mich wirklich einige Mühe kostete, an eine Täuschung meiner Augen zu glauben. Ich stieg wieder thalabwärts, um meine Wanderung fortzusetzen; — eine kleine Strecke von dieser Felsenparthie wandte ich mich jedoch nochmals zurück, um die vermeintliche Ruine noch einmal aus gehöriger Ferne zu betrachten und siehe da! die Täuschung war so groß, daß nur die klarste Erinnerung an die eben gepflogene Untersuchung mich von meinem Irrthume überzeugen konnte. Während ich so schaute, kam ein Holzarbeiter des Weges daher; — da er mein verwunderndes Anschauen gewahrte ging er auf mich zu und knüpfte ein Gespräch an, das sich natürlich um den Gegenstand meiner Verwunderung drehte. Er sagte, der Felsen heiße die Teufelsburg, es sei ein gar unheimlicher Ort, vor dem er Nachts nicht gerne vorbeigehe, obwohl er selbst noch nie etwas Verdächtiges gesehen habe. Ich forschte nun natürlich nach den Sagen, die allenfalls über diesen Felsen im Munde des Volkes leben dürften, — mein Gesellschafter fand sich zur Mittheilung bereit und nachdem er noch vorher die kurze Pfeife gestopft und angezündet hatte, begann er seine Erzählung, die ich leider mit meinen Worten hier wieder erzählen muß, da es mir nicht möglich ist, den einfachen treuherzigen Ton so wiederzugeben, wie ich ihn aus seinem Munde vernahm.

Vor vielen hundert Jahren lebte an der andern Seite des Berges ein edler Graf von Thaur, Ulrich genannt. Er war nicht besser und nicht schlechter, als die meisten Edeln seiner Zeit und Umgegend; er trank seinen Becher bis zur Neige, jagte auf den Bergen, siegelte manche Urkunde mit dem Schwertknopfe und nahm ihn wohl auch, die Spitze vorwärts, zur Hand, um mit dem Schwerte d'rein zu schlagen, wenn das Schreibervolk mit einem Vergleiche nicht fertig werden konnte. Die Angehörigen seiner Besitzungen behandelte er ziemlich milde, zum Theil weil er selbst durch seine Frau am besten fühlen gelernt hatte, wie angenehm das Joch einer harten Herrschaft

sei und wohl noch mehr, weil ihn seine besorgte Hausfrau der Mühe des Regierens und der Sorge für seine Angelegenheiten liebreich überhob. Graf Ulrich wurde diesemnach von seinen Nachbarn und Angehörigen als ein ganz friedlicher und ruhiger Mann geliebt; um so weniger konnte sich dessen seine Gattin, Ehrentrudis geheißen, rühmen. Sie war aus sehr vornehmem Geschlechte, dessen Namen uns die Sage nicht überliefert hat und mit irgend einem römisch-deutschen Kaiser, wir wissen nicht im wie vielten Grade verwandt. Die Verwandtschaft muß ziemlich entfernt gewesen sein, weil die deutschen Genealogen durchweg davon schweigen; für die häusliche Ruhe des armen Grafen Ulrich war sie indeß immer noch nahe genug. Denn Ehrentrudens schöner Kopf war ganz voll von der kaiserlichen Verwandtschaft und von der auf sie noch herüber strahlenden Glorie kaiserlicher Majestät. Daher war ihr auch ihre ganze Umgebung zu gering und zu wenig demüthig gegen ihre Erhabenheit. Graf Ulrich hatte deßhalb manchen harten Strauß mit ihr zu bestehen; er liebte es vorzüglich, in Gesellschaft guter Nachbarn und Freunde einen Becher zu leeren; und seine Gemahlin konnte sich nie satt ärgern an dem schlecht erzogenen Gesindel, das nicht einmal einer so durchlauchten Person die gehörige Ehrerbietung zu bezeigen verstehe. Sie hatte dabei noch einen andern Zweck; — gar zu gerne hätte sie es nämlich gesehen, wenn ihr Ehegemahl an das kaiserliche Hof- oder Heerlager gezogen wäre, sich um Ehrenstellen beworben und sich im Dienste des Kaisers und Reichs ausgezeichnet hätte. Große Belohnungen konnten ihm nicht fehlen und ein Herzogshut allenfalls wäre ihrer hohen gewölbten Stirne gar zu gut gestanden. Solange jedoch Graf Ulrich daheim saß und mit seinen fröhlichen Gesellen zechte und jagte, war an so schöne Aussichten nicht zu denken; diesen mußte daher erst die Burg verleidet werden, da es nicht möglich war, sie dem Grafen zu verleiden. Auch das erstere war indeß keine leichte Aufgabe; denn des Hausherrn trefflicher Wein und gemüthliche Laune ließen manchen finstern Blick der Hausfrau übersehen, manches harte unhöfliche Wort überhören. Ihrem beharrlichen Stolze gelang es jedoch nach und nach, was sie wünschte, durchzusetzen. Sie vergiftete den Gästen so lange den klaren Wein mit kränkenden Worten, stach sie so lange mit spitzen Reden, bis sie, Einer nach dem Andern, aus der gastlichen Halle wegblieben und der Letzte mit einem schmerzlichen

Händedrucke von dem nun ganz einsamen Hausherrn Abschied nahm. Dieser versuchte zwar mehr als einmal sein Hausrecht zu brauchen und die stolze Zunge seiner Gemahlin zu zähmen; allein diese Versuche waren so ohnmächtig, daß sie ihn die schwere Tugend der Geduld nur zu deutlich lehrten. Das Haus war nun glücklich ausgeräumt; allein hiermit waren auch der Gräfin sieggekrönte Bemühungen am Ende. Leiden konnte Graf Ulrich trotz Einem, aber zum Handeln ihn zu bringen, dazu hätte mehr als menschliche Macht gehört. Bitten und Drohungen, Liebkosungen und selbst das allmächtige Schmollen vermochten nicht, seinen hartnäckigen Sinn zu ändern.

Er hatte beständig dieselbe Antwort bereit: „An das Hoflager gehe ich nicht; zum Schranzen bin ich zu alt, zum Kanzler zu jung; in den Bergen, wo ich gelebt habe, will ich sterben." Wurde ihm das Keifen zu arg, so nahm er seinen Jagdspeer in die Hand, die Armbrust auf den Rücken und ging fort auf die Berge, von denen er dann oft wochenlang nicht herab stieg. Derweilen hauste seine Gemahlin als unumschränkte Gebietherin im Schlosse und auf den Gütern; sie wurde wegen ihres Stolzes und ihrer Härte allgemein weidlich verwünscht und gefürchtet. Einsam lebte sie auf der hochgelegenen Burg ihres Gatten von einem zahlreichen Dienertrosse umgeben und schaute mit stolzem Selbstgefühle herab in das Thal auf die Hütten der Bauern und das dichte Buschwerk, das sich fast undurchdringlich bis an's Ufer des Inns hinzog. Wenig vermißte sie den abwesenden Grafen und auch dieser wäre wohl länger auf der Jagd ausgeblieben, wenn ihn nicht von Zeit zu Zeit die Erinnerung an ein geliebtes Kind heim gezogen hätte.

Ein Mädchen, Namens Engelberta, war die einzige Frucht dieser nicht sehr glücklichen Ehe. Unter der sehr sorgsamen Pflege der Mutter und den Liebkosungen des Vaters wuchs das Kind wunderlieblich heran. Von ihr schien es Schönheit und Geist, von ihm die Gutmüthigkeit als Erbe erhalten zu haben. Diese Tochter war des Vaters einzige Freude; in ihr lebte ihm das schöne Bild der Mutter ohne die häßliche Verzerrung des Hochmuthes wieder auf; um ihrentwillen kehrte er von seinen Jagdstreiferein früher heim, als sonst wohl der Fall gewesen wäre. Jenen Zug im Charakter der Mutter, der ihm das Glück des Lebens großen Theils verbitterte, suchte er in der Tochter, falls er

vorhanden wäre, sorglich zu unterdrücken und das böse Beispiel der Mutter zu entkräften. „Hüthe Dich vor dem Hochmuthe," sagte er oft zu Engelberta, wenn er das holdselige Mädchen allein liebkosen konnte; „er ist der wahre Satan im weiblichen Herzen, so wie Demuth und Bescheidenheit die einzigen Pforten sind, durch welche das Weib in das Himmelreich gelangen kann. Durch Demuth nur kannst Du werden, was Dein Name vorbedeutet, Gott und den Engeln werth." Solche Reden wirkten um so mehr auf die gute Tochter, als sie der geliebte Vater nie ohne tiefe innere Erregung sprach und sie wohl ahnen mochte, daß diesen Lehren irgend eine ihr verborgene persönliche Beziehung zum Grunde liege. Engelberta's Gemüth neigte sich ohnedieß mehr zur stillen Zurückgezogenheit, zum Genusse einer bescheidenen Freude und zur frommen Ergebung in Gott. Diese unadeliche Gesinnung, wie sie es nannte, war aber der Mutter nicht recht, die es gerne gesehen hätte, wenn Engelberta einen ihrer Schönheit und hohen Geburt angemessenen stolzen Sinn genährt und die edelsten Bewunderer aus der Nähe und Ferne herbeigezogen hätte. Sie schalt deßhalb oft — wiewohl fruchtlos — mit der Tochter, die den Schneeglöckchen ihrer heimathlichen Berge vergleichbar, durch ihre wunderbare Schönheit, erhöht durch den Reiz der Unschuld und Bescheidenheit, fortblühte und sich selbst unbewußt, alle, die der Eisregion der Mutter nahen durften, mit stiller Lust erfüllte. Jahre vergingen im immer gleichen Laufe; das herrliche Mädchen war zur blühenden Jungfrau herangewachsen, kein feindseliges Ereigniß war eingetreten, das den schönen Frieden ihres Gemüthes hätte stören können. Aber die Meeresstille ist meist Vorbothe eines gewaltigen Sturmes; vor dem verheerenden Erdbeben waltet todte Ruhe durch die Natur und ehe das Schicksal ein Menschenherz zermalmend trifft, scheint es erst in langer Ruhe den schweren Arm zu stärken.

Ostern war vorbei; im Thal grünte und sproßte es aufs allerlustigste, aber auf den Höhen lag noch Schnee und Eis. Da zog Graf Ulrich heraus, um den Auerhahn auf der Falz zu schießen. Er blieb einige Tage aus, ohne daß die zurückgebliebenen Hausgenossen besorgt wurden; sie waren das schon gewohnt; — allein die Woche ging vorüber; es trat Thauwetter mit Schneegestöber ein und Graf Ulrich kehrte immer nicht zurück. Da sandte Gräfin Ehrentrude alle

ihre Leute hinaus, um den verlornen Gatten zu suchen. Die meisten kehrten ohne Erfolg zur angsterfüllten Burg zurück; nur ein Knappe, der seinen Herrn oft auf dessen Jagdstreifereien begleitet hatte, ließ nicht ab, zu suchen und endlich fand er ihn — zerschmettert am Fuße einer steilen Felswand liegen. Die Leiche wurde in die heimathliche Burg gebracht, und mit allen Ehren in der Kapelle derselben beigesetzt.

Frau Ehrentrude folgte dem Sarge mit gewaltsam unterdrückten Thränen, aber dem äußern Anscheine nach mit großer Fassung bis zur Gruft, die ihn aufzunehmen bestimmt war; während Engelberta in ihrem Kämmerchen mit namenlosem Schmerze rang und diesen vergebens durch Gebeth zu lindern strebte. Ihr war, als begrabe man Vater, Mutter und Alles, was ihr lieb und theuer auf dieser Erde geschienen hatte mit Einenmale und sie sei ganz allein und verwaiset zurückgeblieben; denn die Mutter hatte sie immer mehr gefürchtet als geliebt. Engelberta's weiches, ganz hingebendes Gemüth konnte sich mit dem starren Stolze der Mutter nicht näher befreunden; und die Gemüther, welche die Natur selbst durch die stärksten Bande zu vereinigen gestrebt hatte, standen sich ewig fremd gegenüber. Diese Starrheit offenbarte sich noch auffallender und trübseliger nach Graf Ulrichs Tode; es gibt Gemüther, welche im Unglücke noch viel unbeugsamer werden, wie der Kiesel seine Härte funkensprühend erst dann beurkundet, wenn ihn der Schlag des harten Stahles trifft.

Als Graf Ulrichs Ansehen und derbe Faust dahin waren, da erhoben sich die von Frau Ehrentruden viel beleidigten Nachbarn, jeder mit dem Vorsatze kleinlicher Rache. Die wehrlose Wittwe erfuhr Kränkungen und Beleidigungen mancher Art, die ihren Stolz aufs tiefste verwundeten; allein statt sich den Umständen zu fügen, nach Frieden mit aller Welt zu trachten, verschloß sie die Qualen ihres verletzten Gemüthes tief in ihre Brust; und setzte äußerlich dem Trotze noch üblerern Trotz, dem Hohne noch bitterern Hohn, dem Stolze noch größerern Stolz entgegen Dabei nährte sie den tiefsten und unauslöschlichen Haß gegen ihre ganze Umgebung im Busen.

Bei diesen Verhältnissen konnte es an mannigfachen Anlässen zu Streit und Hader nicht fehlen; und endlich wurde der Gräfin der Aufenthalt in der Burg so verleidet und ihr Haß gegen alle Menschen so brennend, daß sie sich gänzlich in irgend eine Einsamkeit zu vergraben

beschloß. Nach langem Wählen entschloß sie sich die Berge zu übersteigen und sich im jenseitigen Thale niederzulassen. Dieses Thal war dazumal von dichtem Walde bedeckt; nie hatte es ein anderer als eines verirrten Jägers Fuß betreten; zahlreiches Wild irrte darin umher, der Wolf heulte begierig nach Beute und nicht selten brachen Bären verwüstend daraus hervor in die Alpengehege. Dieser Platz paßte zu dem menschenfeindlichen Sinne der Gräfin; alsogleich ließ sie auf einem vorragenden Felsen eine Burg erbauen und kaum war der Bau vollendet, so zog sie mit der weinenden Engelberta, die sich kaum vom Grabe des Vaters zu trennen vermochte, — von wenigen reichlich belohnten und ihr treu ergebenen Knechten begleitet, dahin. Wohl war das Los des armen Mädchens zu beklagen; solche Jugend, Schönheit und Tugend in diese Einöde begraben; allen Freuden des geselligen Lebens entsagen, noch ehe sie die Süße derselben gekostet hatte, — einzig an der Seite einer Mutter weilen zu müssen, die allen schönern Regungen des Menschengefühls abgestorben zu sein schien, deren Lippen nie ein Lächeln, deren Augen nie eine Thräne zu entlocken war. Engelberta trug das Unvermeidliche mit stiller Ergebung; im Gebethe suchte sie Stärkung, in der Pflege einiger Blumen Erholung. Um den Vorrath von diesen zu vermehren, ging sie bisweilen in Begleitung einer Zofe und eines schützenden Knechtes in den Wald hinaus und wo sie ein schönes Alpengewächs gewahrte, hob sie es sorgsam aus der Erde und verpflanzte es in ihren zierlichen Stubengarten. Bei einem solchen Spaziergange, den sie an einem schönen Sommertage längs des rauschenden Waldbaches machte, führte sie die Annehmlichkeit des Weges und die Milde des Tages weiter als gewöhnlich von der heimathlichen Burg ab. In ziemlicher Ferne gewahrte sie eine ihr bisher unbekannte Blume auf einem Felsenvorsprunge; sie gebot ihren Begleitern, auf sie zu warten und eilte hastig vorwärts, die Blume zu pflücken. Als sie in deren Nähe gekommen war, rauschte es in dem Gestrippe neben ihr, schon wollte sie zurückeilen, fürchtend, es möchte irgend ein gefährliches Thier daraus hervorbrechen; da sah sie zu ihrem Erstaunen die Gestalt eines schönen Jünglings hervortreten, der sich anmuthig und nicht minder überrascht, sittsam vor ihr neigte. Sie dankte seinem freundlichen Gruße und wollte entweichen; aber der Jüngling bat sie mit flehender Stimme, ihm eine kurze Weile Rede zu

stehen. Er erzählte ihr, daß er sich im Eifer der Jagd so weit verloren habe und ersuchte sie um eine Herberge in der nahe gelegenen Burg, deren Dasein ihm bekannt war, da es schon zu spät sei, um vor Einbruch der Nacht wieder über das Gebirge zurückzusteigen. Engelberta war durch die seltene Erscheinung eines Fremden in dieser Einöde und noch mehr durch seine Bitte um Beherbergung in Verlegenheit gerathen, aber eingedenk der heiligsten Pflicht des Adels, der Gastfreiheit, antwortete sie mit sittiger Schüchternheit: „Wenn Ihr mit mir kommen wollt, so will ich Euch zur Burg meiner Mutter geleiten, sie wird Euch gastfreundlich aufnehmen, dort mögt Ihr Euch erquicken und der Ruhe pflegen.“ Mit diesen Worten schritt sie voran, der Jüngling folgte ihr nicht ohne große Bewegung im Innern, wenn er bedachte, daß diese Wunderblume ungekannt, unerfreuend und unerfreut in solcher Einsamkeit verblühen sollte. Er konnte nicht umhin, ihr auf eine zarte Weise seine Gedanken mitzutheilen; sie aber antwortete: „Ich habe nie ein bewegteres Leben gekannt und so dünkt mich, daß die Freude gerade am besten in der einsamen Menschenbrust, im alleinigen Genusse der erhabenen Natur gedeihen könne.“ Aber obwohl sie auf diese Art einen lange gehegten Gedanken aussprach, so fühlte sie doch in demselben Augenblicke, daß sie nicht ganz aufrichtig sei, daß plötzlich in ihrem Innern Etwas, das sie nicht zu nennen, oder sich zu bezeichnen wußte, anders geworden sei; sie fühlte, daß in ihrem Leben bisher eine Leere gewesen und daß sie plötzlich zur Wahrnehmung derselben gelangt sei. Der Fremde sprach noch viel Anmuthiges, aber es tönte nur wie ferne Musik in ihr Ohr, so sehr war sie in die innere Gedanken- und Gefühlswelt versunken.

In der Burg angelangt, wurde der Gast von der Herrin des Hauses mit Anstand empfangen und bestens für seine Bequemlichkeit gesorgt, während Engelberta in ihre Kammer ging, um ungestörter ihren Träumen nachhängen zu können. Frau Ehrentrude unterließ nicht, sich auf eine feine Art bei ihrem Gaste nach dessen Herkommen und Verhältnissen zu erkundigen, und er erzählte offen, er heiße Heinrich von Boimund, sei der Sohn eines Dienstmannes von Eppan und diene gegenwärtig bei dem Ritter von Sonnenburg, der für seine Ausbildung im edlen Waffenhandwerke sorge. Die Gräfin rümpfte ein wenig die Nase, als sie hörte, daß ihr Gast, dessen adeliches Wesen

auf einen viel höhern Stand schließen ließ, nur der Sohn eines unbekannten Dienstmannes sei; doch vernachläßigte sie schon um ihres Stolzes willen die Pflichten der Gastfreiheit keineswegs. Die Abendtafel führte Engelberta wieder in Heinrichs Nähe und dieser schien dadurch wie begeistert; die lieblichste Rede floß ihm wie Honig über die Lippen und er zeigte sich nicht nur als einen edeldenkenden, sondern auch wohl unterrichteten Jüngling, von nicht gemeiner Bildung, Engelberta horchte, sich selbst vergessend und sah mit nie empfundenem Vergnügen, wie sich seine Wange röthete, sein Auge vor Begeisterung glühte; selbst Frau Ehrentrude vergaß den Unterschied des Standes und gab sich rücksichtslos dem lange entbehrten Vergnügen einer fremden Gesellschaft und dazu einer so anziehenden hin. Erst spät gab sie das Zeichen zum Aufstehen von der Tafel und trennte dadurch die jungen Leute, welche wohl die ganze Nacht über sitzen geblieben wären im wechselseitigen Austausche ihrer Gedanken und Empfindungen. Als Heinrich in die ihm angewiesene Stube mit einem vorspringenden Erker gekommen war, eilte er rasch auf das Erkerfenster zu, riß es auf und ließ die kalte Nachtluft hereinströmen auf sein flammendes Gesicht, auf seine pochende Brust. Er war nicht so unerfahren in der Welt, wie Engelberta; an seinen Gefährten hatte er mehr als einmal die Aeußerungen der Liebe gesehen; er hatte viel Sängerweisen von der Minne gehört; darum wußte er auch gleich, was es zu bedeuten hatte, daß ihm so alles so verwandelt, verklärt erschien und Herz und Sinn einzig nach der schönen Erscheinung dieses Tages standen. Er freute sich der gewonnenen schönen Empfindung, er fühlte sich gereifter und edler; eine unabweisliche Ahnung sagte ihm, daß Engelberta das Gleiche für ihn empfinde; sein frischer Jugendmuth kannte keine Hindernisse; schon sah er sich glücklich im Besitze der Schönsten, der Geliebtesten. Mit diesen frohen Gefühlen lehnte er sich zum Fenster hinaus und sah hinab in das Thal. Der Bach rauschte, ein kalter Nordwind streifte über die Wipfel der dunkeln Föhren, die vom Mondlichte erhellt, ihre Aeste wie Riesenarme schüttelten und von Zeit zu Zeit während des Eintrittes einer kurzen Windstille, glaubte er, die Tritte vorübereilenden Gewildes im Walde hart an der Schloßmauer rascheln zu hören. Er achtete nicht der Nacht, die für Jeden Andern eher schauerlich gewesen wäre; das düstere Thal schien ihm ein Paradies,

in dem eine wohlthätige Fee waltete und mit lauter Stimme sang er in der Fröhlichkeit seines Sinnes in die Nacht hinaus:

Minne! Minne, Zauberei,
Die mich jetzo ganz umflicht;
Was ich war, — es ist vorbei;
Was ich bin, — ich weiß es nicht.

Eins nur fühl' ich, ganz und gar
Ihr zu eigen will ich sein;
Ihrer Aeuglein glänzend Paar
Ist mein hellster Sonnenschein.

Er glaubte die letzten Töne dieses Liedes wiederholen zu hören, doch wußte er nicht war es der Nachhall seiner eigenen Laute, oder wurde ihm das Lied von fremder Stimme nachgesungen; ehe er die leisen, flüchtigen Töne gehörig unterscheiden konnte, war die vorige Stille eingetreten. Wohl war es Engelberta, die von ihrer Kammer aus das Erkerfenster Heinrichs beachten konnte und die verborgen am Fenster stand, die Züge und Töne des geliebten Jünglings zu belauschen. Der aber hauchte noch einmal: „gute Nacht, Engelberta!" in die Nacht hinaus und warf sich dann auf sein Lager. „Gute Nacht!" flüsterte Engelberta vor sich hin; der Schlaf behauptete endlich seine Rechte auf die jugendliche Natur und zwang sie dem Beispiele des Geliebten zu folgen.

Welche rosige Träume die schöne Schläferin umgaukelt haben mögen, kann sich Jeder selbst ausmalen, der nur einmal in seinem Leben den schönen Traum der Liebe geträumt hat. Nicht so war es der Fall bei Heinrich; ihn ängstigte ein schwerer, bedeutungsvoller Traum. Er lag in einer duftigen blüthenreichen Gegend; Blumen umspielten ihn und leise Weste kühlten ihm die heiße Brust, die von unnennbarem Sehnen geschwellt war. Da schwebte auf einmal Engelberta's Gestalt auf einer Wolke zu ihm heran; sehnend wollte er die Arme nach ihr ausstrecken, aber mit schmerzerfülltem Angesichte winkte sie ihn weg; — dennoch breitete er die Arme aus und wollte sie umfassen, aber sie zerfloß in Nebelduft und als er sich umschaute, siehe, da war

die ganze Gegend verwandelt; alle Blumen- und Blüthenbäume waren entschwunden; — eine furchtbare versteinerte Wüste umgraute ihn, er selbst sank zum Tode getroffen hin. Da erwachte er.

Der erste Strahl des Morgens blinkte freundlich durch das offene Fenster, wie bemüht, die düstern Eindrücke dieses Traumes zu verscheuchen; er war aber so lebhaft gewesen, daß geraume Zeit verging, ehe es Heinrich gelang, die heitere Stimmung des vorigen Tages wieder zu gewinnen. Erst als er beim Morgenimbiß Engelberta'n in aller Jugendschönheit und mit dem holden Erröthen erster Liebe vor sich stehen sah, ging wieder wahre Freudigkeit des Herzens in ihm auf, die selbst durch das kalte und zurückhaltende Benehmen Frau Ehrentrudens nicht mehr getrübt werden konnte. Heinrich suchte den Morgenimbiß so sehr als möglich zu verlängern; er legte es der Hausfrau ziemlich nahe, daß er eine Einladung zu einem wiederholten Besuche erwarte; allein keine Einladung erfolgte und die Zeit kam heran, wo er Abschied nehmen mußte, um durch längeres Verweilen nicht ganz gegen adeliche Lebenssitte zu verstoßen. Frau Ehrentrude begleitete mit ihrer Tochter den scheidenden Gast bis zur ersten Stufe der breiten steinernen Treppe, die zum Schloßhofe herabführte; noch ein freundlicher Abschiedsblick Engelberta's und die geliebte Gestalt war verschwunden und Heinrich flog mit raschen Schritten zum Burgthore hinaus, dem Walde zu, immer bergan. Von einer Felsenecke konnte er noch das sonst tief versteckte Schloß übersehen; dorthin kletterte er und breitete die Arme aus nach den Mauern, die ihm das Köstlichste neidisch verbargen. Dann stieg er rasch dem Bergjoche zu, mit dem festen Entschlusse, bald und öfter wieder hier zu sein.

Erst nach Heinrichs Entfernung gewahrte Engelberta so recht, was er ihr sei, allenthalben vermißte, — suchte sie ihn; träumerisch ging sie in den weiten Gängen des Schlosses umher; Tage lang blieben ihre Blumen ungepflegt, dann aber eilte sie wieder plötzlich zu ihnen, beugte sich mit süßer Inbrunst über sie, wie um das ihnen geschehene Unrecht abzubitten und begoß sie mit heißen Thränen. So oft es die Witterung erlaubte, ging sie hinaus in den Wald an jene Stelle, wo sie den Geliebten zum ersten Male gesehen hatte; dort freute sie sich, seine Spuren im weichen Moose zu suchen und ihnen nachzugehen, wenn sie auch keine entdecken konnte. Kein ganzer Mond war seit

ihrem ersten Begegnen verflossen, da stand bei einem solchen Spaziergange der Heißersehnte wieder plötzlich vor ihr. In der Verwirrung der ersten — obwohl freudigen Ueberraschung wollte sie entfliehen, aber er faßte sie bei der Hand und bat sie mit Schmeicheltönen zu bleiben, weil er ihr etwas für ihn sehr Wichtiges zu vertrauen habe. Sie blieb.

„Engelberta!" sagte er, „was soll ich länger verschweigen, was Ihr doch schon lange geahnt haben müßt: daß ich Euch liebe, daß ich nur nach dem schönen Ziele strebe, Euch als meine eheliche Gemahlin heimzuführen in die Burg meines Vaters! Wenn ich meiner innern Stimme trauen darf, so bin auch ich Euch nicht ganz gleichgiltig; o sprecht und lasset Eure Lippen das holde Geheimniß Eures Herzens lösen." Und mit Beben erwiederte sie: „Ja, Heinrich, Ihr habt das Räthsel meiner ängstlich pochenden Brust erfahren; ich liebe Euch!" — „Nun," rief der begeisterte, wonnetrunkene Jüngling, „so gelobe ich Dir, Braut meines Herzens, ewige Liebe und Treue; und Du gelobe ein gleiches und daß Du mir als meine treue Gattin folgen wollest." „Heinrich!" antwortete sie, und erst jetzt stand die ganze Bedeutung dieses Momentes in furchtbarer Größe vor ihrer Seele, „ich liebe Dich, mehr als mein Leben, denn ich fühle, daß ich von jetzt an ganz in Dir lebe; ich gelobe Dir deßhalb ewige Treue, obwohl dieß Gelübde so tief in mein Herz gegraben ist, daß jede Wiederholung desselben in Worten unnöthig ist; ich will Dich in treuer Liebe umfassen, wie sich dort jene Tannenäste in einander verwachsen haben; — aber, daß ich je die Deinige werde, das zu geloben steht mir nicht zu. Meine Mutter — Du kennst sie nicht." — „Wird sie nicht das Glück des einzigen Kindes wollen?" fragte der Jüngling bestürzt ob dem Ernste der Geliebten, der eine ganze furchtbare Zukunft zu bergen schien.

„Sie will es," antwortete sie; „ach! sie müßte ja nicht Mutter seyn, wenn sie es nicht wollte; aber ich fürchte sie will es auf andere Weise, als wir. Siehst Du jenen Steinadler," setzte sie hinzu, indem sie auf einen solchen zeigte, der eben hoch über ihren Häuptern in den Lüften kreiste; „er liebt es nur zu höchst in den sonnennahen und doch kalten Lüften zu kreisen, auf den höchsten Felsen, wo keine Blume mehr blüht, zu nisten; während die Amsel dort sich tief in's duftige Gebüsche duckt; so verschieden sind auch des Menschen Wege! Meine Mutter ist der Adler und man sagt, daß er die Jungen frühzeitig auf

seinem Rücken der Sonne zutrage, um sie an die Region ihres künftigen Aufenthaltes zu gewöhnen; jene aber, die zu schwach seien, den Glanz des Strahlenlichtes zu ertragen, lasse er fallen, damit sie, seiner unwürdig, an den Felsen zerschmettern."

Dagegen wußte Heinrich freilich nichts zu sagen, aber ihn stärkte ein festes, aus der Reinheit seiner Absichten hervorgegangenes Vertrauen auf die Alles zum Besten lenkende Güte Gottes; und dieses Vertrauen flößte er auch der frommen Engelberta ein. Nur zu bald mahnten die längern Schatten im Thale und die Purpur glühenden Bergspitzen die Liebenden, daß es Zeit sei, nach Hause zu kehren. Heinrich entschloß sich, das Mädchen zur Burg zu begleiten und zu versuchen, ob sich nicht eine schickliche Gelegenheit darbieten möchte, der Mutter seine Gesinnungen zu eröffnen und sie um ihren mütterlichen Segen zu bitten.

Im Schloßhofe wurden sie von Frau Ehrentruden empfangen, die ihrer bereits geharrt zu haben schien. Engelberta erhielt von der Mutter den kurzen Befehl, sich auf ihre Kammer zu begeben. Dann wandte sie sich zu Heinrich mit stolzem, fast höhnischem Gesichte und ihre Gestalt erhob sich zu ungewöhnlicher Länge.

„Junker Heinrich von Boimund!" sprach sie, „ich will dem Gedanken nicht Raum geben, als wäret Ihr, ein geborner Dienstmann, bereits so kühn gewesen, Euer lüsternes Auge bis zu Engelberten, Gräfin von Thaur, aus dem edelsten Stamme der Andechse, der Nichte eines römisch-deutschen Kaisers, glorreicher Majestät, zu erheben; damit Ihr Euch aber für die Zukunft zu benehmen wißt, so erkläre ich Euch hiemit frei und offen, daß jeder Versuch, Euch Gräfin Engelberten zu nähern, für Euch die schlimmsten — ich sage es nochmals — die allerschlimmsten Folgen haben wird; und diese Folgen mögen dann lediglich auf Euer thörichtes Haupt allein fallen. Mein Leibknappe Kurd ist beauftragt, Euch für jetzt in seiner Kammer Speise und Trank zu reichen, dann mögt Ihr Euern Weg über die Berge zurückmessen und vergessen, daß hier je die Burg einer Gräfin von Thaur gestanden; denn bei Gott" — bei diesem Worte flammte ihr ganzes Antlitz in verderblicher Gluth, — „diese Thore werden Euch ein zweites Mal nicht wieder lebendig aus ihrem Verschlusse entlassen." Ehe der aufs höchste bestürzte Jüngling ein Wort erwiedern konnte, hatte sie ihm den Rücken gewendet und war die breite Schloßtreppe mit stolzer

Haltung hinaufgestiegen. Als sie seinen Blicken schon entschwunden war, wollte ihr Heinrich noch nacheilen, um einen mildern Spruch von ihren strengen Lippen zu erflehen; allein Kurd ergriff ihn beim Arme und bedeutete ihm, daß er ihm zu Speise und Trank in seine Kammer folgen solle. Mit stolzer Verachtung riß sich der Junker von ihm los und stürzte in Verzweiflung zum Schloßthore hinaus dem dunkeln Walde zu, der den Unglücklichen mit seinem Schmerze liebreich aufnahm.

Während er sich da seinem Grame überließ, ging es der armen Engelberta in ihrer Kammer ebenfalls nicht besser. Die strenge Mutter hatte sogleich nach Heinrichs Entfernung die Tochter zu sich rufen lassen und ihr mit bündigem Ernste ihr künftiges Lebenslos angekündigt. „Entweder," sagte sie, „es freit um Dich ein Edler, deß Abkunft Deines hohen Stammes würdig ist, oder Du wirst eine Braut des Herrn! Lieber wollte ich mein Kind todt, als in den Armen eines niedrig gebornen Mannes sehen!" — So streng aber diese Aussprüche lauteten und so sehr auch Gräfin Ehrentrude die Frau war, der man allenfalls mit Entäußerung aller Menschlichkeit deren Erfüllung hätte zutrauen können, die Liebe ließ sich dadurch dennoch nicht schrecken.

Bald kehrte Heinrich zurück und strich tagelang um das Schloß, das nun seine Bewohner, wie das Grab, schweigend umfangen hielt; denn Engelberta durfte nicht mehr ihre gewöhnlichen Spaziergänge außerhalb des Schloßthores fortsetzen und selbst die Dienerschaft wurde in strengem Gewahrsam gehalten, bis auf ein paar vertraute Knechte, welche der nöthigsten Geschäfte halber von Zeit zu Zeit über das Joch in das Innthal geschickt wurden.

Beinahe hoffnungslos irrte der Liebende daher in den Wäldern umher und spähte vergeblich nach dem Fenster, aus dem ihn der Geliebten holdes Antlitz begrüßen sollte. Ueberall starrten ihn die kalten Mauern an. Da kam ihm der Gedanke, eine der höchsten Tannen zu besteigen, ob er vielleicht nicht von dort einen freiern Anblick des Schlosses genießen möchte; — er versuchte es und siehe! es gelang zu seiner unaussprechlichen Freude. Von dem höchsten Aste aus, der ihn zu tragen vermochte, gewahrte er das Fenster der Geliebten und unferne desselben saß sie selbst in trauernder Stellung, den schönen Kopf in die Hände gelegt. Aber sie sah ihn nicht; vergeblich suchte er durch mancherlei Zeichen ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; es gelang nicht, sie schien in tiefes Sinnen

verloren. — Da mußte er wohl auf eine andere List sinnen, um sich ihr nähern und verständlich machen zu können. Er stieg herab vom Baume und ging betrübten Herzens nach Hause; aber nach drei Tagen stand ein Minnesänger mit weißem Haar und Bart, eine kurze Harfe im Arme, am Thore der unheimlichen Burg. Er pochte daran, aber Niemand wollte ihn einlassen; da griff er mächtig in die Saiten, daß die Töne weithin rauschten und sang dann folgendes Lied:

„Ade, Du meiner Augen Licht,
Ich muß zur Schlacht hinaus."
„„Ich ziehe mit, ich laß Dich nicht;
Ich fürchte keinen Strauß.""

„Ich reite rastlos durch das Thal,
Durch Sumpf und Moor und Feld."
„„Ich achte nicht der Meilen Zahl,
Mein Liebster ist die Welt.""

„Ich reit' in andrer Liebsten Haus,
Die ich holdselig minn'!
„„Ich harr' an ihrer Pforte aus?
Ich hab' den treusten Sinn.""

„Der Strauß beginnt, das Schwert erklingt,
Getroffen sink' ich hin."
„„Der Stoß zu meinem Herzen dringt —
Und todt fällt sie auf ihn.""

Nun öffnete sich langsam knarrend das Thor, aber nicht, um den Sänger gastlich zu empfangen, sondern Kurd trat begleitet von zwei starken Rüden hervor und rief mit roher Stimme: „Hinfort, Du alter Bettelmann; oder ich hetze Dich mit Hunden hinweg! Diese Rüden heulen lieblicher als Du!"

Da erfaßte gewaltiger Zorn den schnöde zurückgewiesenen Sänger; rasch zog er das unter seinem weiten Gewande verborgene Schwert hervor und rief mit drohender Geberde: „Wag' es, Du feiler Knecht, schlechteres Werkzeug der Grausamkeit, als diese Hunde sind, mit Deinen Hunden mir zu nahen, Ihr sollt fühlen, daß dieser Arm keinem schwachen Greise, sondern einem jugendlich kräftigen Leibe gehört!" Kurd, der wohl geahnt hatte, wen er vor sich habe und es nun klar erkannte, getraute sich, durch die Entschlossenheit dieser Anrede eingeschüchtert,

nicht vorzutreten; er blieb wie eingewurzelt stehen; Heinrich aber nahm das Schwert unter seinen linken Arm, die Harfe unter den rechten und indem er sich stolz gegen die Burg wendete, sang er mit erhobener Stimme:

Des Sängers Fluch begleite Dich,
Ungastlich wildes Haus;
Des Sängers Fluch erfülle sich —
Verwandle Dich in Graus.

Langsam schritt er waldeinwärts; Kurd ließ ihn ruhig ziehen; als er ihn aus dem Gesichte verloren hatte, schritt er fluchend zum Schloßhofe zurück; knurrend folgten ihm die Rüden, als ahneten sie Unheil aus diesem Ereignisse; — krachend flogen die Flügel des großen Thores zu; alles war wieder stille wie das Grab.

Als Heinrich etwas ruhiger geworden war, überlegte er, was wohl weiter zu beginnen sei? Mit schnöden Worten zurückgewiesen, mit Hunden hinweggehetzt, — glaubte er nun keine fernere Rücksicht gegen die Mutter der Geliebten beachten zu dürfen. Sein mußte sie werden, es möge kosten, was es wolle. Der Gedanke einer Entführung, in dem Liede, das er als Minnesänger gesungen hatte, angedeutet, war nun zum festen Entschlusse geworden; — daß ihm Engelberta folgen würde, glaubte er zuversichtlich; er rechnete auf ihre Liebe und wußte, daß sie an die Mutter mehr durch die Bande althergebrachter Verhältnisse gekettet war, als durch Liebe und Vertrauen. Kühnheit und ziemliche Kenntniß vom Innern des Schlosses unterstützen und die frohe Hoffnung, die Geliebte in die Burg seines Vaters einzuführen und dort auf immer die Seinige zu nennen, begeisterte ihn; beflügelt von den schönsten Hoffnungen überschritt er wieder das Bergjoch, um ein paar treuergebene gleichgesinnte Gefährten zur Unterstützung bei dem gefahrvollen Unternehmen zu werben. Diese fanden sich bald; denn Heinrich war ob seiner Sängergabe von allen Jugendgenossen herzlich geliebt; und was reizt wohl die feurige Jugend mehr, als irgend eine kühne That, die noch dazu die Unterstützung eines geliebten Freundes zur Entschuldigung für sich hat?

In einer trüben, stürmischen Nacht standen die drei Verbündeten vor dem unheimlichen Schlosse. Drinnen war, wie gewöhnlich, alles stille; bloß die Windfahnen knarrten; nirgends war mehr Licht zu sehen; als der Schein einer kleinen Lampe, die fortwährend vor einem

Marienbilde im Schloßhofe brannte. Nach der Abrede sollten die beiden Gefährten an der Mauer harren, während Heinrich sie zu erklimmen suchte, um sodann Engelberta zu empfangen und zu schützen, für den Fall, daß Jemand im Schlosse ihre Flucht gewahrte. Mit einer so bequemen Strickleiter versehen, als nur je bei einem ähnlichen Abenteuer gebraucht worden war, begann Heinrich auf der Rückseite des Schlosses gegen den Bach zu die Mauer zu erklettern. Eine in der Eile nothdürftig verfertigte Sprossenleiter und eine Föhre, die an der Mauer emporwuchs, thaten ihm hiebei so gute Dienste, daß er die Höhe der Mauer bald erreicht hatte. Hier befestigte er die Strickleiter und ließ sich dann getrost in den Schloßhof herab. Vorsichtig schlich er weiter bis zu einem kleinen Pförtchen, das zum Hauptthurme führte, schon hatte er es erreicht, es war nur angelehnt; nur wenige Stufen und er stand auf dem Gange, der zu der Kammer der Geliebten führte, — da schlugen die Rüden laut an und zugleich sprangen zwei bewaffnete Knechte über den Hof auf ihn zu. Nun galt es sich zu wehren; entschlossen stellte er sich in eine Ecke, um den Rücken frei zu haben und hieb dann tapfer um sich mit seinem guten Schwerte gegen die andringende Schaar der Knechte, die auf den ersten Lärm herbeigeeilt waren. Allenthalben wurde es nun Licht im Schlosse; Engelberta sah vom Fenster die Gefahr des Geliebten; sie wollte zu ihrer Mutter, um sie auf ihren Knieen um Gnade für den Hartbedrängten anzuflehen; allein die fürchterliche Angst überwältigte ihre Kräfte, sie sank ohnmächtig in die Arme der Zofen. Heinrichs Gefährten draußen hörten das Klirren der Schwerter, sie sahen aus der Bewegung der Lichter, daß Heinrich entdeckt und in Gefahr sei; auf demselben Wege, den er genommen hatte, klimmten sie über die Schloßmauer zum Beistande des Gefährten; allein sie kamen zu spät; — Heinrichs Arm war durch viele Anstrengungen ermattet; Kurd, einem starken und gewandten Fechter, gelang es, ihn zu entwaffnen; und seine Gefährten kamen eben recht, um seine Gefangennehmung zu sehen und nach kurzem Widerstande gegen die überlegene Anzahl, sein Los zu theilen. Die drei Gefangenen wurden gebunden hinauf geführt in die große Halle der Burg, wo Gräfin Ehrentrude ihrer bereits zu harren schien. „Hast Du meine Worte so schnell vergessen, thörichter Knabe!“ sprach sie mit giftigem Hohne zu Heinrich, der obwohl ein Gefangener, dennoch stolz

und mit edlem Anstande vor ihr stand; — „nun, wenn Du sie schon vergessen hast, so habe ich es nicht gethan; ich habe geschworen, daß Dich diese Thore ein zweites Mal nicht wieder lebendig aus ihrem Verschlusse lassen sollen und was ich geschworen, das will, das muß ich ja halten."

„Ich bettle nicht um mein Leben," erwiederte Heinrich ruhig; „aber Ihr werdet nicht so hart mit mir verfahren um Eurer Tochter willen, die mich liebt; dieser werdet Ihr nicht so schweres Herzeleid zufügen wollen. Seid menschlich, habt Erbarmen mit dem Jammer Eurer Tochter."

„Kecker Knabe," rief nun Frau Ehrentrude zornsprühend, „Du wagst es, Dich der Liebe Engelberta's zu rühmen? Der freche Mund, der sich solches erkühnt, soll nicht mehr lange die Luft des Lebens athmen!" Sie wendete sich zu Kurd und sprach leise einige Worte zu ihm, dann fuhr sie fort: „Ein ungebethener Gast wird aus dem Hause gejagt; ein Eindringling, der sich nicht abweisen läßt, wird hinausgeworfen und soll auch Dir geschehen; doch eingedenk meines Schwures, — nicht durch die Pforten dieses Schlosses." „Ihr thörigen Fanten," rief sie den beiden Mitgefangenen zu, „möget das Schicksal Eures Anführers zur Warnung mit ansehen, dann seid Ihr entlassen; aber kehret nicht wieder, damit Euch nicht geschehe, wie ihm." Sie winkte mit der Hand; die Knechte setzten sich in Bewegung, die Unglücklichen wegzuführen; da stürzte plötzlich Engelberta mit der Hast der Verzweiflung herein und hin zu der Mutter Füßen. Sie hatte sich in ihrer Kammer von der Ohnmacht eben erholt, als eine Zofe, welche bange Zuschauerin des furchtbaren Auftrittes in der Schloßhalle gewesen war, zu ihr eilte und ihr das wahrscheinliche Schicksal des Geliebten verkündigte. Sie riß sich aus den Armen ihrer Umgebung los, um bei der harten Mutter Gnade zu erwirken, oder mit dem Geliebten zu sterben. Aber die Mutter ließ sie kaum zu Worte kommen. „Bringt sie fort in ihre Kammer," herrschte sie den Dienerinnen zu, „dort mag sie so lange in der Einsamkeit ihre Verirrung bereuen, bis ich vergessen gelernt habe, daß meine Tochter sich je schwach gezeigt hat." Bewußtlos wurde die Unglückliche fortgebracht. Das Uebermaß des Schmerzens um das unselige Loos der Geliebten, der er nicht einmal den letzten Scheidekuß geben durfte, hatte Heinrichen gegen sein eigenes völlig gleichgiltig gemacht; ruhig folgte er den Knechten, wohin sie ihn führten. Diese geleiteten die Gefangenen auf die Schloßmauer, an die Stelle, wo der Fels sich am steilsten aus dem vorbei-

rauschenden Bache erhob. Heinrich wurde bedeutet, vorzutreten; furchtlos, obwohl sein Geschick ahnend, blickte er in die schwindelnde Tiefe; ein Stoß — dann eine lautlose Pause — dann ein dumpfer Fall, der verkündete, daß die schönen Glieder, vor einer Sekunde noch jung und frisch und lebenswarm, jetzt zerschmettert von den Wellen des Baches bespült wurden.

Des Unglücklichen Gefährten wurden dann vor das Schloßthor geführt und dort frei entlassen. Sie suchten den zerschmetterten Leichnam; sie fanden ihn und trugen ihn auf ihren Schultern über das Gebirge nach Sonnenburg, wo er feierlich zur Erde bestattet wurde. Dann nahm ein Kloster Beide auf, denn so sehr hatte sie die unglückliche Katastrophe, deren Zeugen sie gewesen waren, ergriffen, daß man fortan keinen von ihnen mehr lächeln sah; in strenger Buße und in eifriger Erfüllung ihrer Klosterpflichten vollbrachten sie ihr Leben, bis ein frühzeitiger Tod sie hinwegnahm.

Der Ritter von Sonnenburg, der den unglücklichen Heinrich fast wie seinen eigenen Sohn geliebt hatte, gelobte heilig, Rache zu nehmen an der stolzen und grausamen Jezabel, wie er die Gräfin Ehrentrude nannte, allein andere Fehden hinderten ihn an der Ausführung dieses Vorhabens so lange, bis ihm der Himmel zuvorkam.

Gräfin Ehrentrude hatte zwar allen Dienern im Hause strengstens verboten, ihrer Tochter das endliche Schicksal des Geliebten kund zu geben; allein vergeblich. Die Zofen erzählten der unglücklichen Engelberta alles, was geschehen. Da bemächtigte sich dieser eine eben so große Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit dem, welchem ihre Liebe den Tod gegeben hatte, als ein tiefer Abscheu vor der unnatürlichen Mutter. So oft diese sich ihr näherte, schauderte sie unwillkürlich zusammen; sie machte sich Vorwürfe über diese sündhafte Verkehrung alles kindlichen Gefühls, aber dennoch konnte sie sich derselben nicht erwehren. Die Mutter empfand es tief, daß zwischen ihr und dem einzigen Wesen, das ihrem Herzen näher stand, eine ewige Scheidewand gezogen sei; aber sie verschloß die Trauer darüber in ihren starren Busen und waltete mit derselben kalten Ruhe im Hause fort, als ob nichts vorgefallen sei. Mutter und Tochter sahen sich immer seltener; letztere ging nie aus ihrem Gemache, sie wurde auf Geheiß der Mutter, die von Engelberta's anhaltendem Schmerze nichts Gutes ahnte, strenge bewacht; erstere saß den Tag über in ihrem reichen Lehnstuhle am großen

eichenen Tische in der Schloßhalle, entweder Befehle ertheilend, die auf die Verwaltung der großen jenseits des Gebirges liegenden Güter Bezug hatten, oder in einer alten Chronik lesend; ihre finstere Laune, ihre Härte nahmen von Tag zu Tage zu, so daß keiner der Diener mehr bei ihr aushalten wollte und nur die reichsten Belohnungen sie zum Bleiben vermochten. So verging der Winter; der Frühling kam mit seinen tausendfachen Reizen; aber seine milden Sonnenstrahlen vermochten nicht den Thränenquell zu trocknen, der fortwährend Engelberta's Augen entströmte; sie vermochten nicht die verblühten Rosen ihrer Wangen zurückzuführen, noch der Mutter eisumzogenes Herz aufzuthauen. Der Tag nahte, wo Engelberta vor einem Jahre zum ersten Male den Geliebten gesehen hatte; immer stärker und unabweislicher regte sich ihre Sehnsucht nach dem theuren Verlornen. Am Abende dieses Tages verlangte sie zum ersten Male ihre Kammer zu verlassen; die Mutter, welcher ihr Wunsch hinterbracht wurde, gestattete es, befahl jedoch zwei Dienerinnen, sie zu geleiten und sorgsam zu bewachen. Es war ein schöner Abend, als Engelberta zum ersten Male wieder durch die Thore der heimathlichen Burg schritt; die Sonnenstrahlen spielten durch die verschlungenen Zweige, ein leises Lüftchen lispelte in den Baumwipfeln, die Blüthen dufteten, Vögel sangen, der Bach rauschte so heimlich dazwischen; die herrliche Natur machte einen besänftigenden Eindruck auf die wunde Brust der Dulderin. Sie fühlte eine lange entbehrte Ruhe, eine milde, fast möchte ich sagen, heitere Trauer; der Schmerz erschien ihr nicht als ein ewig nagender Wurm, sondern als ein milder Genius, der den Leidenden sanft zur Ruhestätte begleitet. Mit Freuden berichteten die Zofen nach ihrer Heimkehr die guten Wirkungen dieses Abendspazierganges der Mutter. Vor Engelberta's geistigem Auge aber stand diesen Abend Heinrichs Bild klarer, als je; sie hatte alle schönen Momente ihres kurzen Liebelebens noch einmal durchgelebt, bis zu jenem furchtbaren Augenblicke, der sie ewig trennte, um sie ewig zu vereinen. Sie sank auf ihren Bethschemel, um heiße Gebethe für die Ruhe des Abgeschiedenen zum Himmel zu senden. Aber sie fand dabei keine Ruhe; unwiderstehlich trieb es sie, den Ort seines Todes zu sehen, dort ihn um Verzeihung zu bitten, daß sie Schuld gewesen an seinem zu frühen Tode. Sie stand auf, die Dienerin, welche diese Nacht bei ihr wachen sollte, war in Folge

des ungewohnten Ganges eingeschlummert; leise schlich sie an ihr vorbei, die Treppe hinunter und nun stand sie am Hofe. Mit beflügelten Schritten eilte sie dem unheilvollen Orte zu, den sie aus Beschreibungen nur zu gut kannte. Auf der Mauer sank sie auf die Kniee und bethete lange mit Thränen für ihn, für sich — für die unglückliche verblendete Mutter. Der Mond blickte freundlich herab; aus der Tiefe rauschte der Bach vernehmlich herauf; da glaubte sie unten ein Licht blinken zu sehen, — dann wohlbekannte Töne zu hören; mit pochendem Herzen beugte sie sich über, um hinabzuschauen, d'runten — sie täuschte sich nicht! — stand Heinrichs Gestalt, die Arme sehnsuchtsvoll nach ihr ausbreitend; sie schwindelte vor Schreck und Freude; — sie stürzte hinab. —

Als man noch in der Nacht die Schreckenskunde Frau Ehrentruden hinterbrachte, da zuckten alle ihre Muskeln krampfhaft zusammen, unwillkürlich fuhr sie mit der Hand nach der Brust, als wolle sie von dort etwas fortreißen; aber augenblicklich, als schämte sie sich dieser Ueberraschung des menschlichen Gefühls, gewann sie ihre Fassung wieder; sie ertheilte die nöthigen Befehle zur stillen Beerdigung der Dulderin, die ausgerungen hatte; dann setzte sie sich in den reichgeschmückten Lehnstuhl und starrte, ohne ein Wort zu sprechen, vor sich hinaus. Was sie dachte, was sie fühlte, konnte Niemand errathen, denn keine Bewegung eines Gliedes; keine Veränderung in den starren nur Stolz und Menschenverachtung kündenden Zügen, verrieth, was in ihr vorging. Aber täglich saß sie lautlos in der großen Halle des Schlosses im reichgeschmückten Lehnstuhle, — starr vor sich hinausstarrend und keines Eintretenden achtend. Von den vorgesetzten Speisen aß sie wenig und nur auf wiederholte Mahnungen des treuen Leibknappen Kurd, der allein noch einigen Einfluß über sie auszuüben schien. Wie sie so da saß, einem versteinerten Menschenbilde vergleichbar, schauderten Alle vor ihr zurück, die sie sahen, wie vor einem gespenstischen, der Erde nicht mehr angehörigen Wesen. — Da es sich nun nicht änderte mit ihr, so beschlossen ihre treuesten Diener, einen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit wegen berühmten Mönch aus dem Kloster St. Georgenberg zu ihrem Seelentroste herbeizurufen. Der fromme Mann erschien, allein kaum hatte er angefangen, ihr einige Trostworte zuzusprechen, da fuhr sie heftig auf und gebot ihm mit zornigen Geberden, sich zu entfernen. Mit eindringlichen Worten mahnte er sie zur Versöhnung Gottes durch Reue und gute

Werke; aber sie rief nur noch heftiger: „Fort, fort! Trost ist Memmenspeise; Reue ist das Geheul gepeitschter Knechte; — ich will nichts hören, alles ist verloren und hin; fort von mir!“ — Kopfschüttelnd ging der fromme Mann und ihm folgte der größte Theil der Diener; sie mochten nicht länger Einer dienen, die sie schon der Hölle verfallen wähnten. Wenige Knechte blieben noch im Schlosse zurück; allein auch diese folgten, da der gute Wein des Schloßkellers zu Ende ging und die Gräfin in immer gleicher Erstarrung verharrte.

Endlich war Niemand mehr da zu ihrer Bedienung, als Kurd. Der Jahrestag der grauenvollen That erschien; die Gräfin zeigte Spuren einer innern Angst, die sie nicht mehr zu meistern und zu verbergen vermochte. Noch einmal bot ihr Kurd geistlichen Beistand an. Ein strenges Nein! tönte zurück. Da ging er hinab in seine Kammer und bethete inbrünstig zu Gott um Vergebung seiner Sünden und daß der barmherzige Gott nicht mit ihm rechten wolle, wenn er allzuwillfährig in der Vollführung der strengen Befehle seiner Gebieterin gewesen sei. Reuezähren rollten über seine braunen gefurchten Wangen herab; aber er fühlte sich wunderbar erleichtert durch sie. Im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und die Vergebung der aufrichtig bereuten Sünden beschloß er treulich auszuharren bei der Gebieterin, der er so lange gedient, möge erfolgen, was da wolle. So kam die Nacht heran, düster, stürmisch, wie jene, welche Zeugin des unheilvollen Mordes gewesen war. Die Windsbraut erhob sich immer stärker; Blitze zuckten durch die rabenschwarze Nacht; ferne und immer näher rollte der Donner. Kurd ging nochmals mit Licht hinauf in die große Halle, wo die Gräfin saß, wie gewöhnlich. Sie bewegte hastig die Lippen und Kurd hörte, daß sie mehrmals fragend die Worte: Trost, Reue, vor sich hinsprach. Aber sie winkte ihn mit der Hand weg und er ging herab, um zu bethen, da ihn das nahende Unwetter, das immer ärger wurde, nicht schlafen ließ. Donner rollte auf Donner, der Sturm heulte dazwischen durch die hundertjährigen Föhren, von denen viele entwurzelt wurden, die dann mit furchtbarem Gekrache zusammenstürzten; der Regen schoß in Strömen hernieder und der furchtbar schäumende Bach riß Felsenstücke in seinem Bette mit sich. Kurd empfahl sich der Gnade des Herrn; er glaubte das Ende der Welt sei herangerückt und bethete immer eifriger und inniger. Plötz-

lich erfolgte ein furchtbarer Schlag, als ob alle Berge geborsten wären; Kurd sank ohnmächtig nieder.

Heiter und mild stieg die Sonne am folgenden Tage über die Berge empor; aber sie beleuchtete nur Verheerung und Graus. Wälder waren umgerissen; die furchtbaren Regengüsse hatten das lockere Gestein an den Berggipfeln losgespühlt und dieses war in Massen herabgestürzt in's Thal und hatte den Bach geschwellt, der nun weit über sein Bette hinausgetreten war und Steine und Schutt in trüber Fluth fortwälzte; und mit Erstaunen sahen Jäger, die über die Jöcher gestiegen waren, um nach dem Wilde zu sehen, statt Ehrentrudens Burg einen unförmlichen Steinhaufen und nackte Felsenwände; bloß der runde Hauptthurm, der aber ebenfalls Eines geworden zu sein schien mit dem Felsen, auf dem er stand, zeigte ihnen den ehemaligen Platz derselben an. Neugierig kletterten sie zu den Felsentrümmern hinauf, aber wie erstaunten sie noch mehr, als sie am Fuße des Steinthurmes Kurd liegen sahen und bei näherer Besichtigung gewahrten, daß er noch lebte. Sie besprengten ihn mit Wasser, wodurch er wieder zum Bewußtsein kam. Wunderbar hatte ihn Gottes Gnade zur Reue und fortwährenden Buße erhalten, der er auch durch sein ganzes übriges Leben als frommer Eremit am Georgenberge, am Fuße des Felsens, worauf das Kloster des heiligen Benedikt und die Kirche mit dem wunderthätigen Marienbilde steht, oblag.

Die Jäger sahen sich nach Kurds Erwachen noch weiter im Thurme um, ein Theil desselben, der eine Wand der großen Halle gebildet hatte, war eingestürzt und d'rinnen sahen sie, an der Stelle, wo sonst Frau Ehrentrude gesessen hatte, ein unförmliches Steinbild, einem sitzenden Weibe sehr ähnlich. Sich bekreuzigend entflohen sie voll Furcht.

Jahrhunderte sind seitdem verflossen; die Ungewitter haben die Felsenburg, vom Volke die Teufelsburg genannt, immer mehr zerbröckelt; so ist auch das versteinerte Frauenbild zerfallen; aber die vordere Seite des Thurmes steht noch, ein Warnungszeichen dem Hochmuthe und der Herzenshärte; — und über dem Bache sieht der einsame Holzarbeiter in mondhellen Nächten nicht selten zwei Flämmchen schweben, die über dem Wasser spielend hingleiten, dann sich erheben und im Sternenraume verschwinden.

Kritisches.

Ueber die neueste schöne Literatur in Deutschland.

I.

Indem ich es unternehme, von dem Zustande der neuesten schönen Literatur in Deutschland hier meine Ansichten auszusprechen, setzt mich — noch mehr als die Schwierigkeit dieses Beginnens und die Leichtigkeit mannigfacher Mißverständnisse — der Reichthum des Stoffes in Verlegenheit. Die Schwierigkeit und das Mißliche dieses Unternehmens wird Niemand in Abrede stellen wollen, der da erwägt, daß die schöne Literatur eines Volkes recht eigentlich das Endresultat seines geistigen Gesammtlebens und seiner historischen Zustände ist; und wie mannigfaltige, geistige und historische Verhältnisse haben zusammenwirken müssen, um unsere schöne Literatur auf den gegenwärtigen Standpunkt zu führen, über dessen Höhe und Tiefe, Werth oder Unwerth die Ansichten noch so getheilt sind, daß eine unbefangene Würdigung inmitten der Partheistimmen wohl zu den undankbarsten Aufgaben gehören möchte. Zudem läßt sich der Stoff, wollte man ihn auch nur unter gewissen Gesichtspunkten zusammenfassen, unmöglich in dem engen Raume eines Vortrages, der die Ermüdung seiner Zuhörer zu berücksichtigen und ihre Geduld in Anspruch zu nehmen hat, bewältigen.

Es meinen zwar Viele, daß der deutsche Dichterwald, seit die höchsten und stolzesten Eichen desselben, die im Parke zu Weimar

standen, aufgehört haben alljährlich Blüthen zu treiben und seit die hehre Linde in Baireuth nicht mehr ihre duftigen, sonnendurchblitzten Schatten wirft, ganz gelichtet sei und höchstens nur mehr dürftiges Unterholz nähre, gut genug, die Bettelsuppen unserer Leihbibliotheken daran zu erwärmen; allein ich kann diese Meinung, welche mit behaglicher Bequemlichkeit alle neuen Keime ignoriren möchte, nicht theilen; mit Freuden gewahre ich allenthalben frisches Regen und Bewegen, manchen vielversprechenden jungen Baum, manches zu schöner Blüthe emporgetriebenes Gewächs und aus der regen Fülle dieses geistigen Lebens schöpfe ich die frohe Ueberzeugung, daß die geistige Triebkraft unseres deutschen Volkes noch nicht geschwächt sei und daß die Heroen unserer ersten abgelaufenen Literaturperiode würdige Nachfolger in einer zweiten finden dürften, deren Erscheinen zwar nicht auf den bestimmten Tag verkündet, aber, wie die Nähe der aufgehenden Sonne aus der Morgenröthe gefolgert werden kann, aus dieser Fülle und Regsamkeit unserer literarischen Mitwelt in nicht zu ferner Zukunft erwartet werden dürfte.

Es ist eine schöne Pietät für eine herrliche Vergangenheit, auf welche das Vaterland auch nach Jahrhunderten noch stolz sein wird, wenn der Freund deutscher Bildung trauernd an dem vor wenigen Jahren geschlossenen Grabe dessen steht, welcher der Erste im weiten Kreise von geisterhabenen Zeitgenossen, wie ihn wenige Völker aufweisen können, weithin erglänzte, mit Betrübniß mag er auf jene wenigen noch Lebenden aus diesem Kreise hinsehen, welche ihr physisches Leben noch bewahrt haben, aber dafür dem geistigen Tode, dem Schicksale der sich Ueberlebenden verfallen sind; aber, wenn er ein wahrer Freund des geistigen Segens seines Volkes und nicht bloß ein sklavischer Verehrer von Namen ist, so möge er auch mit froher Zuversicht über diese Gräber weg in die Zukunft blicken und über die Vergangenheit nicht das blühende reiche Leben der Gegenwart mißachten.

Ich habe hiemit den Standpunkt angedeutet, aus welchem ich die Bestrebungen unserer Zeitgenossen anzusehen mich gedrungen fühle; und es ist sonach meine Aufgabe, dieses rege, Frühling verheißende Leben sowohl im Einzelnen nachzuweisen, als auch dessen allgemeinen Charakter in seiner Gesammterscheinung und in seiner nothwendigen Beziehung zum Entwicklungsgange unseres Geisteslebens aufzuzeigen.

Auf diese allgemeine Betrachtung muß ich mich auch für heute beschränken; die allgemeine Orientirung hat nothwendig vorauszugehen, wenn man zum rechten Verständnisse irgend eines besondern Zweiges unserer schönen Literatur gelangen will; sie wird uns aber auch für diesen Vortrag so hinreichend beschäftigen, daß das Eingehen in die Besonderheit, das Aufzählen einzelner Namen und deren Charakterisirung auf einen später zu haltenden zweiten Vortrag, wenn sich hinreichende Muse und Lust der Zuhörer dafür ergeben sollte, zu verweisen sein wird.

Kein historischer Moment läßt sich in seiner Vereinzelung erfassen; und wie im physischen Zeitleben eine Minute die andere gebiert und jede folgende Stunde das nothwendige Kind ihrer Vorgängerin ist, so ist auch im Leben des Geistes jeder besondere Zustand nur das nothwendige Ergebniß früher vorausgegangener Entwicklungsmomente und die nun als neu überraschende Erscheinung behält den befremdenden Charakter nur so lange, als wir uns nicht über ihre vorausgegangenen Momente Rechenschaft abgelegt und dadurch ihre innere Nothwendigkeit dem Bewußtsein vermittelt haben. Wir werden daher unsere Betrachtung der Gegenwart ebenfalls an einen Rückblick in die Vergangenheit und zwar, um nicht zu weit auszuholen, an einen Rückblick in die zunächst vorausgegangene Literaturperiode anknüpfen, deren Abschluß ich, um einen historischen Moment zu erfassen, mit dem Tode Göthes festsetzen möchte. Nicht etwa, als ob die Fäden der Gegenwart erst von diesem Momente an auf der Spindel der Zeit liefen, sondern weil ich in Göthe den ausgesprochensten Repräsentanten der abgelaufenen Periode erkenne und weil das Gewicht seines Namens, die seinen hohen Genius von ganz Europa erzeigte Verehrung, das — wenn auch in langsamen Erlöschen begriffene Leuchten dieses Götterstrahles Gemüth und Auge fast des ganzen gebildeten Deutschlands zu sehr beschäftigten, als daß man den jugendlich frischen Keimen einer im Werden begriffenen Zeit genügende Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Als der alte Göthe, nachdem er drei Vierteljahrhunderte im deutschen Dichterwalde Hof gehalten und wenige Revolutionäre ausgenommen, über alle Freunde deutschen Geisteslebens eine fast beispiellose Alleinherrschaft geübt hatte, zu Grabe gegangen war, da erst erhielt das junge Deutschland Raum zur Entwicklung. Zwischen dem jungen

Göthe und der jungen Literatur gibt es Anknüpfungspunkte; zwischen dem alten Göthe, mit der ewig gleichen, unbewegten Götterstirne und dem in tausend Tendenzen sich bewegenden, abmühenden Leben unserer Zeit und ihrer Literatur gibt es keine mehr. Auch er war einst jung gewesen; auch ihn hatte das Leben der Jugend mit liebreichen Armen umfaßt; mit rosigen Farben strahlt uns aus seinen Denkwürdigkeiten jene Zeit entgegen, in welcher der Werther entstand, um sich durch die Poesie von einem unerträglichen Wehe des Herzens zu befreien; wo er so in Sehnsucht und Liebe aufgelöset von dem idyllischen Sesenheim wegritt, daß ihn der Schmerz der Trennung aus sich selber riß und ihn sich als Doppelgänger gegenüber stellte; aber das waren nur individuelle Schmerzen, auf den Dichter als Einzelwesen beschränkt und vielleicht deßhalb um so heftiger, als keine Theilnahme an dem öffentlichen Leben und der Geschichte seiner Zeit den Dichter über sich zu erheben vermochte; denn leider! fiel Göthes Jugend und die Zeit seiner ersten dichterischen Entwicklung in eine Periode, die zu den trostlosesten, dürrsten des deutschen Nationallebens gehört; wo man es dem Dichter nicht verargen konnte, wenn er sich von dem Leben abwandte und ganz und gar in das Gebiet der Kunst flüchtete und dieses hinter sich abschloß, da hier allein noch Trost, Freude und Erhebung zu hoffen war in der allgemeinen Erstarrung. Noch bestand zwar ein deutsches Reich; aber kaum dem Namen nach, der Schatten eines Schattens, der nur bestimmt schien, den fremden Völkern das blutige Schauspiel innerer Zerfleischung und fremden Herrschern die fortwährende Anlockung zu gewähren, sich auf Kosten der wahnsinnigen Deutschen zu bereichern. Der während des Mittelalters ausgebildete Organismus des Volks- und Staatslebens, welcher im deutschen Reiche die vielgliedrigste, lebensvollste Entwicklung erhalten hatte, war größtentheils ein leerer Name geworden; die abstrakte Idee des Staates, von Ludwig XIV. zuerst mit vollem Bewußtsein ausgesprochen und mit außerordentlicher Consequenz durchgeführt, hatte alle alten Formen ertödtet und sie waren in der Erstarrung des Todes entweder von selbst abgefallen, oder ihrer unbequemen Ecken wegen abgeschlgen worden; das deutsche Volk aber selbst schien durch religiösen und politischen Zwiespalt entkräftet und entmuthiget, eine Zeitlang alles historische Selbstbewußtsein, alles Gefühl seiner Würde verloren zu

haben und sah mit dumpfer Gleichgiltigkeit dem ihm völlig äußerlich gewordenen Laufe der Begebenheiten zu. Was daher noch ein eigenthümliches, selbständiges Leben in sich bewahrte, was noch einen lebendigen Pulsschlag in sich fühlte, rettete sich aus dieser Misere des historischen Lebens in das Gebiet der Kunst und Literatur und es wiederholte sich auch hier die Erscheinung, daß die Höhe der Literatur eines Volkes ein warnendes Vorzeichen des nahen Verfalles seines Staats- und Nationallebens ist. Nie war bisher die Literatur Deutschlands auf einem höhern Standpunkte, als zur Zeit, wo Deutschland seiner tiefsten Erniedrigung, dem allgemeinen Drucke fremder Herrschaft, allmälig entgegenreifte.

Dieß war nun freilich keine Zeit, in welcher sich deutsche Literatur an einem kräftigen Volksleben hätte emporranken können, um von diesem seinen tiefsten Impuls zu empfangen und in befruchtender Wechselwirkung wieder belebend darauf zurück zu wirken. Der Dichter, so wie der Denker dieser Periode sah sich daher nothwendig auf den Kreis seiner einsamen Gedanken und Anschauungen beschränkt; er mußte froh sein, wenn er das Heiligthum seines innern Lebens vor den erstarrenden Einflüssen der ihn umgebenden historischen Verhältnisse bewahren konnte; und nur durch eine ideale, das Leben abwehrende Richtung konnte er sich vor Entmuhigung bewahren und die Freude des künstlerischen Schaffens in sich rege erhalten. Eine völlige Lostrennung von dem Volksleben, von allen äußeren Zeitverhältnissen und eine freiwillige Beschränkung auf den selbstgeschaffenen Kreis idealer Anschauungen ist daher der hervorragende Charakter dieser Periode der deutschen Literatur — soweit sie zu irgend einer Geltung gelangte. Und willig kam auch der sogenannte gebildete Theil des deutschen Volkes, — denn nur für diesen glaubte damals der deutsche Schriftsteller von irgend einem Einflusse schreiben zu dürfen, wenn er nicht der Pöbelliteratur verfallen wolle — willig kam er dieser Richtung entgegen; je ferner die geschilderten Zustände in Raum und Zeit von der Gegenwart lagen, je weniger Beziehungen die kühnen Phantasiegebilde unserer größten Dichter zu dieser hatten, um so willkommener waren sie den Lesenden, welche in den Werken unserer Dichter nur den Trost der Vergessenheit für ihr tägliches Wehe zu suchen schienen, wie sich der arme Chinese materieller

durch einen tüchtigen Opiumrausch von der Aussicht auf die Bastonade zur Aussicht in die Freude eines Sinnenparadieses zu erheben sucht. Umsonst strebte Klopstock durch seine Bardiete und Oden auf das Vaterlandsgefühl seiner Zeitgenossen zu wirken; sie wurden ebenso äußerlich aufgenommen, wie ein Gymnasist allenfalls ein Schulpensum, die republikanische Hoheit eines Timoleon oder Brutus besingt; Göthes erste dramatische Dichtungen Götz von Berlichingen und Egmont, die in konsequenter Verfolgung des eingeschlagenen Weges und bei innigem Verständnisse der Nation die Grundlage einer ächt nationalen Schaubühne hätten bilden können, erregten bei allem Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurden, doch mehr ein bloß literarisches als volksthümliches Interesse und wurden vollends beseitigt durch den Fiebersturm, welcher die Sentimentalitäten des nur halbverstandenen Werthers im ganzen lieben Vaterlande nach allen vier Weltgegenden hin angerichtet hatten. Wie der Dichter sich selbst durch dieses Produkt von einer bis zur Krankhaftigkeit gesteigerten Empfindsamkeit heilte, so half er damit auch seinem Volke zum gründlichen Durchbruche des Sentimentalitätsfiebers, worauf erst ein gründlich gesunder Zustand erfolgen konnte. — Was Wunder, wenn die übrigen hervorragenden Dichter des deutschen Parnasses sich da und dorthin ergingen, nur nicht im Vaterlande; wenn Wieland die Gespenster der Griechen citirte, um seine Landsleute mit dem Honigmunde der Grazien französische Lebensweisheit zu lehren; oder wenn er, um seine dadurch gelangweilte, zu kühnern Flügen ermuthigte Fantasie zu beschwichtigen, den Ritt ins romantische Mährchenland wagte; wenn Herder sich an die Geschichte der ganzen Menschheit wandte, um des Lebens Räthsel von ihr zu erkunden, wenn er die Stimmen aller Völker einsammelte und am Ende bei dem edeln, aber für seine Zeit abstrakten Begriffe „der Humanität" zu Gaste ging, um dem schlechtbesetzten heimischen Tische auszuweichen, oder wenn Jean Paul sich in die tiefsten Tiefen des liebeseligsten Dichtergemüthes einspann und wenn äußere Verhältnisse zu hart in dieses Gewebe griffen, sich auf den Flügeln des weltvernichtenden Humors über alle Zeit und Raum hinwegschwang, wenn Tiek nur in den „mondbeglänzten" Zaubergärten der romantischen Fantasie lustwandelte und sich zum Leben höchstens in ein ironisches Verhältniß zu setzen wußte. Göthe, der klarste von Allen, brachte sich diese Verhältnisse

auch am klarsten zum Bewußtsein, nachdem er noch durch einen riesenhaften Versuch im Faust sich mit Welt und Zeit abgefunden hatte, wandte er sich mit entschlossenem Willen fortan von dem äußeren Leben und von der Geschichte ab, ganz der Kunst und der Natur zu, und sein Wilhelm Meister sollte den Zeitgenossen zeigen, wie sie sich zu beschränken und das Leben durch die Kunst zu vermitteln hätten. Er selbst erklärte wiederholt, daß er sich keine äußeren Verhältnisse mehr zu nahe kommen lassen und jeden Versuch eines Eingriffes derselben in den um ihn gezogenen gebannten Kreis entschieden abwehren wolle.

So stand es um die deutsche Literatur, nicht aus der Bildung des Volkes und aus einem lebendigen Nationalgefühle hervorgegangen, in der Höhe des einsamen Gedankens genährt und groß gezogen blieb sie eigentlich eine Fremde in der Heimath; sie kümmerte sich wenig um die Angelegenheiten ihres Volkes und ihres Landes und das Volk selbst, so weit sie ihm zugänglich war, gelangte zu ihr nur durch Vermittlung der Reflexion oder einer äußerlichen Bildung. Sie war in Wahrheit Schillers Mädchen aus der Fremde, in Beziehungen, wie sie dem Dichter selbst nicht bewußt waren; ich kann sie nicht treffender schildern, als mit seinen eigenen Worten:

Sie war nicht in dem Land geboren,
Man wußte nicht woher sie kam;
Beseligend war ihre Nähe,
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit!

es war ein Gefühl des Fremdseins zwischen der deutschen Poesie und dem deutschen Volke, das nie recht zum innigsten, heimlichsten Verständnisse kommen ließ, man fühlte

„sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.“

Mochte der Dichter auch diese Natur eine glücklichere nennen, dem Volke würde eine Gabe des heimathlichen Bodens und Himmels, das trauliche aus seinem Geiste und Leben hervorgegangene Volkslied förderner und willkommener gewesen sein.

Zwei Dichter allein von allen, welche da in Betrachtung kommen, bilden eine Ausnahme von dem angedeuteten Charakter, beide auf verschiedene — beinahe ironische — Weise; Bürger und Schiller. Bürger wollte ein Volksdichter sein, allein seine, wenn gleich von großer poetischer Kraft zeugende Poesien sind nur ein Beweis, wie wenig man damals über das Wesen der volksthümlichen Poesie im Klaren war; Schiller dagegen wollte eigentlich kein Volksdichter sein, sein eigenthümliches Wesen, seine ganze Geistesbildung widerstrebte diesem Charakter und doch war er der einzige aus diesem großen Kreise, welchem — wenn irgend Einem — das Prädikat eines volksthümlichen Dichters zukömmt, eine Bezeichnung, welche auch unsere Zeit noch in glänzender Anerkennung bestätiget hat. Göthe hat in seinen lyrischen Dichtungen, in seinen Balladen den Volkston besser getroffen, als je Schiller; er hat bewiesen, daß er wie zu Allem, was er in den Bereich seiner geistigen Thätigkeit zog — zu einem wahrhaft volksthümlichen Dichter das beste Geschick und den innersten Beruf gehabt hätte, wenn ihm durch seinen allgemeinen Standpunkt diesen Weg zu verfolgen, vergönnt gewesen wäre. Schiller hat diesen Ton nie angeschlagen; er hielt sich meist in einer durch Reflexion gewonnenen idealen Höhe; und dennoch wurde er der allgemeine Liebling der Nation, wie kein anderer deutscher Dichter, und selbst Göthe konnte ihm jene allverbreitete lebendige Huldigung nicht entziehen, welche dem allgemein beliebten Wessiere vom Volke dargebracht wird, während dem eigentlichen Monarch in zurückgezogner Höhe nur eine Art mythischer Verehrung zu Theil wird. Wie löst sich dieser Widerspruch? Einfach dadurch, daß Schiller wenigstens in einer Weise dem allgemein gefühlten Bedürfnisse entgegen kam; daß er wenigstens auf eine — freilich nur einseitige und zum Theil unpoetische Weise — die Trennung zwischen dem deutschen Volke und der deutschen Literatur aufhob und die eingerissene Kluft ausfüllte. Dieses geschah indeß nicht auf dem Wege einer unmittelbaren, poetischen Auffassung und Vermittlung, denn Schiller war viel zu spekulativer Idealist und viel zu einsam, von fremden Mustern zu abhängig war seine Bildung auf der abgeschlossenen Carlsschule, um sich lebendig und unvermittelt in den Geist seines Volkes versenken und aus dessen Tiefe die köstlichsten Edelsteine herausholen zu können; allein eine Seite des deutschen Charakters wußte er voll auszutönen, das Reflexionselement.

Durch die Reflexion trat er seinen Zeitgenossen näher und mit Entzücken fanden sie in den herrlichen Versen des edlen Dichters alles das nur schöner und geistiger wiedergespiegelt, was ihre eigene Brust so oft und lange bewegt hatte.

Nicht die Welt spiegelt sich an Schillers Dichtungen; aber die Gedanken und Gefühle seiner Zeitgenossen tönt er wieder auf dem wohlthuendsten Instrumente, in den edelsten und reinsten Rhythmen; nicht die unvermittelte, ursprüngliche Natur erschließen uns seine Dichtungen, aber den deutschen Geist, seine kosmopolitische Umfassung, seine in der Gesinnung liebenswürdige, zur That unbrauchbare, ungeschickte Spekulation. Schiller ist daher nicht im wahrhaft poetischen Sinne der volksthümliche deutsche Dichter, er ist es mehr im philosophischen; und wenn ein Dichter käme, der bei gleicher Höhe und gleichem Adel der Gesinnung des deutschen Geistes Art und Wesen in mehr ursprünglicher durch Reflexion unvermittelte Form wiederzugeben im Stande wäre, er würde seinen jetzigen Standpunkt nicht mehr behaupten können. Uhland würde ihm ein gefährlicher Nebenbuhler geworden sein, wenn er eben so viele Produktivität und innere Neigung zu dramatischen Arbeiten gehabt hätte.

Schillers außerordentlichen Einfluß auf das deutsche Publikum zu begründen halfen wesentlich zwei äußere Umstände, die mit dem Werthe seiner Poesie nichts zu thun haben. Um jene Zeit, in welcher er dem deutschen Volke bekannter und eine stolze Hoffnung zu werden anfing, zog sich Göthe immer mehr in seine vornehme Abgeschlossenheit zurück; und gerade zu jener Zeit fing das Publikum, den ungeheuersten sich entwickelnden Weltbegebenheiten gegenüber an, das Bedürfniß zu fühlen, für seine Wünsche, Hoffnungen und Begeisterungen irgend ein poetisches Organ, eine höhere künstlerische Vermittlung zu finden. Schiller kam ihm hierin zwar nicht entgegen, aber an sein glühendes, von den edelsten Gesinnungen durchströmtes Herz konnte sich der Deutsche vertrauensvoll legen und an dessen warmen Pulsschlägen sein eigenes erstarrtes, verzagtes Herz kräftigen und beleben.

Unterdessen waren die Donner der Weltgeschichte immer näher gerollt. Jahrtausende alte Formen brachen zusammen und das deutsche Volk sank auf die tiefste Stufe der Erniedrigung hinab, es sah seine Fürsten in den Vorzimmern eines fremden Eroberers von dessen

Satelliten gehöhnt, Hofschranzen und seine Söhne in fremden Kriegen für eine fränkische Universalmonarchie ihr Blut verspritzen. Da regte sich der deutsche Geist aus seinem Schlummer; nur das Uebermaß der Schmach und des Elends konnten ihn wecken, und auch die Literatur konnte diesem Erwachen nicht ganz fremd bleiben. Aber nur leise, wie träumerisch regten sich diese Anfänge ihres Bündnisses mit dem Leben und die Geschichte; Kritik und Philosophie mußten Bahn brechen. Der Schlegel kritische Bemühungen eröffneten dem deutschen Volke die Augen, ihre meisterhaften Uebersetzungen Shakespeares und Calderons zeigten ihm, daß jede wahrhaft selbständige Literatur auf einem nationalen Grund und Boden fußen müsse, eine Wahrheit, die es um so schmerzlicher empfand, je mehr es sich der Befürchtung hingab, seine nationale Selbständigkeit für immer verloren zu haben; Fichtes Reden an die deutsche Nation, dieses Erzeugniß begeisterter Vaterlandsliebe und des edelsten männlichen Stolzes, waren sprechender Beleg, was dem deutschen Volke seine Literatur sein und leisten könnte, wenn beide sich auf dem gemeinschaftlichen Boden des Vaterlandes begegnen und verständigen würden. Damit war auch der Weg zu einer wahrhaft nationalen Literatur, zu einer Versöhnung derselben mit dem Leben angebahnt; weil aber äußere Verhältnisse zu gewaltig lasteten und jeden freien Erguß der neu gewonnenen Empfindung hemmten, so stieg man vor der Hand in die Vergangenheit hinab und förderte lange vergrabene Schätze des deutschen Volksgeistes zu Tage, die von den Zeitgenossen wie neue Entdeckungen mit freudigem Erstaunen begrüßt wurden. Des „Knaben Wunderhorn" tönte durch alle deutschen Gauen und weckte den vielfachsten Wiederhall, der noch heute in unsern lyrischen Dichtern größtentheils ertönt.

Es ist bekannt, wie das deutsche Volk sich ermannte, die fremde Zwingherrschaft abschüttelte und welchen freudigen Antheil die deutsche Poesie an diesen glorreichen Kämpfen nahm. Die Lieder eines Körner, Arndt, Schenkendorf, Rückert, Stegmann u. s. w. geleiteten die deutsche Jugend in das Schlachtgewühl und tönten so gewaltig in den Jubelruf der allgemeinen Begeisterung, daß ihre Schwingungen noch lange nachzitterten, als die deutschen Kämpfer schon wieder am heimathlichen Herde saßen, das Errungene mit freudigem Stolze bedenkend, das zu Hoffende mit frohem Muthe oder ernster Besorgniß erwägend.

Nur allmählig, mehr äußerlich als innerlich legte sich die durch Kampf und Sieg hervorgerufene Aufregung, der übergetretene Strom wurde in seine früheren Ufer zurückgedämmt und die Literatur folgte, — wenn auch nur scheinbar — dieser Bewegung. Es trat jener Abschnitt der Literaturperiode ein, welche man nach einer äußern historischen Beziehung die Restaurationsperiode nennt, aber treffender als die Rückfallsperiode bezeichnen würde. Nach dem Aufschwunge, den die Poesie in den vorhergehenden Jahren der Erhebung genommen hatte und nach ihrer damit verbundenen Versöhnung mit dem Leben, wandte sie sich, mehr durch die Verhältnisse, als durch innere Nothwendigkeit gedrängt, wieder der früheren Abgeschlossenheit vom Leben zu, sie bewegte sich in den kleinlichsten Kreisen; es war die goldene Zeit der deutschen Komödianten, wo die Kritik kein anderes Feld hat, als das Schauspiel, das alle Journalspalten füllte; die Zeit, wo eine Karikatur des ehernen griechischen Fatums in Zigeuner- und Altweibertracht über die Bretter, die die Welt bedeuten sollten, humpelte, und Müllner in Weißenfels die in Gemeinheit getauchte Geißel seines Witzes über Alle Coulissenhelden schwang. Das war die Zeit, wo Göthe die größten Huldigungen empfing und der Göthecultus, durch einzelne Oppositionsstimmen nur noch höher zu einer Art Manie gesteigert, die völlige Inhaltsleere unserer schönen Literatur ersetzen sollte. Göthe hatte alle Stürme der vergangenen Jahre wie spurlos an sich vorüberbrausen lassen; mit der Ruhe eines Göttersohnes, wie seine Verehrer sagten, oder mit der Ruhe eines in sich ganz abgeschlossenen Egoisten hatte er unbewegt dem Laufe der Geschichte zugesehen; und weder die tiefe Klage seines Volkes zur Zeit der trübsten Bedrängniß, noch dessen begeisternder Jubelruf zur Zeit des Sieges konnte seiner Muse ein wahrhaft theilnehmendes Lied entlocken. Wenn die Geschichte mit ehernem Fußtritte zu nahe an ihm vorüberschritt und ihn aus seiner Abgeschlossenheit aufzurütteln drohte, so flüchtete er zu Steinen, Knochen und Farben, um sich vor ihren Mahnungen zu retten; und wenn seine Muse selbst im schöpferischen Drange ihm in das Weltgewühl zu enteilen drohte, so führte er sie geschwind nach dem Orient, setzte sich mit ihr auf den westöstlichen Divan und lullte sie bei Schiraswein in süßes Vergessen der Gegenwart. Es ist hier nicht meine Aufgabe, Göthe weder anzuklagen noch zu rechtfertigen; es kommt für

meinen Zweck lediglich darauf an, das Thatsächliche dieses Verhältnisses zu erwähnen, da es wesentlich dazu beitrug, durch Göthes wohlerworbenes und übermächtiges Ansehen den frühern isolirten Charakter der deutschen Literatur auch da noch künstlich festzuhalten, als dieselbe schon wesentlich ein neues fortschreitendes Element in sich aufgenommen hatte und als der greise Dichter, vielleicht weniger durch eigene Schuld, als durch fremdartige Einflüsse, in eine unangenehme und feindliche Stellung zu seiner jüngern Mitwelt gerieth. Es gewann den Anschein und der bis zur äußersten Gränze eine Zeit lang getriebene und begünstigte Göthecultus schien diesem Anschein einige Wahrscheinlichkeit zu verleihen, als werde Göthe mit seiner in sich abgeschlossenen, sich nur auf sich selbst beschränkenden Poesie absichtlich dem Streben der jüngern Generation entgegengesetzt, um dadurch ihr Ringen nach Inhalt und konkreter Lebensfülle zu paralysiren. Wenn auch Göthe nicht mit Bewußtsein in solche Absichten einging, so zeigte er sich doch jedenfalls den neueren Richtungen in Kunst und Literatur abgeneigt und so wenig verstand er am Ende mehr den Geist seines Volkes und seiner jüngeren Zeitgenossen, daß seine Begünstigung eines jugendlichen Talentes seine Empfehlung und Bevorwortung als ein sicherer Stempel der Mittelmäßigkeit des Empfohlenen gelten konnte; und daß er am Ende, weil sich die nationale Literatur feindlich und in ihren Tendenzen nicht zu bewältigend ihm entgegenstellte, sich mit dem abstrakten Traume einer Weltliteratur in süße Beruhigung einwiegte.

Mit ihm schloß sich die erste Periode der neuen deutschen Literatur, deren Charakter ich schon früher als selbstgenügsame Abgeschlossenheit bezeichnete und deren Bewegungen alle auf einem selbstgeschaffenen Boden Statt fanden. Die neue Richtung der zweiten Periode begann, obwohl noch nicht zum vollen Bewußtsein entwickelt damals, als das deutsche Volk im Gefühle seiner Schmach und im Bedürfnisse seiner Erstarkung sich mehr in sich selbst versenkte und als die Literatur die Nothwendigkeit erkannte, sich näher mit dem historischen Leben des Volkes zu befreunden; sie sprach aber zuerst deutlich aus, als die Opposition, — weniger gegen Göthe, der als Dichter immer die höchste Verehrung des gebildeten Deutschlands genoß und immer genießen wird — als gegen seine einseitige, dem Leben abgewendete Richtung begann. Sie ging von der Kritik aus, am frühesten durch Pustkuchen,

am geistreichsten durch Börne angeregt; am eindringlichsten, wirksamsten und beharrlichsten durch W. Menzel fortgeführt. Die von der Kritik ausgegangene Richtung im Gebiete der Poesie praktisch zu bethätigen ließ sich vorzüglich das sogenannte „junge Deutschland“ angelegen sein; und in soferne sich in den mit diesem Collektivnamen in gutem und schlimmen Sinne bezeichneten Schriftstellern der Charakter der neuen Literaturperiode am schärfsten und vollendetsten aussprach, werden wir auch sie zunächst ins Auge fassen müssen. Der erste Lärm, den die neuen Erscheinungen mehr durch frivole Keckheit, als durch gründliche Gefährlichkeit erregten, ist nun vorüber und es dürfte bereits der Zeitpunkt gekommen sein, der erlaubt, sie unbefangen zu würdigen und sie selbst an ihren Ausartungen und Uebertreibungen den Geist und Charakter unserer jetzigen Literaturperiode zu studieren.

Wenn wir nun die bisherigen Erzeugnisse dieser jungen Literatur betrachten, so wird uns zunächst und im Gegensatze zu der eben geschilderten als gemeinsamen Charakter ein liebevolles Bestreben zu gegenseitiger Durchdringung des Lebens und der Poesie auffallen. Das Bedürfniß der Verschmelzung beider regte sich — wenigstens in einzelnen Individuen und Momenten schon früher, aber es fand seine Befriedigung nur von der negativen Seite, — durch die Ironie und den Humor. Göthe erkannte selbst höchstens eine Vermittlung des **Individuums** mit dem Leben durch die Kunst; seine Lebenskunst selbst besteht nicht darin, sich muthigen Sinnes in den Strom zu werfen und die Wellen mit kräftigem Arme zu beherrschen, sondern nur darin, dem Andrange der Wogen durch künstliche Dämme abzuwehren und am sichern Strande der Kunst neben dem Strome des Lebens herzuwandeln, aber keineswegs sich ihm anzuvertrauen.

Die junge Literatur will dagegen vor Allem, daß **Kunst und Poesie vom Leben erfüllt seien und im Boden des Volkslebens wurzeln**; die Poesie sei nicht mehr die **Zauberlampe, welche einen eng umschlossenen Kreis unseres Daseins erleuchte, sondern die Sonne, deren Strahlen alles Leben der Erde erwärmend und befruchtend durchdringen.** Und dieß ist etwa nicht ein willkürlicher aus Opposition gegen die frühere Literaturperiode hervorgegangener und festgehaltener Charakter, sondern er ist das nothwendige Ergebniß des ganzen Geistes der

Zeit; denn, so paradox es auch klingen mag, mir erscheint als der **Grundton des Jahrhunderts das Bestreben desselben, sich selbst durchaus poetisch zu erfassen.**

Ich muß, um diese Ansicht zu rechtfertigen und sie als nothwendigen Gang der Geschichte darzustellen, mir erlauben, etwas weiter auszuholen:

Ich habe schon früher erwähnt, daß die gesellschaftliche Einrichtung des Volkslebens im Mittelalter, zur Zeit als diese in der höchsten und eigenthümlichsten Ausbildung begriffen war, einen auf historischem Grunde erbauten, von concretem Leben erfüllten Organismus darstellte, in welchem jedes Glied seine eigenthümliche aber im Ganzen bedingte Existenz lebte und wo über allen eine reale, begeisternde Idee, die des katholischen Lebens, welches alle Besonderheiten in seiner Einheit aufnahm und beschloß, bindend und befruchtend schwebte. In diesem Organismus war das Recht der Individualität und Subjektivität vollkommen gewahrt; denn jedes Individualleben wußte sich in seinem lebenvollen Zusammenhange mit dem Ganzen und hatte innerhalb seines Kreises sich einer unverkümmerten Entwicklung zu erfreuen, soweit nur Kräfte und Anlagen eine solche gestatteten. Daher sehen wir auch im Mittelalter, besonders auf dem Boden der Kirche sich Individualitäten entwickeln von solcher Energie des Charakters und Naivetät des Geistes, daß die größten historischen Charaktere der neueren Zeit vom subjektiven Standpunkte aus dagegen wie Pygmäen zusammenschrumpfen.

Allein in dieser energischen Entwicklung der Besonderheiten, welche dem Organismus des Ganzen immer gefährlicher wurden, lag auch der Todeskeim des Mittelalters; einerseits fand sie ihren Culminationspunkt in dem Protestantismus, andererseits ihre Schranken in der Ausbildung der Territorialhoheit, welche zuletzt in den abstrakten Begriff des Staates überging. Was früher als lebensvolle Vergliederung des Einzelnen, als individuelle Existenz unter der schützenden Aegide der allgemeinen Idee war, das sollte nun in den allgemeinen Begriff des Staates völlig aufgehen; an die Stelle des concreten Lebens trat ein Abstractum und dieses drohte jedes Recht der Subjektivität mit eiserner Strenge zu vernichten. So lange historische Verhältnisse, wie im Mittelalter das Staatsleben beherrschen, bleibt dem Subjekte immer noch ein freierer Spielraum, weil das historische Verhältniß aus der

Bewegung des Lebens hervorgegangen, von der individuellen Entwicklung und Bewegung immer einige Achtung behalten muß, wenn es sich nicht verläugnen will; allein wenn an deren Stelle der reine abstrakte Gedanke tritt, so geht er schonungslos über jeden Keim hinweg; es liegt in ihm die naturgemäße Tendenz, jeglichen concreten Inhalt des Lebens durch dessen Aufgehen und Sublimiren in das Allgemeine zu vernichten.

Die französische Revolution war nichts Anderes als der Versuch, dieses Princip des neuen Staatslebens bis zur äußersten Consequenz zu verfolgen; alle historische Verhältnisse und alle concrete Fülle des Volkslebens sollte vernichtet und der reinen Idee des Staates — die Form ist bei so weit getriebener Abstraktion dann gleichgiltig — zum Opfer gebracht werden. Was die verblendete Welt bei den ersten Ereignissen der französischen Revolution als die Morgenröthe der Freiheit; des Rechts der Subjektivität begrüßte, war nur der erste Versuch zur vollendeten Durchführung jenes Despotismus der Idee, welche schon in Ludwig XIV. ihren concreten und selbstbewußten Repräsentanten gefunden hatte. Trostloser wurde die Lage der damaligen Welt noch dadurch, daß die Aufklärerei, die Verstandesherrschaft des vorigen Jahrhunderts auch das geistige Gebiet seines lebenvollen Inhaltes zu berauben drohte; und es war hohe Zeit, daß in dem Selbstbewußtsein der Menschheit eine Reaktion eintrat, welche das Recht der Individidualit wieder geltend zu machen suchte. In den Befreiungskriegen erkämpften sich die Deutschen wieder ihre nationale Existenz; es trat in Folge dessen ein neuer europäischer Rechtszustand ein, der sich immer mehr auf nationalen Boden zu stellen sucht und vor Allem die Anerkennung der Volksthümlichkeit als Princip an die Spitze gestellt wissen will. Allenthalben wird auf dem geistigen Gebiete der Kampf um die Geltung des Subjekts und des Concreten gegen die nivellirende Herrschaft des Objektiven und Abstrakten gekämpft und da wo er, wie in Deutschland in seiner mildesten Form auftritt, flüchtet er in das Gebiet der Poesie; denn in der Poesie befreit sich das Subjekt von dem dürren Gedanken und begibt sich unmittelbar in die Fülle des Lebens. Nicht als ob der Gedanke vernichtet werden sollte, einer solchen Barbarei des Empirismus wäre unser Zeitalter durchaus unfähig, aber er soll aus seiner todten Abstraktion heraustreten und den concreten Inhalt des Lebens in sich aufnehmen.

Das ist also die historisch-nothwendige Richtung und Tendenz unserer Zeit; dem Individualleben jenes Recht der selbständigen Entwicklung zu vindiciren, dessen Verlust es mit einem völligen Aufgehen in die Allgemeinheit, mit einem geistigen Helotenthum unter der Herrschaft eines abstrakten und einseitigen Princips bedroht hätte. Die Herrschaft des Verstandes hat sich der Menschheit lange genug zu drückend und beschränkend erwiesen, als daß sie sich nicht freudig der Poesie, diesem Produkte des ganzen geistigen Organismus hingeben sollte.

Aber wie, dürfte man einwenden, — wie läßt sich bei der stark hervortretenden industriellen Tendenz des Zeitalters eine poetische Grundrichtung desselben behaupten? und sieht nicht gerade unsere Zeit eine ganz abstrakte Begriffsphilosophie als die Philosophie des Tages? Die industrielle Richtung unserer Zeit nehme ich eben als Beweis für meine Ansicht; der Verstand hat die Unhaltbarkeit seiner Stellung da eingesehen, wo die höchsten Fragen der Menschheit verhandelt werden; er ist jetzt in sein eigenthümliches Gebiet der materiellen Welt herabgestiegen, da möge er rechnen, spekuliren und schaffen, um das materielle Leben dem Geiste immer mehr unterthan zu machen; da häufe er Hebelkräfte und Dampfkräfte, er ist an seinem Platze — der Diener — nicht der Herr des Geistes, der sich nur um so freier bewegt, je unabhängiger er von äußeren Hemmnissen wird, je mehr die todte Natur sich zu seinem Dienste zu beleben versteht.

Hegels Philosophie ist nur der riesige Schlußstein einer abgelaufenen Periode, dessen hervorragende Ecke indeß gegen das Gebiet der Zukunft sieht; er ist der neuen Richtung nicht feindlich, denn er erkennt das concrete Leben in seinem Werthe an, wenn er es gleich nicht in lebendiger Blüthe zu erhalten versteht, sondern es als getrocknete Pflanze in sein philosophisches Herbarium legt.

Nach diesen Andeutungen, welche ich freilich hier nur sehr oberflächlich berühren kann, mit dem Wunsche, sie möchten weiterer Prüfung würdig befunden werden, stellt sich mir der poetische Grundzug des Zeitalters als eine nothwendige Reaktion der Subjektivität gegen den abstrakten Gedanken in Staat, Kunst, Wissenschaft und Leben dar. Wie sehr dieß Bedürfniß der poetischen Auffassung alle Gebiete des Lebens und Wissens durchzieht, davon möchte ich ein Beispiel anführen,

das etwas fernab zu liegen scheint und doch hieher gehört, nämlich das bekannte Leben Jesu von Strauß. Diesen leitenden Trieb sehe ich als die Grundursache dieser Erscheinung an; nachdem die nüchternsten Rationalisten das historische Moment im Leben Jesu hinlänglich angefochten und auf die äußerste Spitze des Verstandes getrieben hatten, fühlte Strauß das Bedürfniß, dieses historische Element vollends durch Mythisirung gänzlich dem Gebiete der Poesie zu überantworten. Die poetische Auffassung der Gegenwart, die zugleich den Charakter unserer Literatur bildet, weil diese sich nicht mehr von dem Leben und den allgemeinen Bewegungen des Zeitgeistes trennen kann, geht aber in zwei Richtungen auseinander, die eine senkt ihre Wurzeln in die Vergangenheit, sie will die Gegenwart mit dem Marke derselben nähren und glaubt die Aufgabe der Zeit am besten zu erreichen, wenn der Organismus des Mittelalters wieder heraufbeschworen und in das Leben der Gegenwart eingeführt würde. Ihr Repräsentant ist Görres — durch und durch ein Sohn unserer Zeit und daher auch als Philosoph, Historiker und Politiker durch und durch ein Dichter.

Die andere greift mit kühnem Arme hinaus in die Zukunft; — ihre eifrigsten Vertreter[1], die Dichter des jungen Deutschlands wollten diese mit so eifriger Hast anticipiren, daß sie, die Vergangenheit völlig ignorirend, beinahe die Gegenwart umgerannt hätten, um nun der von ihnen verheißenen Zukunft recht bald in die Arme zu fallen. Sie wollten keine andere Berechtigung der Existenz mehr gelten lassen, als die poetische und waren nahe daran, einen Terrorismus der Poesie zu statuiren, wie ihn nur je der nüchterne Verstand ausgeübt hatte. Es konnte nicht fehlen, daß dabei die tollsten Uebertreibungen zum Vorscheine kamen und man darf nur Gutzkows Wally nennen, um daran zu erinnern, wie Einige in jugendlicher Hast glaubten, sich auf den Kopf stellen zu müssen, um mit den in der Luft baumelnden Füßen nicht weiter reichen zu können.

Das sind Verirrungen, welche ihre Verurtheilung und Strafe in sich tragen; dagegen bleibt den genannten Schriftstellern das unbestrittene Verdienst, die neue Richtung der Zeit erkannt und ihren Weg mit Geist betreten zu haben. Ihr Verdienst ist aber auch ihre Schwäche; ihre poetischen Erzeugnisse, so sehr man ihnen allen Geist nicht absprechen kann und mehreren ein bedeutendes Talent zuerkennen muß, bleiben

nämlich weit hinter der erregten Erwartung, wahrscheinlich hinter ihrem eigenen Glauben und an ihre poetische Schöpfungskraft zurück. Wie konnte es auch anders sein? Sie gingen mit einem durch die Reflexion vermittelten Selbstbewußtsein an ihre Aufgabe; dadurch war schon von vorneherein die Unmittelbarkeit der poetischen Anschauung getrübt und dem Dichter das zu schaffende Werk als eine äußerliche — zweckdienende — Aufgabe gestellt. Es ist dieß die nothwendige Bedingung ihrer Stellung; berufen, eine neue Bahn zu brechen, war ihnen diese Mission auf historischem oder philosophischem Wege klar geworden; an eine Naivetät des dichterischen Bewußtseins war daher nicht mehr zu denken und so konnten sie nur mehr mit Geist und Talent arbeiten, aber nicht mehr poetisch schaffen, wozu immer Unmittelbarkeit des geistigen Empfangens gehört. Daher auch ihre vorherrschend kritische Richtung — fast alle sind als Kritiker ausgezeichnet und Gutzkow, Winebarg, Mundt u. s. w. haben eine Schärfe des Urtheils, eine richtige Orientirung des Standpunktes und eine Prägnanz des Ausdrucks entwickelt, wodurch manche ihrer kritischen Arbeiten selbst zu dem Range wahrer Kunst werden erhoben werden. Die kritische Richtung hat man ihnen als poetisches Unvermögen anrechnen wollen; mir scheint sie vielmehr ein natürliches Ergebniß des ganzen Zeitgeistes zu sein. Es ist fast unbestritten anerkannt, daß wir, wenn wir die Geschichte des Entwicklungsganges der Menschheit im Großen auffassen, in der Periode des zum Erwachen und Sichbestimmen gelangten Selbstbewußtseins stehen. Zudem ist die gegenwärtige Literaturperiode nahe am Abschlußpunkte der vorhergegangenen und kaum am Ausgangspunkte einer neuen. Es ist daher in solchen Zeiten ein doppeltes Bedürfniß des Geistes, sich in seinem Gebiete umzusehen, nach einer historischen und philosophischen Uebersicht des Errungenen zu streben und im Beschauen der Vergangenheit zugleich ein wenig den Schleier von dem dämmernden Spiegelbilde der Zukunft zu lichten. In dieser kritischen Richtung liegt auch das naturgemäße Ringen nach der zwar ausgesprochenen, aber noch nicht ganz verstandenen und enthüllten Zukunft. Diese aber spielte eben den jungen Schriftstellern überhaupt übel mit: sie verkündeten ihre Ankunft in den lautesten Trompetenstößen; aber siehe da! sie erschien immer nicht; kaum verrieth ein leises Wehen des Schleiers, daß dahinter ihre Bewegung und ihr Leben sei; und geriethen so fast

in die komische Verlegenheit eines Professors, der seine Zuhörer fortwährend auf ein Experiment verweiset, das immer nicht gelingen will. Aus dieser Verlegenheit wurden sie recht wohlthätig durch den, vom deutschen Bunde über sie verhängten Bann erlöst; nun konnten sie doch mit Ehren auf eine Zeit lang vom öffentlichen Schauplatze abtreten, bis ihre unerfüllt gebliebenen Prophezeiungen in Vergessenheit gerathen waren. Hätten sie nur gewußt, was sie denn unter dieser Zukunft verstehen wollten, aber darüber waren sie durchaus nicht einig; es offenbarten sich vielmehr statt einer bestimmten philosophischen Idee nur poetische Gelüste und die Bescheidensten versteckten sich hinter allgemeine Begriffe, wie sociale Reformen, concreten Inhalt der Poesie u. s. w., während andere die Göttin der Zukunft als Emanzipation des Fleisches, der Ehe u. s. w. niederschweben sahen.

Von entschiedenem Nachtheile war hier die Rückwirkung der französischen Literatur; gewiß wären auch die jugendlichsten unter diesen Schriftstellern besonnener gewesen, wenn nicht durch die damals die ganze europäische Welt galvanisch durchzuckende Juliusrevolution französischer Geist und französisches Wesen sich wieder bei uns einzunisten versucht hätten. Dadurch wurden sie nicht selten veranlaßt, die Frivolität und Frechheit französischer Schriftsteller nachzuahmen und statt des Gediegenen den vergänglichen Reiz des Pikanten zu suchen.

Fassen wir unser Urtheil über die Schriftsteller des jungen Deutschlands zusammen, so müssen wir gestehen, daß ihnen im Allgemeinen Ernst, Charakter und feste Besonnenheit bisher zu sehr fehlten, als daß wir sie für geeignet halten könnten, die neue Richtung der deutschen Literatur ins Leben einzuführen; dagegen aber müssen wir ihnen das Verdienst zugestehen, daß sie die neue Morgenröthe im Ganzen mit Geist und selbst mit persönlicher Aufopferung verkündeten und daß sie jugendlicher Muth und Begeisterung zu diesem Heroldenamte wohl eigneten. Vieles mag die eigenthümliche Lage, in der sie sich befanden, entschuldigen und die Eile, zu der sie von den sich überstürzenden Begebenheiten gedrängt wurden, um nicht hinter den Ereignissen zurückzubleiben und man mag wohl mit dem Ausspruche eines besonnenen Mannes sich einverstanden erklären, „daß die Werke unserer jüngsten Literaturgeneration oft wirklich mehr vorläufigen oder Generalproben, als eigentlichen dramatischen oder musikalischen Produktionen ähnlich sehen.“

Ich schließe diese vielleicht schon zu lange ausgesponnenen, allgemeinen Betrachtungen über die neueste Literatur, die ich als nur andeutend und anregend, keineswegs in irgend einer Beziehung als erschöpfend anzusehen bitte, mit dem Wunsche, mich vielleicht später über die einzelnen Erscheinungen dieser Periode auszusprechen, wobei mir Gelegenheit würde, manche Punkte, zu deren Erörterung hier der Raum fehlte, wie über das Verhältniß der neuesten Literatur zum Christenthume, über ihre Emanzipationstendenzen u. s. w. in nähere Erwägung zu ziehen.

II.

In einem früheren Vortrage, welchen ich in dieser hochachtbaren Versammlung über den Zustand der neuesten schönen Literatur Deutschlands zu halten die Ehre hatte, sprach ich die Ansicht aus, daß unsere Literatur, wenn sie gleich unersetzliche Verluste erlitten hat, keineswegs verarmt zu nennen sei, daß sich vielmehr in allen Zweigen derselben ein freudiges Regen und Bewegen kundgebe, das zu den schönsten Hoffnungen und zu dem Schlusse berechtige, daß wir am Schlusse einer abgelaufenen und am Ausgangspunkte einer neuen Literaturperiode stehen. Als das wesentliche Moment dieser letzteren bezeichnete ich das Streben der Literatur, aus ihrer starren Abgeschlossenheit in sich herauszutreten, sich mit dem Leben mehr und mehr freundlich zu benehmen und sich auf einen wahrhaft wirklichen und volksthümlichen Boden zu stellen; als den Charakter unserer Cultur- und Literaturepoche suchte ich die Entwicklung des Subjektiven, die Reaktion der Subjektivität gegen den Gedanken, daher die poetische Grundrichtung des Zeitalters nachzuweisen.

Wenn wir das damals Angedeutete erwägen, so kann es nicht in Verwunderung setzen, sondern ergibt sich als eine nothwendige Folge, daß das Feld der lyrischen Poesie zunächst und am reichsten gegenwärtig angebaut wird.

Dieses Gebiet überschauend, gewahren wir allenthalben einen Reichthum, ein üppiges Blüthentreiben, durch alle Wälder und Fluren deutscher Gauen erschallt mannigfacher Gesang, aus jedem Strauche hervor schlägt eine liederlustige Kehle, von der Nachtigall bis zur eintönigen, aber dennoch den Frühling bezeugenden Schwalbe.

Vor allen Lebenden ragt hier Rückert hervor, durch unerschöpflichen Reichthum und durch eine Meisterschaft in der Behandlung der Form und des Reims, welche manchmal selbst dem Ernst und der Tiefe des Gedankens Eintrag thun zu wollen scheint. Rückert ist durch und durch Dichter; wie die Nachtigall nur singen, so kann er nur dichten; — wie jenem Könige der Mythe alles unter den Händen zu Gold wurde, so wird Rückert Alles, jedes Begebniß seines Lebens, jede Bewegung seines Gedankens zum Gedichte. Nur wenige seiner Kunstgenossen überragen ihn an Lebendigkeit und Innerlichkeit des Gefühls; keiner an Tiefe und Unerschöpflichkeit der Phantasie; aber, was ihn ganz besonders auszeichnet, ist das Sinnige, Betrachtende, fast möchte ich sagen beschauliche Element sener Poesie. Hiedurch bildet er wie keiner der abendländischen Dichter, den Uebergangspunkt zur orientalischen Poesie, vorzüglich zu jener Sinnenden, Beschauenden, mit vorwaltendem Geiste, welche in dem poetischen Saadi ihren Gipfelpunkt erkennt. Nur einem deutschen Dichter konnte diese lebendige, innerliche Auffassung des Orients gelingen; denn in ihr spiegelt sich noch der orientalische Ursprung der Germanen, ihre Namensverwandtschaft mit den orientalisen Völkerschaften kaukasischer Race. Ein anderer, freilich minder genialer Dichter, H. Stieglitz, versuchte es ebenfalls, sich in den Orient hinein zu leben und uns in seinen „Bildern des Orients" die Zustände desselben poetisch anschaulich zu machen. Allein seine Auffassung ist eine ganz äußerliche, wie fleißige Lesung von Geschichtswerken und Reisebeschreibungen sie jedem aufmerksamen Leser als Stoff darbieten kann; Rückert dagegen ist selbst, in Geist und Gemüth, ganz orientalisch und seine in diesen Kreis gehörigen Dichtungen haben daher eine innere Wahrheit und Lebendigkeit, wie schwerlich ein zweiter europäischer Dichter sie wird erreichen können. Möge er nur die Eine Saite seiner Leyer so vortrefflich nicht zu lange spielen. Nach dem Erzeugen ist des Künstlers schwerste Kunst — die weise Beschränkung, das Wahrnehmen jenes Punktes, wo das lange geübte poetische Vermögen

nur mehr äußerlich formt, während Phantasie und Empfindung allmählich — dem Künstler unbewußt — vertrocknet oder in den strengen, der sinnlichen Fülle entbehrenden Gedanken, aufgegangen sind. Was die Meisterschaft in der Handhabung der Form betrifft, so kann Graf Platen zunächst neben Rückert gestellt werden; allein, während bei diesem die Form nur als freies Spiel des Meisters, als mit Leichtigkeit und Freiheit umgeworfene, nur zur Lust des Dichters in künstlichen Falten drappirte Kleid des Gedankens erscheint, erscheint sie bei Platen häufig als das Resultat der poetischen Erzeugung, mit deren mühevoller Verschlingung der Dichter nicht selten ein kokettes Spiel treibt. Platen behandelt die Sprache nicht als den adäquaten Ausdruck seiner Gedanken und Gefühle, sondern wie ein moderner Virtuose sein Instrument, um seine technische Fertigkeit zu zeigen. In seinen letzten Gedichten und namentlich in denjenigen, welche sich auf die Katastrophe in Polen beziehen, zeigte er jedoch einen Ernst und einen Schwung der Gedanken, eine Erhebung der Gesinnung, welche den frühzeitigen Verlust des Dichters, ferne am fremden Gestade, jeden Freund deutscher Muse doppelt bedauern ließen.

Eines der bedeutendsten Talente, Immermann, wäre hier ebenfalls zu nennen; sein breitestes Gebiet ist jedoch das Feld des Dramas und Romans.

Uhland gehört durch seine eigenen Leistungen nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung, ich muß ihn jedoch erwähnen, weil sein Geist, seine Art in einer Anzahl jüngerer Dichter fortwirken, die alle, demselben Heimathboden entsprossen, keine eigentliche Schule — wohl aber eine Sängerrunde bilden. Uhland gehört als Lyriker zu den ersten Dichtern Deutschlands; nach meinem Urtheile und Gefühle stelle ich ihn unbedenklich als solchen neben Göthe. Lebendigkeit, Frische und Zartheit der Empfindung, Schönheit der Phantasie, Adel der Gesinnung, Wohllaut der Sprache und besonders ein tiefes inniges Verständniß der Natur dürften diese ihm angewiesene Stellung rechtfertigen. Dieß innige Naturverständniß und die Art desselben bilden Uhlands ausgezeichneten Charakter. Göthe hat dasselbe gewiß auch; er steht aber zur Natur in den Beziehungen des Malers und Naturforschers; als Dichter faßt er sie zunächst mit dem Auge des bildenden Künstlers;

Tiek und Eichendorff sind durchweht von Naturempfindungen; allein sie vermitteln sich zu ihr durch die Phantasie, sie stehen daher zu ihr nicht so sehr im Verständnisse, als in gewissen allgemeinen Gefühlen, wie sie durch Waldesdunkel, Mondeslicht, frischen Hauch der Berge erregt werden und aus ihren Gedichten in unübertrefflicher Lebendigkeit den Leser anwehen; Uhland faßt die Natur mit dem Gemüthe, er steht zu ihr im Verhältnisse der edelsten, reinsten Liebe. Es ist die Natur seiner schönen Heimath, des fruchtbaren, poesiereichen, geisterkräftigen Schwaben, die uns aus dem edeln Spiegel seines Gemüthes entgegenlächelt; dort ergeht er sich auf dem grünen Wiesenplane, sinnend und seligempfindend; jene Kapelle auf dem Hügel läutet ihm eine ernste Mahnung, jene Ruine am Waldessaume erzählt ihm eine bedeutungsvolle Sage, in verklärter Schönheit ersteht wieder der alte Bau, Sänger pochen an seine Pforte um Einlaß und über die Zugbrücke sprengt auf dem Zelter die Jungfrau, holden Gruß nickend dem treuen Schäfer, der ihr Blumen und Lieder sendet. So weiß Uhland Gegenwart und Vergangenheit mit dem Zauber seines Gemüthes zu beleben und uns in seinen Gedichten eine wirkliche Welt in idealer Erscheinung zu entfalten.

Schönheit und liebenswürdige Wärme der Empfindung sind seine Naturgabe; überall spricht aus ihm ein freies, frohes Maß haltendes Gemüth; so steht er als der liebenswertheste Dichter fertig vor uns da; kein himmelstürmender Gigant, kein erdaufwühlender, die tiefsten Tiefen durchgrübelnder Gnome, aber der echteste Repräsentant der Schönheit des deutschen Gemüthes. Ihm verwandt in Gesinnung und Dichtung sind manche seiner Landsleute; der zarte innige Kerner mit dem tiefen geisterhaften Blicke für das Naturleben; der innige, behäbige Gustav Schwab, der gleich Uhland so liebevoll an seiner Heimath hängt; das beschrankte Paradies der Häuslichkeit, der trauliche Garten mit den röthlichen Aepfeln und der schwellenden Rebe, sind der liebste Tummelplatz für Schwabs Muse, die uns oft auch mit Gedanken und Reflexionen in den einschmeichelndsten Rythmen erfreut. Karl Mayer hat das feinste Auge für die kleinen Idillen des Naturlebens; die kleine Welt der Käfer und Schmetterlinge, von Tausenden unbeachtet und zertreten, hat an ihm den sinnigsten und aufmersamsten Beachter, dem sie dafür oft mit überraschend zarten Gedanken und

Empfindungen lohnt. Paul Pfizer, ein schönes Talent, schwebt zwischen Schiller'scher und Uhland'scher Form; zur ersten zieht ihn meist die Schwere des Gedankens, der sich von der Form nicht immer glücklich bemeistern lassen, sich ihr nicht leicht und ätherisch genug anpassen will. W. Zimmermann gab manches leichte, mondbeglänzte, träumerische Lied; Mörike zeigt bedeutende Geistesverwandtschaft mit Uhland, besonders in der Auffassung volksthümlicher, natürlicher Empfindung; so vieler anderer schönen Talente zu geschweigen, die mit Lust und Geschick den heimischen Gesang pflegen.

An die schwäbische Sängerrunde schließt sich zunächst durch innere Verwandtschaft und äußerliche Verhältnisse der Kreis der österreichischen Lyriker an.

Die bedeutendsten Namen unter ihnen sind Anastasius Grün, Lenau und Zedlitz. Im erstern bewundern wir ein schönes Gemüth, Tiefe der Empfindung, reiche, üppige Phantasie, männlich-edle, offene Gesinnung und eine bezaubernd wohllautende Sprache; aber das Reflexionselement tritt nicht selten zu sehr hervor und gibt seiner Art, die poetischen Bilder aufzutragen, einen allegorisirenden, manchmal etwas einförmigen Anstrich. Die Bildung hemmt bisweilen die Unmittelbarkeit und Frische der Naturanschauung. In seinem „letzten Ritter" hat A. Grün zuerst den glücklichen Versuch gemacht, die Romanze zum größern epischen Gedichte auszuführen; er wußte des ritterlichen Max Gestalt lebendig aus den alten bestaubten Chroniken hervorzuziehen und ihm das Purpurgewand der Poesie in natürlich geschwungenen Falten um den schreitenden Körper zu legen. In den Spaziergängen des Wiener Poeten wird man auch vom entgegenstehenden Standpunkte aus der innigen Vaterlandsliebe, der ehrlichen, bis zur Naivetät redlichen Gesinnung und der tiefen poetischen Auffassung eines spröden Stoffes die Anerkennung nicht versagen können. Im „Schutte" ist das Reflexionselement im Allgemeinen sehr vorherrschend, aber das erste Gedicht dieser Sammlung dürfte wohl unbedenklich zu den schönsten Erzeugnissen der deutschen Lyrik gerechnet werden. Die gesammelten Gedichte dieses Verfassers theilen alle erwähnten Vorzüge, neben den geringen Mängeln und sichern A. Grün einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnasse.

Weniger Glätte und Wohllaut als A. Grün, dafür aber mehr Unmittelbarkeit der Naturanschauung, Frische und Lebensfülle hat Nikolaus Lenau. In ihm begrüßten wir vielleicht den begabtesten und hoffnungsreichsten Genius der jungen Dichtergeneration, da Heine, auf den ich bald zu sprechen kommen werde, als Dichter bereits erstorben zu sein scheint.

Durch inniges, gemüthliches Naturverständniß ist Lenau zunächst ein Geistesbruder Uhlands; beide wurzeln mit kräftigem Fuße in ihrer Heimath; daher auch der Unterschied ihrer Naturauffassung. Uhland ist der Dichter der laubbekränzten Berge; Lenaus Phantasie schweift auf den weiten ungarischen Puzsten; sie weilt im Geröhricht der flachen Ufer eines ungarischen Sees der Haide; hier waltet sie als Zauberin, die mit ihrem Stabe den ewigen Quell der Poesie auch da hervorzulocken weiß, wo die nüchterne Anschauung nur den dürrsten Sandboden der Prosa zu gewahren vermag. Seine Schilflieder, so wie überhaupt die auf sein Vaterland sich beziehenden Dichtungen sind in dieser Beziehung unübertrefflich, obwohl er, wie leicht zu denken, für das Leben auf den Bergen keineswegs unempfänglich, sondern vielmehr fortwährend im Zuge stiller Sehnsucht dahin ist. Was Lenau ferner auszeichnet, ist die männlich-ernste Gesinnung und die Schwere des Gedankens, der sich nicht selten bis zur spekulativen Tiefe niederringt. Lenau stellt sich in seinen Gedichten weniger persönlich liebenswürdig dar, als A. Grün; es klebt ihm etwas Starres, Wildes an, in welchem sich das ursprüngliche magyarische Element nicht ganz verläugnet; dagegen imponirt er mehr durch ursprüngliche Kraft und Lebendigkeit der Darstellung. Seine Polenlieder gehören zu dem Lebendigsten, Tiefgefühlten und Kräftigsten, was diese unglückliche Episode der neuesten europäischen Geschichte auf dem Gebiete der Kunst hervorgebracht hat. Ich nenne davon nur das Gedicht „der Polenflüchtling," das allein im Stande sein wird, bei der Nachwelt ganze Bände anderer lyrischer Dichter aufzuwiegen. An Lenaus Energie merkt man gleich, daß man hier einem Dichter begegnet, dessen poetisches Schöpfungsvermögen noch nicht durch unsere modernen Culturzustände abgeschwächt ist und der sich an ein großartiges Nationalbewußtsein lehnt, wenn er auch nicht in der Sprache des sich zum ausschließlichen Bewahrer der Nationalität aufwerfenden Volksstammes dichtet. Noch dürfen wir

von ihm das Schönste auf dem Felde der lyrischen Poesie erwarten; die Sammlung seiner neueren Gedichte (im Jahre 1838 erschienen) beweiset nicht nur keinen Rückschritt, sondern auch keinen Stillstand. Lenau ist in Beziehung auf künstlerische Vollendung offenbar im Fortschreiten begriffen, ohne an seiner ursprünglichen Kraft und Originalität eine Einbuße erlitten zu haben. Nur eine Klippe droht diesem ausgezeichneten Genius; — das Bedürfniß nach Tiefe, das speculative Element, das seiner Natur wesentlich und unabweislich innewohnt. Diesem Drange ist bereits der „Faust" entsprungen, der seiner Form nach dem Gebiete des Drama angehört und der „Savanarola", ein episches Gedicht in Romanzen-Abschnitten. Bei allen hervorragenden Schönheiten, welche dasselbe in reichlichem Maße darbietet, erscheint mir dasselbe doch im Ganzen als ein Mißgriff durch die Wahl des Stoffes, der sich völlig auf theologischem Gebiete bewegend, der Dichtung nur widerhaarige und selbstmörderische Anhaltspunkte darbietet. Hätte indeß Lenau nichts geschrieben, als die beiden von ihm vorhandenen Bände seiner Gedichte, so müßte jedenfalls Ungarn als seine Wiege, Deutschland als seine geistige Amme auf diesen ausgezeichneten Genius stolz sein.

Zedlitz steht Lenau nach an Frische und Ursprünglichkeit, er übertrifft aber seinen Landsmann an Vollendung der Form und rhythmischem Wohllaut; man sieht es seinen Erzeugnissen an, daß der Dichter ein Mann des Salons, der Aristokratie ist; nicht so sehr der frische Hauch der Berge weht aus ihnen, als vielmehr der Parfum eines Gesellschaftszimmers, wo alles in zierlichster Toilette erscheint. Dadurch sei ihm aber nicht zu Tadel gesprochen; denn „Eines schickt sich nicht für Alle"; Zedlitz ist immer einer der bedeutendsten Lyriker unserer Zeit, von schöner Phantasie und Empfindung und edelster Gesinnung. Letztere bezeugen auf ausgezeichnete Weise seine „Todtenkränze", ein didaktisches Gedicht, in welchem der Dichter mit der edelsten Begeisterung und dem ganzen Zauber seines ausgezeichneten Talentes gegen die Flachheit und Unbedeutendheit des Alltagslebens zu Felde zieht und darauf hinweiset, daß jede edle Anstrengung, das Ringen nach dem Höchsten schon den besten Lohn in sich trage, die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit zu immer höherer Bedeutung und klarerem Gottesbewußtsein. Die Uebersetzung von Lord Byrons Childe Harold,

welche Zedlitz geliefert hat, darf ich nicht unerwähnt lassen; denn sie ist in ihrer Art ein Meisterwerk, mit dem größten Fleiße und wahrhaft poetischem Verständnisse des Originals gearbeitet; in der schwierigen Stanzenform bewegt sie sich fast mit der Freiheit und dem Wohllaut des Originals, ohne die Treue zu verletzen. Von Zedlitzs dramatischen Arbeiten werde ich später zu reden Gelegenheit haben.

Aufrichtig bedaure ich, daß Grillparzer seine lyrischen Gedichte noch nicht gesammelt dem Publikum übergeben hat, was bisher davon hie und da in Zeitschriften erschienen, gehört zu den trefflichsten der Gattung, gleich ausgezeichnet und gediegen durch Gedanken und Form. In jeder kleinen Gabe seiner Muse zeigt sich der vollendete Meister.

Der österreichische Dichterkreis zählt noch eine Unzahl mehr oder minder bedeutender Sänger, die auch nur namentlich aufzuführen hier zu lange und unfruchtbar wäre. Leichte Versifikation, liebenswürdiges Gemüth, bequeme Phantasie und ein gewisses, angenehmes Sich-Gehen-lassen sind ihnen fast allen gemeinsam und gewissermaßen der Grundzug der Schule, wenn man von einem solchen reden wollte. Ich nenne hier nur noch J. G. Seidl, ein leichtes liebenswürdiges Talent, mit einer fast improvisatorischen Leichtigkeit; Dräxler-Manfred, auf demselben Niveau stehend, obwohl mit etwas mehr Prätension; C. Egon Ebert, ein bedeutend durchgebildetes Talent, das in seiner Wlasta auch einen größern Anlauf nahm, aber zunächst für die moderne Idylle das meiste Geschick zu haben scheint; Kaltenbrunner, mit dem klaren gemüthlichen Oberösterreicher Sinne u. s. w. Indem ich von den Süddeutschen, wo die Poesie in reicher Fülle und in gemüthlicher Harmonie blüht, Abschied nehme, um mich zu den norddeutschen Dichtern zu wenden, führt mich der Weg über Weimar. Hier haben in der Nähe Göthes, in dessen Schutz und Pflege zwei Dichter gelebt, deren Erzeugnisse abermals das Naturgesetz beweisen, daß die Nähe eines überkräftigen Organismus Schwächere nicht kräftiget, sondern vielmehr aufzehrt. Riemer war der vieljährige Hausfreund und Hauspoet Göthes, der jedes Geburts- und Familienfest desselben mit seiner Muse beschickte; Eckermann saß als dessen jüngster Jünger zu seinen Füßen und horchte ihm so viele köstliche Worte vom Munde, die er nachher in den Gesprächen mit Göthe dem deutschen Publikum mittheilte; er erhielt von dem Altmeister das Rezept, gute Gedichte zu machen;

und dieß Rezept hieß Objektivität und ängstliche Abwehr jeder subjektiven Empfindung; und Eckermann hat nach diesem Rezepte eine ganze Tafel poetischer Gedichte bereitet und siehe da: sie wollen niemanden munden und Riemers Gedichte will Niemand lesen, denn sie sind die objektivste Langweile. So ist der größte Meister nicht immer der beste Lehrer; wohl aber hat der Irrthum eines solchen Meisters in der Kunst die verderblichsten Folgen, weil es immer unselbständige Jünger gibt, die auf das Wort des Meisters schwören.

Jul. Mosen in Dresden überreichte dem deutschen Publikum in seinen Gedichten einen frischduftenden Strauß würziger Blüthen. Sein Lied von Andreas Hofer und die „letzten Zehn vom vierten Regimente" sind bereits Volkslieder geworden, die schmeichelhafteste Huldigung, welche einem Dichter dargebracht werden kann. Seine größern epischen Arbeiten „das Lied vom Ritter Wahn" und „Ahasver" gehören zu dem Besten dieser Gattung in der Literatur. Auch als dramatischer Dichter hat er sich mit Glück versucht.

Indem ich nun zu den norddeutschen Lyrikern der neuesten Literaturperiode übergehe, muß ich zuerst von Heine reden, der in diesem Kreise den entschiedensten Einfluß ausübte und eine große Schaar von Verehrern und Nachtretern vielleicht zu seinem eigenen Aerger um sich sammelte. Selten wohl hat ein kleines, äußerlich so unscheinbar hervortretendes Büchlein eine so schnelle und so allgemeine Wirkung gemacht, als Heines „Buch der Lieder". Es wäre thöricht, diese außerordentliche Wirkung dem Reiz des Neuen und Pikanten zuschreiben zu wollen; es wäre lächerlich, an einer so bedeutenden Erscheinung am deutschen Dichterhimmel mit vornehmer Geringschätzung und klassischer Amtsmiene vorübergehen zu wollen; es wäre philisterhaft, dieses ausgezeichnete Talent mit ein paar moralischen Gemeinplätzen abfertigen und ignoriren zu wollen. Es ist aber auch schwer, mit ruhiger Unbefangenheit von ihm zu reden; denn hat er uns eben entzückt, so stößt er uns auch schon wieder dem Hohne, selbst der Verachtung hin. Heine ist durch und durch offen, an ihm ist alles entblößt, Inneres und Aeußeres; es ist nicht so sehr aus Ehrlichkeit, als aus unwiderstehlichem Naturtrieb; was Andere aus schwächlicher Eitelkeit oder edler Scham sorgsam verhüllen, er muß es an sich aufdecken vor Aller Welt; seine Liebenswürdigkeit, seine Eitelkeit, seine Sinnlichkeit, seine Frivolität,

nichts kann er verschweigen; ist naiver als ein Kind, — die Naivetät selbst. Man hat diese Offenheit in moralischem Eifertone Unverschämtheit genannt — nun gut, es ist die Unverschämtheit des Kindes, das in der Dorfgasse im Hemdchen umherläuft; es ist nicht jene aus Gemeinheit und Frechheit entspringende Unverschämtheit; und wie wir gerade an jenem Kinde oft die naivste Grazie bewundern, so auch am Genie. Neben aller Frivolität wohnt ihm unwiderstehlich eine Grazie inne, welche ihre eigentlichste Quelle nur in einer tiefen sittlichen Empfindung haben kann; denn ich kann mir keine Grazie des Lasters denken. Diese Grazie ist die wahre Wünschelruthe, welche den tief verborgensten Kern einer verwahrlosten Natur anzeigt, wie jene von der Haselstaude geschnittene das Dasein des tief unter der Erdoberfläche quellenden Wassers, oder der im Schoße der Erde verborgenen Metalle. Wo die Wünschelruthe das Dasein eines solchen Schatzes anzeigt, da sind wir gleich emsig beflissen, Stollen zu treiben, in die Tiefe zu dringen und das Verborgene an das Tageslicht hervor zu heben; wo sich aber in einer ausgezeichneten, von Gott zum Höchsten gestempelten Natur jene Kennzeichen des Edleren und Besseren finden, das oft nur des ersten Hammerschlages des kundigen und liebenden Bergmannes harrt, um in beglückender Fülle hervor zu strömen, — da gehen wir in pharisäischer Scheinheiligkeit vorüber, sprechen: Herr! wie danke ich dir, daß ich nicht bin, wie dieser; oder wir heben im frommen Zelotenthume Steine auf, um das mißleitete Genie zu tödten; oder — was das Allertraurigste ist — der Pöbel umsteht es auf dem offenen Markte der Literatur und schreit sein Bravo! zu jeder unanständigen Geberde des Schriftstellers, den das Publikum als seinen Bajazzo in Sold genommen zu haben glaubt. Hätte die deutsche Kritik, statt einen der angeführten Wege Heine gegenüber einzuschlagen, dieses hochbegabte Talent in würdiger und wahrhaft liebevoller Weise, auf sich selbst gewiesen, ihn vom ästhetischen Standpunkte aus auf seine Abwege aufmerksam gemacht, statt ihn zur Belustigung des deutschen Lesepöbels darauf fortzuhetzen, wäre sie ihm anderseits nicht mit moralischen Gemeinplätzen und Verfluchungen, sondern in einfacher sittlicher Würde, die nur segnet und bedauert, aber nie verdammt, entgegen getreten, wahrlich! Deutschland hätte in Heine eines seiner bedeutendsten Talente nicht nur bewahrt, sondern auch zu immer reinerer Schönheit erzogen.

So aber bewegt sich Heine in den schneidendsten Gegensätzen, kann bei allem lustigen Humor seiner selbst nie recht froh werden und läßt es auch den Leser nicht.

Am deutschen Volksliede hat sich Heine großgezogen; in seinen Liedern quillt das Herzblut des deutschen Volksgesanges; die Einfachheit, die Schalkhaftigkeit, die tiefe poetische Naturanschauung desselben. Dem Volksliede hat er seine poetische Sprache abgelauscht, die ohne alle Ziererei, hell und einfach wie die Quelle dem Felsen, der lebendigen Empfindung lustig entspringt und in anmuthigen Sätzen über Steine und Blumen dahin tanzt. In der Handhabung der Sprache ist Heine originell und bewunderungswürdig. Immer frisch, immer lebendig, einfach, voll kleiner Schalkheiten und Naivetäten, in den abwechselndsten und muntersten Wendungen sich bewegend, fesselt und reizt sie immer neu, mit unwiderstehlichem Zauber. Er weiß, nach einer richtigen Bemerkung, wie vor ihm noch kein deutscher Dichter, die Prosa durch geschickte und naive Behandlung zur Poesie zu erheben. Unter seinen Liedern sind, wie jemand sie schön schildert, so tief gemüthliche, zart gefühlte, schmerzlich bewegte, unheimlich oder lieblich pittoreske, ahnungsvoll zauberische, wie Blüthenduft hauchende, wie Silberglöcklein klingende, wie Geschwätz der Liebe flüsternde und wie Lächeln der Huld entzückende, daß man wohl sagen kann, sie werden so lange leben, als das deutsche Gemüth noch empfindet und das deutsche Lied gelesen — gefühlt — gesungen wird.

In zwei Richtungen bewegt sich Heines Phantasie auf ebenmäßig glückliche, zauberische Weise; einmal indem sie das Einfachste, zunächst liegende ergreift und es durch einen genialen, oft völlig unscheinbaren Zug zum poetischen Bilde gestaltet; und dann, daß sie das Fernste an einander zu knüpfen und durch ein geheimes Band in Wechselwirkung zu bringen versteht, was nicht selten den überraschendsten und ergreifendsten Effekt macht, der um so eindringlicher ist, je kürzer der Dichter sich faßt. Ich erlaube mir, davon ein glückliches Beispiel aus dem Buche der Lieder (lyrisches Intermezzo XXXIII) anzuführen:

Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh!
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die fern im Morgenland
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.

Ich frage kühn, hat je ein Dichter einen glücklichern Wurf gethan und in acht kurze Zeilen so viele wahre, lebendige Bilder, mit so geistigtiefer Beziehung zusammengedrängt?

Schwer wird es mir, Ihnen nicht noch ein paar Proben vorzulegen, was die Zeit und der Umfang dieses kurzen Vortrages verbieten; doch kann ich mich nicht enthalten, wenigstens einen Beleg zu dem anzuführen, was ich über Heines Gabe, das Nächste und Einfachste zu ergreifen und durch kleine glückliche Züge zu erheben, gesagt habe. Er gehört einer Reihe von Meerliedern an, die ich überhaupt zu den trefflichsten des Dichters zähle:

Du schönes Fischermädchen,
Treibe den Kahn ans Land,
Komm zu mir und setze Dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand,

Leg' an mein Herz Dein Köpfchen,
Und fürchte Dich nicht so sehr,
Vertraust Du Dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth;
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Besonders glücklich weiß sich Heine auch die Mährchenpoesie der deutschen Volkssage anzueignen und gerne „flüchtet er aus seiner eigenen zerrissenen Welt und der Welt um ihn her in das Reich des Mährchens, der Feen, Gnomen, Elfen und Alraunen.“

Merkwürdigerweise haben Heines poetischer und prosaischer Styl die größte Aehnlichkeit, bis auf kleine Wendungen; was aber in dem feineren poetischen Ausdrucke der Ironie und Humor ist, wird in der derberen Prosa ätzende Satyre, corrosiver Hohn. Ich schweige hier von seinen Arbeiten in Prosa, weil sie nicht hieher gehören und weil

ich nicht gerne den bessern Eindruck, den der Dichter Heine auf Sie gemacht haben dürfte, durch den Prosaiker, in welchem seine Fehler viel greller, als seine Tugenden, hervortreten, verwischen möchte.

Heine ist ungeheuer gelobhudelt, aber auch auf die gemeinste Weise geschmäht worden; in Lob und Tadel zeigt sich gleichmäßig die Gemeinheit, welche so breit das literarische Forum von den Journalbühnen herab beherrscht. Die Zeit der ersten Aufregung ist gegenwärtig vorüber; der Mitsprechende darf sich einer ruhigen Anerkennung überlassen, ohne Gefahr, mißverstanden oder mißachtet zu werden. Ich habe daher absichtlich hier Heines hervorragende Seiten herausgehoben, da das allseitige Geschrei der Sykophanten und Zeloten in letzter Zeit selbst das unbefangene kritische Urtheil irre zu machen gedroht hat. Wo unser lieber Herr Gott Rosen und Stinkblumen neben einander wachsen läßt, da wird es wohl vernünftiger und dankbarer sein, sich an dem Duft der Rosen zu erlaben, als mit dem Gestank der Stinkblumen, zerklitternd und zersetzend, die Athmosphäre zu verpesten. Heine hat große Fehler; — bedauern wir, daß das Schöne und Große in der Welt so selten sich rein zeigt, ohne irdisches und menschliches Beiwerk; aber loben wir an ihm wenigstens, daß er in unserer Zeit der Lüge und des Heuchelwesens, der schnöden Rücksichten und der flimmernden Täuschungen sich wenigstens offen darstellt, keinen frömmelnden Bettelmantel um die entblößten Schultern wirft; daß er den moralischen Muth hat, nicht besser *scheinen* als *sein* zu wollen. Ich habe schon vor Jahren mich öffentlich gegen seinen Grundfehler ausgesprochen und kann daher um so unbefangener meiner Anerkennung und Schätzung für sein ausgezeichnetes Dichtertalent, dergleichen Deutschland noch wenige — in seiner Art keines — gehabt hat, Worte geben.

Das Buch der Lieder und die zwei ersten Bände der Reisebilder wirkten bei ihrer Erscheinung elektrisch; die zerrissene, sich selbst und die Welt ironisirende Stimmung, eine Krankheit der damaligen Generation, mit dem Zauber eines solchen Talentes ausgestattet, erschien allzureizend und dem eigenen Gefühle schmeichelnde Worte leihend; Heine wurde der Liebling, besonders Norddeutschlands und alle jungen Dichter auf Berlins witzigen Sandfluren wollten in Heines Fußstapfen treten und ihr Stück Zerrissenheit und Weltschmerz in zierlich nachlässige Verse bringen. Aber diese reizende Negligétoilette Heines stand nur

da gut, wo sich so viel Grazie und angebornes Schönheitstalent darunter verbarg; die Nachahmer verunglückten meist kläglich und was als elegante Nachlässigkeit reizen sollte, schreckte als öde Armuth widerlich ab. Der Schmerz, mit dem schon Heine eine nicht zu entschuldigende und nur bei einem so eminenten Talente eine erträgliche Cokettrie getrieben hatte, ging bei der Nachtreterschaar vollends in das Lächerliche über. So erstarb die eigentlich Heine'sche Jüngerschaar bei Zeiten in sich selber und die Manier des Meisters blitzt nur noch hie und da in einzelnen Fulgurationen auf, während nur er selbst als Schöpfer seines eigenen Styles auf den seltenen und oft mißbrauchten Titel der Originalität Anspruch zu machen volles Recht hat. Die jüngern norddeutschen Lyriker, deren Anzahl nicht viel kleiner ist als die der süddeutschen, haben ihren Mittelpunkt zunächst im Berliner Musenalmanach. Ich nenne von ihnen nur Kopisch, der Platen'sche Form-Gewandtheit glücklich mit komischer Kraft und Lebendigkeit in sich zu vereinen weiß. Reinick und Kugler, selbst bildende Künstler, welche die Kunst auf dem Gebiete der Poesie vertreten; den erst verstorbenen Gaudy, den begabtesten unter ihnen, der sich mit heiterer Freiheit und einer ungemeinen Meisterschaft der Sprache in den meisten Gebiethen der lyrischen und epischen Poesie bewegte; Ferrand mit seinen Genossen, welche änstlich Heine'n ablauschten, wie er sich räuspert und wie er spuckt, übrigens nicht ohne eigenthümliches Talent; Wackernagl, der mit gründlicher Bildung ein großes poetisches Schaffungstalent und die liebenswürdigste ächtdeutsche Herzlichkeit verbindet.

Simrock, der glückliche Nachbildner altdeutscher Gedichte u. s. w. nimmt eine bedeutende und mehr abseitige Stellung mit Chamisso ein. Gründliche Bildung, Vielerfahrenheit im äußern Leben; die schönste Einfachheit des Herzens bei mäßiger Phantasie und tiefer Empfindung bilden die Grundzüge seines poetischen Charakters. Mehr als das eigentliche lyrische war das epische Element in ihm vorherrschend; daher er gerne äußere Stoffe ergreift und sie in seiner Weise zu einem angenehmen und saubern poetischen Gemälde verarbeitet. Ohne das Höchste angestrebt oder erreicht zu haben wird er immer einer der liebenswürdigsten und gelesensten deutschen Dichter bleiben. In einem versteckten Winkel Deutschlands, zwischen dem Teutoburger Walde und der Weser, bekannter durch die Nähe der Stätte, wo man das Schlachtfeld von

Herrmanns weltumwälzender Römer-Niederlage sucht, als durch literarische oder dichterische Berühmtheiten, liegt ein Ländchen, das nach langem literarischen Schlafe aus seiner Hauptstadt Detmold dem deutschen Vaterlande auf Einmal zwei Dichter geschenkt hat, die Beide in ihrer Art seltsame und von wahrer Genialität zeugende Erscheinungen sind, nämlich Grabbe und Freiligrath. Ersterer Dramatiker, dieser Lyriker. Freiligrath hat eine zauberische Phantasie, die ihn mit ganzer Stärke und Lebendigkeit in die fernsten Zonen, in Afrikas heiße Wüsten, wie in des Orients Bananenwälder versetzt, eine Phantasie, wie sie von dieser Schnellkraft und diesem Erorberungstalent selten in einem europäischen Dichter gefunden worden ist. Die Sprache bändiget er wie ein kühner Reiter das wilde Roß; sie wird ihm nicht so sehr zahm und leicht handhablich als vielmehr unterthan und unter dem Drucke seiner schwellenden Phantasie gehorsam. Alle Freunde der deutschen Muse, die auf ein so reiches Talent zum Besten des Vaterlandes hoffen, wünschen, daß er sich noch mehr harmonisch durchbilden und den poetischen Stoff mehr aus sich, als aus solchen äußern Momenten schöpfen möge, wie bisher, denen die Poesie doch nur einzelne Anschauungen ohne wahrhaft innern Zusammenhalt — und Halt abgewinnen kann, weil die Natur dem Geiste, nicht aber der Geist der Natur dienstbar zu sein hat. Von Freiligrath gehe ich durch die Vermittlung seines Landsmannes Grabbe auf die neueste dramatische Poesie über. Grabbe! Wen, dem die deutsche Kunst am Herzen liegt, durchzückt nicht ein schmerzliches Wehe bei diesem Namen. Er war, wie keiner unter seinen Zeitgenossen, von der Natur dazu angelegt, ein moderner Shakespeare zu werden. In ihm wohnte die bedeutendste Schöpfungs- und Gestaltungskraft, eine so lebendige Auffassung, daß ihm die dramatische Form innerlich nothwendig und nicht äußerlich gemacht war; er war einer völligen Objektivirung seines Stoffes mächtig und dennoch, wo so vieles zusammentraf, um den ersten dramatischen Dichter Deutschlands aus ihm zu schaffen, ging er vorüber, wie ein glänzendes Meteor und bleibt fast merkwürdiger als psychologisches Räthsel als durch seine uns hinterlassenen Werke. Grabbe verkümmerte an der Spießbürgerei seines kleinen Vaterländchens und seines Vaterstädtchens; ein Genius von seiner Kraft und Macht hätte eines großen Schauplatzes bedurft, die lebendige Anerkennung des Volkes

hätte ihn gehoben; seine Vermittlung als Dichter durch die Schaubühne mit seiner Natur würde ihn Maß und die weise Beschränkung der Schönheit gelehrt haben; statt dessen versiechte er sein in kleinstädtischen Verhältnissen abgeplacktes Leben und war froh, sich aus demselben wenigstens als Rollenabschreiber nach Düsseldorf retten zu können, wo ihm doch die lebendige Anschauung einer damals vorzüglichen Schaubühne und die fördernde Unterstützung eines Immermann zu Theil wurde. Es war indeß zu spät; seine Kraft war in mühevollen kleinlichen Dingen bis zur Ermattung geschwächt worden; er war im rettungslosen Sinken begriffen. Frühzeitig starb er, seinem Vaterlande den Schmerz der Reue zurücklassend, daß es eines seiner größten Talente nicht hegte, sondern elend verkümmern ließ. Für die historische Tragödie hatte Grabbe das entschiedenste Geschick und den großartigsten Sinn. Sein Napoleon oder die hundert Tage bewähren dieß auf glänzende Weise. Es war gewiß eine Riesenaufgabe, eine solche umfassende in so viele Individualitäten zerspaltene Epoche in den engen Raum eines Drama zu fassen, ohne die Scene bloß äußerlich aneinander zu reihen. Es ist Grabbe gelungen, ein organisches dramatisches Werk zu schaffen, das alle historische Momente mit größter Treue und lebendigster Anschaulichkeit dem Leser vor die Augen führt, ohne das Gesetz poetischer und organischer Einheit zu verletzen. Die Scenen wickeln sich nicht nach einander ab, wie z. B. in Dumas historischem Schauspiele „Napoleon," wo sie nur durch dessen historische Gestalt in einem losen und äußern Zusammenhange gehalten werden, sondern sie entwickeln sich organisch auseinander. Dabei kommen Scenen vor, welche von der organischen Darstellungskraft des Dichters das glänzendste von Wenigen erreichte Zeugniß ablegen, z. B. die Volksscenen in Paris, Scenen auf dem Marsche des preußischen Heeres und die ganze Schlacht von Waterloo, welche in einer Anschaulichkeit vorgeführt wird, wie sie selbst dem Historiker schwer möglich sein dürfte. Unter seinen dramatischen Dichtungen befindet sich ein Fragment, Marius und Sulla, welches, wenn es das günstige Geschick seiner Vollendung zugeführt hätte, die erste historische Tragödie der Deutschen geworden wäre. Aus Grabbes Briefen sieht man, mit welcher Gewissenhaftigkeit und natürlichem Scharfsinne er die historischen Studien zu seinen Tragödien betrieb. Seine Dramen aus dem Cyclus der Hohenstaufen leiden

zwar an manchen Gebrechen, vorzüglich an zu massenhafter Ausführung und an dem Mangel eines lebendigen versinnlichenden Details. Allein sie überragen doch weit an wahrer Poesie und großartiger Auffassung, was Raupach und Andere sonst tüchtige Talente auf diesem Gebiethe geleistet haben. Seine Zusammenstellung Don Juans und Fausts in einer Tragödie ist eine originelle, aber in der Ausführung verunglückte Idee. In seinen zwei letzten Stücken, Hannibal und Herrmann der Cherusker arbeitete er immer fragmentarischer, skizzenhafter, gleichsam nur Gerippe für eine künftige Ausführung; aber in Beiden finden sich Scenen und einzelne Züge, welche vollkommen Shakespeares und der größten Dichter würdig sind. Dieser hohe Geist konnte sich nie zu dem vollständigen und allerwärmenden Lichte einer Sonne entwickeln, aber er blitzte blendende Meteore aus bis zu seinem Verlöschen.

Wem unter uns wäre Immermanns Trauerspiel in Tirol unbekannt. Stoßen wir uns nicht an einzelnen Verletzungen der historischen Treue, sondern halten wir an dem Begriffe der poetischen fest, so müssen wir gestehen, daß es wahr und ergreifend ist. Wenn es auf der Bühne bisher weniger wirkte, als der Dichter beabsichtigte, so liegt dieß nach meiner Ansicht nicht so sehr an dem Werke als in äußern Verhältnissen. Und würde sich der Dichter entschließen, die widerliche und poetisch wie historisch ganz unwahre Gestalt der Elisi wegzulassen, so würde das Stück auch jetzt schon eine bedeutend größere Wirkung machen, ungeachtet die gegenwärtigen Verhältnisse der deutschen Bühne dem wahrhaft guten und höhern Drama nichts weniger als günstig sind. Dieses Drama gehört indeß schon eigentlich nicht mehr in den Kreis dieses Vortrages, dagegen der später erschienene Merlin, der eigentlich kein Drama, sondern vielmehr ein dialogisirtes Epos ist. Merlin ist ein zweiter Faust, aber noch räthselhafter, noch mehr in den verhüllten Entwicklungen unserer Kulturperiode befangen. Er hat daher beim Publikum im Ganzen wenig Eingang gefunden und wurde in dieser Zeit flüchtigen Uebereilens beinahe schon vergessen, noch ehe man sich noch die Mühe gegeben hatte, in das vortreffliche Werk tiefer einzudringen. Es ist überhaupt Immermanns Unglück, daß er sich kein Publikum im Ganzen und Großen denken kann, sondern nur im Abstraktum aus der ihm vorschwebenden Tagesliteratur; daher

berücksichtigt er weit mehr gekünstelte und literarische, als volksthümliche und Kulturzustände; daher kann er sich die große Masse des Publikums nicht befreunden, was wieder entmuthigend auf ihn zurückwirkt; daher die Klage, es gebe in Deutschland kein Publikum mehr, während nur er es nicht zu finden weiß. Schade, daß der Dichter Immermann sich von der Schule und dem Bücherstaube zu wenig losmachen kann. Wie Vortreffliches er sonst leisten würde, hat er in seinem Münchhausen, in der Geschichte des westphälischen Bauernhofes gezeigt. Selten ist ein Dichter mit so innigem Verständnisse, mit solcher Liebe und Achtung in den tüchtigen Kern des deutschen Volkslebens eingedrungen, wie hier Immermann.

Grillparzer hat seinen hohen Ruf und seine allgemeine Anerkennung als dramatischer Dichter der Bühne zu verdanken, was einem deutschen Dramatiker selten begegnet. Die Ahnfrau und Sapho wurden allenthalben Lieblingsstücke. Weniger schon die vortreffliche historische Tragödie: „Ottokars Glück und Ende." Die Medea hielt sich nur da, wo das ausgezeichnete Spiel einer Schröder ihr Anerkennung und Verständniß beim Publikum verschaffte. Seitdem wurde Grillparzers Zerfall mit der Bühne immer sichtbarer. Keines seiner spätern Stücke konnte sich selbst am Wiener Hofburgtheater eine andere Anerkennung verschaffen, als was der Franzose „den Erfolg der Achtung" nennt und doch ist er bei weitem der Erste der jetzt lebenden Dichter Deutschlands. Edle, wahrhaft sittliche Gesinnung, tiefe poetische Anschauung und Gestaltung und eine wohllautende Sprache, die gediegen glänzt wie Gold, geben ihm gerechten Anspruch auf diese Stelle. Sein neuestes Lustspiel: „Weh dem, der lügt," ist ein wahrhaft geniales Produkt von großartiger Fassung und schönster Form, aber mit Schmerz muß ich es mir gestehen, zu männlich-edel für unsere heutige Bühne, die nur der Frivolität und dem Ohrenkitzel zu dienen bestimmt zu sein scheint. — Uhland hat ein treffliches historisches Drama geschrieben: „Herzog Ernst von Schwaben" leider nur das Einzige und wer heut zu Tage so selten vor dem Publikum auftritt, darf kaum hoffen, irgend eine Wirkung in dem Gewühle der Zeit hervorzubringen. Unendlich zu beklagen ist der frühe Tod Georg Büchners, dessen Reliquie Dantons Tod, ein historisches Drama, einen wahren Geistesverwandten Grabbes in ihm erkennen ließ. Ziemliches Glück auf der Bühne machten die

Dramen des Freiherrn von Zedlitz, namentlich Tassos Tod. Sie dürften dasselbe indeß wohl zumeist der außerdentlich schönen Diktion und dem lyrischen Schwunge, der in ihnen herrscht, zu verdanken haben. Das lyrische Element ist ihnen vorherrschend, das dramatische gehört nur der Form an. — Außerdentlich viel in jeder Gattung des Drama hat Raupach geliefert. Vieles davon hat das Publikum angesprochen. Für die Kritiker ist es aber nachgerade Mode geworden, den Stab auf das schonungsloseste über ihn zu brechen. Raupach hat nirgends das Höchste geleistet; manchmal aber, besonders in seinem Hohenstaufen Cyclus nahe daran hingestreift. Seine große Fruchtbarkeit, in der er Lope de Vega nachzueifern scheint, läßt es aber nie zu einer vollkommenen Durchbildung von Innen heraus kommen. Er durchdringt den Stoff nicht poetisch lebendig, sondern bemächtigt sich seiner nur, um ihn in einen vorräthigen poetischen Model zu gießen, was ihm um so leichter wird, da er mit einer ziemlich beweglichen Phantasie viele Bücherkenntniß und große Leichtigkeit und Anmuth in Handhabung der Sprache verbindet. Ein neues Gestirn wurde uns von Wien aus in Halm verkündigt. Seine Griseldis machte unter dem Beifall des Publikums die Runde durch alle deutsche Theater. Ich kann aber nicht anders glauben, als daß dieser Erfolg auf Rechnung der Titelrolle zu schreiben kömmt, welche das dankbarste Unterpfand für jede einigermaßen routinirte Schauspielerin ist. Bei allen äußern Mitteln fehlt es Halm an der wahren Energie und Erhabenheit der Gesinnung, ohne welche sich kein tragischer Dichter bilden kann. In der Griseldis waltet eine nicht derbe naturkräftige, sondern raffinirte Rohheit der Ueberkultur, welche wirklich unsittlich ist. Daß es Halm an der Energie und Großartigkeit der Gesinnung fehlt, hat er auch durch den Adepten bewiesen, wo er einen luxuriösen Aufwand schöner Kunstmittel macht, um die triviale Wahrheit, daß Gold nicht glücklich mache, auf triviale Weise zu lehren.

Von Lustspieldichtern ist wenig Erhebliches zu melden. Der deutsche Boden mit seiner Philisterei und ängstlichen Rücksicht gegen alle Wohl- und Hochgebornen war von jeher ein unfruchtbares Feld für das Lustspiel. Wir bitten uns daher bei den Franzosen zu Gaste, mögen ihre Gerichte für den deutschen Gaumen auch noch so unpassend sein. Außer Raupach, der den guten nur zu flach ausgeführten Einfall hatte, in

seinen Lustspielen einen modernen Eulenspiegel als stereotype Figur einzuführen, nenne ich nur Bauernfeld, dessen Talent zwar bloß auf kleine Verhältnisse gerichtet ist, dessen Sprache aber wenigstens einen gebildeten Konversationston verräth. Dazu hat er feine Beobachtungs- und hinreichende Erfindungsgabe. Von der Lyrik und dem Drama sollte ich nun auf das epische Gebieth wandern, wo der unabsehliche Strom des Romans, der Novelle, der Charakter- und Genrebilder u. s. w. in den mannigfachsten Gestalten dahinfluthet, wohin sich auch zunächst die in das Gebieth der schönen Literatur eingeführten sozialen Fragen geflüchtet haben, allein, sich hier auch nur so flüchtig, wie bisher umzusehen, dazu wäre die Zeit, selbst wenn ich Ihre Geduld nicht schon so lange in Anspruch genommen hätte, zu kurz. Vielleicht übernimmt im Laufe des nächsten Winters ein anderer Kundiger die Mühe, diese Andeutungen, für deren Lückenhaftigkeit ich Ihre Nachsicht in Anspruch nehme, zu ergänzen und fortzusetzen.

Im Mai 1840.

Rede zur Geburtsfeier Beethovens
am 17. Dezember 1838.

Der Verein, welcher sich hier nun schon im zweiten Jahre mit gesteigerter Theilnahme versammelt, hat nebst dem Genusse einer feineren geistigen Unterhaltung auch jenes edle Vergnügen zum Zwecke, das jedem Gebildeten aus dem Anhören und Nachfühlen einer gewählten und gediegenen Musik entsteht und sich wie ein Duft um die feinsten Empfindungen der Seele zieht. Wenn wir aber so manche schöne Stunde, so manches reine, edle, ungetrübte Gefühl dieser herrlichen Kunst verdanken, ist es nicht billig, ja wohl eine Pflicht, von Zeit zu Zeit auch der großen Meister liebend zu gedenken, denen wir diese anmuthigen und erhebenden Genüsse, aus dem tieffstgeheimen Borne ihres Genius geschöpft, schuldig sind? Gewiß und um so mehr, als eine solche dankbare Erinnerung, eine solche Vergegenwärtigung ihres auf das Höchste ihrer Kunst gerichteten Strebens auch für uns nicht ohne Erhebung, ohne belehrende Anregung, ohne Vergeistigung der durch sie erhaltenen Gefühlseindrücke bleiben wird.

Die Musik, diese ergreifendste aller Künste, theilt mit der Malerei das Eigenthümliche, daß sie nur zu leicht entheiliget, zur bloß sinnlich-lockenden Sirene herabgewürdiget werden kann, sie berührt unmittelbar und mit der stärksten Gewalt das G e f ü h l; allein sowie sie dieses in

ihrer Wahrheit und Gediegenheit zur geistigen Erhebung verklären kann, eben so leicht kann sie es in falschem Flimmer und bloß äußerem Schmucke in die Sphäre der gemeinen sinnlichen Empfindung herabziehen. Und nur zu oft verleitet die leichte Anregung, welche von dem Beifalle des großen, jedem ernsten Kunststreben entfremdeten Haufens verlockend ausgeht, auch begabte Meister, die Himmelsstraße wahrer Kunst zu verlassen und sich mit dem vorübergehenden Ruhme, den der Tag spendet und wieder mit sich zu Grabe trägt, eine kurze trügerische Krone ums Haupt zu flechten. Und wir — die wir diesen ephemeren Erscheinungen des Tages gegenüber stehen, — sind wir von jedem Vorwurfe, jeder Schuld frei? lassen wir uns nicht manchmal von der blendenden Erscheinung des Augenblickes hinreißen? bleiben wir jeder Huldigung vor den falschen Göttern im Tempel der Kunst frei? Sind wir nicht auch, wenn gleich ein sehr kleiner und unbedeutender — doch ein Theil jenes Publikums, das durch falsche Richtung des Geschmackes an dem Verfalle ächter Kunst in unsern Tagen die größte Schuld trägt; da es so wenige Meister gibt, welche Muth genug haben, dem Genius im Innern ohne äußere Rücksichten auf augenblickliche Anerkennung und Erwerb zu folgen?

Und so führt uns immer eine heilige Pflicht der Dankbarkeit oder Selbstbildung zu jenen großen Meistern zurück, die unmittelbar aus dem Urborne der göttlichen Schönheit geschöpft und ihren Werken dadurch das Siegel der Dauer aufgedrückt haben. Damit wir sie aber ganz verstehen, damit das Wohlgefallen an ihren Werken nicht auf einem dunklen, unnachhaltigen Gefühle beruhe, sollen wir ihnen auch mit dem Gedanken folgen und uns ihre Schönheit zum klaren Bewußtsein zu bringen suchen. Wo Gedanke und Gefühl sich vereinigen im Verständnisse eines Kunstwerkes, da hat dieses seinen ewigen nicht mehr zu verlöschenden Eindruck gemacht.

Nicht ohne Bedeutung ist es, daß der heutige Tag, der vierte unserer dießjährigen geselligen Zusammenkunft, uns auffordert, des letzten und eines der größten dieser hohen Meister zu gedenken. Heute vor achtundfünfzig Jahren erblickte Beethoven das Licht dieser Welt, die er, selbst eine geistige Sonne, durch die Strahlen seines Genius erleuchten und erwärmen sollte. Nicht ohne Bedeutung ist Beethoven der Erste, dessen geistige Feier in den Kreis unserer geselligen

Unterhaltung fällt, denn er, obwohl keinem seiner erhabensten Kunstgenossen nachstehend, ist unter unsern Umgebungen am wenigsten gekannt, und beinahe unverstanden.

Wenn die heutige Feier und meine unzureichenden Worte nur Einige veranlassen möchten, sich näher mit den Werken dieses überreichen, erhabenen Genius zu beschäftigen, so würde ich mich glücklich schätzen, ihnen eine Quelle unerschöpflichen Kunstgenusses der edelsten Art zu öffnen. —

Ludwig van Beethovens äußere Lebensverhältnisse bieten durchaus nichts Besonderes; seine Lebenstage flossen in größerer Einförmigkeit dahin, als der meisten seiner ausgezeichneten Kunstgenossen. Wäre nicht sein inneres Leben eines der reichsten gewesen, das fortwährend in Kunstschöpfungen überströmen mußte, um sein Gefäß nicht zu zersprengen, so würde man von ihm wenig Anderes sagen können, als von so vielen Millionen: Er lebte und starb. —

In Bonn, in schöner Gegend geboren, wo der Rhein sich in stiller Größe ausbreitet, als wolle er seinen Abschied von den schönen Bergen und deutschen Gauen verzögern, war er der Sohn wenig bemittelter Eltern. Sein anmuthiges Gebirgsland blieb gewiß nicht ohne Einfluß auf die glückliche Organisation des Kindes, sowie der Umstand als von hoher Bedeutung angesehen werden kann, daß sein Vater ein sehr tüchtiger Sänger und sein Großvater, an dem er mit der größten Innigkeit hing, nebstbei auch ein trefflicher Musiker war. Wie bei Mozart entwickelte sich auch bei Beethoven das musikalische Genie sehr früh, jedoch nicht in einem so auffallenden Grade, daß er dadurch die Bewunderung Europas auf sich gezogen hätte, wie jener. Wohlwollende Freunde wurden indeß bald aufmerksam auf das jugendliche Talent und Gönner verschafften ihm in einem Alter von fünfzehn Jahren eine Stelle als Organist am churkölnischen Hofe. Aus Veranlassung und mit Unterstützung des Churfürsten, auf welchen ihn sein vorzüglichster Gönner, Graf Waldstein aufmerksam gemacht hatte, ging Beethoven im Jahre 1792, also in seinem zweiundzwanzigsten Jahre, zu seiner weitern Ausbildung nach Wien in demselben Jahre, in welchem der jedem Freunde des Schönen ewig theure Mozart starb. Als Beethoven nach Wien kam, brachte er keinen Namen mit, mäßige Ausbildung des Geistes, weniger durch kärglichen Schulunterricht, als

durch den Umgang mit der hochgebildeten Familie von Breuning erworben, tüchtige Vorkenntnisse in seiner Kunst, ein Genie, das von der Natur bestimmt war das Höchste zu erreichen, Fleiß und unwiderstehliche Liebe zu seinem Fache und einem kräftig gebauten, gedrungenen Körper, der geeignet schien, allen erschöpfenden Anstrengungen des Geistes zu trotzen und ein Alter, wenigstens gleich dem Haydns, zu erreichen. Leider! hat die Natur dieses schöne Versprechen nicht eingelöset; Beethovens fester Körper erlag im kräftigen Mannesalter den riesenhaften Arbeiten und ewigen Gährungen seines Geistes; und eine ihm außerordentliche empfindliche Krankheit, die sich bald entwickelte, verbitterte ihm beinahe neunundzwanzig Jahre seines Lebens, nämlich seine Taubheit.

Von Wien kam Beethoven, einige Badereisen und Landaufhalte abgerechnet, nicht mehr weg; hier lebte und wirkte er, ohne öffentliche Anstellung, ohne zerstreuende Berufsarbeiten, bloß seiner Kunst und dem spärlichen Umgange mit wenigen Freunden ein äußerlich einförmiges Leben, das sich eben deßhalb um so reicher im Innern entfaltete und den Reichthum dieses innern Seins in vollen Strömen begeisterter Harmonieen vor den erstaunten und entzückten Hörern aussprühte.

Beethoven war nicht lange in Wien, als sein Genius von vielen Freunden der Musik erkannt, durch Theilnahme eifrig gefördert wurde. Seine Arbeiten, in welchen der ganz eigenthümliche, originelle Weg seines Genius, wenn er sich gleich beim Beginne mehr den schon betretenen Richtungen anbequemen zu wollen schien, sogleich Aufsehen und nicht selten auch Widerspruch erregte, erhielten bald einen weit über den Kreis seiner nächsten Umgebungen hinausreichenden Ruf; die Verleger stritten sich um deren Besitz: ein erhabener Freund der Musik und Beethovens, Fürst Lichnowsky, stand diesem mit der wohlwollendsten Theilnahme zur Seite und förderte mit der hingebendsten Aufopferung Proben und Aufführungen der neuesten Werke seines Lieblings, kurz, die heiterste Zukunft schien den Meister mit ihren mildesten Strahlen verklären zu wollen, da zeigte sich jene oben erwähnte Krankheit, die einen langen Schatten auf Beethovens Lebensbahn warf, welcher nur der durch das Grab herüberglänzenden Auferstehungssonne weichen sollte. Beethoven selbst äußert sich in einem schon im Jahre 1800 geschriebenen Briefe über seine Gesundheitsumstände, nachdem

er einem Freunde die Schilderung seiner günstigen Verhältnisse entworfen hat: „Der neidische Dämon aber, meine schlimme Gesundheit, hat mir einen schlechten Stein ins Beet geworfen, nämlich mein Gehör ist seit drei Jahren immer schwächer geworden und zu diesem Gebrechen soll mein Unterleib . . . die erste Veranlassung gegeben haben. Meine Ohren, die sausen und brausen Tag und Nacht fort. Ich kann sagen, ich bringe mein Leben elend zu, seit zwei Jahren meide ich alle Gesellschaften, weils mir nicht möglich ist, den Leuten zu sagen: Ich bin taub. Um Dir einen Begriff von dieser wunderbaren Taubheit zu geben, so sage ich Dir, daß ich mich im Theater ganz dicht am Orchester anlehnen muß, um den Schauspieler zu verstehen. Die hohen Töne von Instrumenten, Singstimmen, wenn ich etwas weit weg bin, höre ich nicht; im Sprechen ist es zum Verwundern, daß es Leute gibt, die es niemals merkten; da ich meistens Zerstreuungen hatte, so hält man es dafür. Manchmal höre ich auch den Redenden, der leise spricht, kaum, ja die Töne wohl, aber die Worte nicht; und doch, sobald Jemand schreit, ist es mir unausstehlich. Was es nun werden wird, das weiß der liebe Himmel. Ich habe schon oft — mein Dasein verflucht; Plutarch hat mich zur Resignation geführt. Ich will, wenn's anders möglich ist, meinem Schicksale trotzen, obschon es Augenblicke meines Lebens geben wird, wo ich das unglücklichste Geschöpf Gottes sein werde."

Ich habe Ihnen absichtlich diese Stelle aus Beethovens Briefe hier angeführt, denn sie ist höchst bezeichnend für seine Individualität und der darin mit so viel innerstem Schmerze geschilderte Krankheits-Zustand hatte den wesentlichsten Einfluß auf Beethovens ganze künstlerische Gestaltung und Wirksamkeit. Betrachten wir seine ersten Compositionen aus einer Periode, wo ihm seine Gesundheit noch ein freudiges Hingeben an das Leben, an vorhandene allgemeine Zustände und Stimmungen gestattete, so finden wir, daß sich dieselben, so weit es, ohne die Eigenthümlichkeiten seines Geistes zu verläugnen, möglich war, an Haydens kindlich-heitere und Mozarts tief empfundene, schönheitglänzende Weise anschließen; eine Richtung, die auch nicht selten aus seinen spätern Werken, wie ein seliger Jugendtraum herüberklingt. Allein, sowie ihn sein oben geschilderter, unglücklicher Zustand, der ihm die Energie seines Geistes noch viel qualvoller und schrecklicher machte,

mehr und mehr vom Umgange, von den heitern Freuden der Geselligkeit abschloß und ihn immer mehr isolirend auf sich selber beschränkte, wurde die Kunst sein einziger Trost, sein eigenster Leitstern in der Wüste des Lebens; und er sah sich genöthiget, den Reichthum an Harmonieen, der in seiner Brust lebte, nicht nach vorhandenen Formen, sondern nach dem innersten Bedürfnisse seines Herzens, in immer schöneren, immer reicheren und schmelzenderen Tonfarben zu entfalten. Als einsamer Bergmann arbeitete er rastlos im tiefsten Schachte seiner innern Welt; und förderte leuchtende Edelsteine, farbenblitzende Diamanten unermüdlich zu Tage; die Welt staunte ob dieses Reichthums und dieser Farbenpracht; er allein begnügte sich nicht mit dem zu Tage Geförderten; sehnsüchtig arbeitete er immer tiefer in die Schachten, öffnete immer neue Gänge, um zu den herrlichsten Schätzen zu gelangen, so daß es den sorgfältigen Freunden oft schwer wurde, ihm nach in den von ihm geschaffenen Zauberpalast zu dringen, der dem Profanen nur Dunkel, dem Eingeweihten aber überschwengliche Farbenpracht und göttliches Licht zeigte. Aus diesem Bedürfnisse, sich selbst zu genügen, die unbegränzte, durch keinen andern Reiz abgeleitete oder zerstreute Sehnsucht eines von Liebe und Kraft glühenden Herzens zu befriedigen, ging Beethovens Eigenthümlichkeit und Tiefe hervor; an diesem Bedürfnisse entzündete sich fortwährend seine reiche Phantasie, um denselben durch immer neuere Formen, durch immer reichere Ausarbeitung und Schmückung der vorhandenen zu genügen.

Das Klavier ist das Instrument des Einsamen, an dieses sah sich Beethoven zunächst gewiesen. Er war selbst ausgezeichnet in der Behandlung desselben weniger durch spielende Ueberwindung der mechanischen Schwierigkeiten, worin man so gerne die Virtuosität sucht, obwohl er auch hierin nicht leicht eine Aufgabe zu scheuen brauchte und selbst sich schwierige zu setzen keinen Anstand nahm, als durch charaktervollen, auf das feinste und eigenthümlichste nuancirten Vortrag. Das Clavier wurde nun sein Lieblings-Instrument, das ihm so viele einsame, kummervolle Stunden und Nächte versüßen sollte, dem er alle seine Empfindungen, seine Wünsche, seinen tiefen Schmerz, seine ewige Sehnsucht und die heiteren Erinnerungsklänge aus besseren Tagen und Welten anvertrauen konnte. Diesem Instrumente wandte er die vollste Liebe seines Herzens zu und diese Liebe wurde nicht müde, den Liebling

mit dem ganzen Reichthum des Genius auszustatten, seinen Charakter auf das tiefste zu studiren und immer neuen Schmuck für denselben zu erfinden. Daher der immer neue Reichthum der Figuren, die sich nicht selten wie ein von der kühnsten Phantasie erfundener Arabeskenkranz um den Hauptgedanken schlingen; der volle, oft quartettenartige Satz, die außerordentliche Präzision des Ausdrucks, so daß jede Note ihre bestimmte, ganz charakteristische Geltung hat; diese klangvollen, innigen Melodieen, von denen sich der Meister oft kaum zu trennen vermag, zu denen er in immer neuen Wendungen, durch die überraschendsten Harmoniefolgen zurückkehrt, sie der trunkenen Seele mit neuem Ausdrucke, mit erhöhtem Accente der Freude, der Wehmuth, des Schmerzes zurückrufend, bis er endlich mit nie gestillter Sehnsucht von ihnen Abschied nimmt; daher endlich der unverkennbare Ausdruck nicht nur eines tiefen Gefühls, sondern auch tiefer Gedanken, die seinen Verstand durchleuchteten und sich vor seiner empfindenden Seele sogleich in lichte Tongeister verwandelten, deren Sinn und Bedeutung nun ahnungsvoll aus den Klängen hervorlauschen, gleichsam den Zuhörer anflehend um das Wort des Verständnisses, das ihr Dasein enthülle und zu voller Wahrheit bringe.

Und hier berühren wir einen andern ausgezeichneten Zug in Beethovens Künstlerphysiognomie — er ist mehr, als irgend ein Meister, vor oder nach ihm, ein glücklicher, tiefsinniger und treffender Gedankenmaler. Andere große Meister verbanden sich, um das innere Gedankenleben ihres Geistes auf klare Weise in Tönen wieder zu geben, mit der Poesie oder dem religiösen Elemente, sie komponirten für die Oper oder für die Kirche; ihre Instrumentalkompositionen sind meist nur der Ausdruck ihres allgemeinen musikalischen, seltener eines besondern individuellen Gefühls. Der Hörer wiegt sich auf den schönen Tonwellen und findet seinen musikalischen Sinn unmittelbar angesprochen und befriedigt. Beethoven verschmähte meist jede andere Hilfe; er komponirte bekanntlich nur Eine Oper und Ein Oratorium, aber welch großartige Werke! — nur wenig für die Kirche und verhältnißmäßig auch wenige Lieder. Der Genius der Musik wollte bei ihm an und für sich, ohne fremde Beihilfe, nur durch seine unmittelbaren Organe, die Instrumente, zu den Menschen sprechen. Seine Instrumentalwerke sind daher beinahe durchgehends, von seinen kleinern

Sonaten, Duos u. s. w. bis zu seinen erhabenen Symphonien, dem höchsten, was die Instrumentalmusik hervorgebracht hat, — Erzeugnisse eben sowohl seiner immer wogenden Gefühls- als seiner reichen und klaren Gedankenwelt; und den meisten dieser Werke liegt, abgesehen von ihrem musikalischen Gedankenreichthume, eine bestimmte, oft bis ins Einzelnste zu verfolgende Gedankenrichtung zu Grunde. So soll die Pastoralsymphonie nicht eine bloße Naturmalerei, wofür sie häufig gehalten wurde, sein, sondern vielmehr eine Verklärung des reinen Naturlebens und der frischen Bergeslüfte, die dem dafür Empfänglichen neues Leben einhauchen. Interessant ist in dieser Beziehung der Aufschluß, den uns Ries über die Bedeutung der Sinfonia eroica gibt. Diese wurde geschrieben zur Zeit, als Napoleon Consul war. Damals sah und bewunderte Europa in ihm den jugendlichen Helden, der die Heere seines Vaterlandes zum Siege geführt und dieses aus dem Abgrunde der Anarchie und Irreligiosität zu Sitte und Ordnung erhoben hatte. Beethoven hing mit leidenschaftlicher Verehrung an ihm und glaubte, in ihm sei einer der edelsten Charaktere Plutarchs wieder erstanden. Er feierte ihn durch seine Sinfonia eroica, welche ursprünglich den Titel „Bonaparte“ führte. Als er aber später erfuhr, daß dieser sich zum Kaiser der Franzosen habe wählen lassen, daß statt der großartigen antiken Heldenseele nur ein unbändiger Ehrgeiz in dem von ihm hoch Verehrten lebe, da zerriß er voll Zorn das Titelblatt mit der ursprünglichen Aufschrift und die Symphonie kam später unter dem bekannten Titel ins Publikum. Diese Charakteristik und Gedankenrichtung in Tönen ist Beethoven mehr als jedem andern Meister eigen und läßt sich fast überall heraus hören. Nehmen wir z. B. die Sonate für Pianoforte und Violin in G-dur, welche heute Abends vorgetragen wird. Sie beginnt mit einem frischen Allegro, dessen erste Takte fast muthwillig und keck beginnen, wie ein kräftiger Jüngling ins Leben springt, seine Kraft zu versuchen. Das Thema wird verschiedenartig gewendet, wie das Leben den Jüngling verschiedenartig zu vielfacher Kraftäußerung aufregt; der muthige Ringer achtet es nicht, wenn auch manchmal finstere Nächte dazwischen grollen. Er strebt rüstig weiter; jugendliche, selbstbewußte Kraft besiegt ja auch die dunkeln Nächte. Indeß nicht das Vertrauen, wohl aber die Kraft würde nach und nach ermatten; da schwebt (zweiter Satz in Es-dur) eine lichtstrahlende

Erscheinung an ihr heran; ihn zu stärken mit dem Balsam des Himmels — die Liebe naht ihm und nun beginnt zwischen beiden ein Wechselgesang, voll Sehnsucht und Liebe, Trost und Erbarmen; einfach, in wahrhaft bezaubernder Melodie sich bewegend. Jene Erscheinung — jeder Sterbliche wird von ihr beglückt, aber in Wahrhaftigkeit nur Einmal — entschwebt und hinterläßt die unendliche Sehnsucht, welche den Menschen erst wahrhaft veredelt und verklärt. Von dieser Erinnerung, die sich zur Sehnsucht nach dem wahrhaft Göttlichen vergeistigt, gestärkt, kann der Mann sich wieder in den lauten Markt des Lebens stürzen, ohne von ihm überwältigt oder herabgezogen zu werden. In keckster Laune (dritter Satz Allegro in G-dur) entwickelt sich vor ihm das ewig wechselnde Einerlei des Lebens, das er mit wahrhaft künstlerischer Ruhe und Besonnenheit beherrscht, beglückt, wenn hie und da eine Erinnerung an den seligsten Traum seines Lebens in der Tiefe seines Herzens aufwacht. — So verbinden sich die drei Sätze dieser Sonate zu einem charaktervollen Ganzen, das eben so schön gedacht, als musikalisch trefflich und phantasiereich ausgeführt ist. Mit Recht kann man Beethovens Werke G e d a n k e n t ö n e nennen, im Gegensatz zu andern, die man als T o n g e d a n k e n bezeichnen könnte. Aus einem sehr richtigen Gefühle verwarf er indeß alle sogenannte musikalische Naturmalerei, d. h. die Nachahmung von Naturlauten durch musikalische Töne und machte sich gerne über jene Meister, die dergleichen in ihren Werken anbrachten, lustig, wobei selbst der ehrwürdige Haydn, den Beethoven übrigens nach Verdienst schätzte, wegen des Froschgequackes und anderer Nachahmereien in den Jahreszeiten nicht geschont wurde. Beethoven selbst hat sich dieses Verfahren, das höchstens in komischen Musikstücken als ein Scherz an seinem Platze ist, selbst da nicht erlaubt, wo die Veranlassung sehr nahe lag, z. B. in der Pastoralsymphonie. Ueberall sucht er in solchen Fällen die allgemeine Naturempfindung auszudrücken, nie einzelne Naturlaute. Einen nahe liegenden, Ihnen heute zu Gehör kommenden Beweis des Gesagten mag Ihnen die wundervolle Komposition von Matthisons Adelaide geben. So manche Textstellen des Gedichtes, z. B. „Quellen rauschen, Nachtigallen flöten" u. s. w. scheinen den Komponisten gleichsam zur Malerei aufzufordern; was gewiß für jeden Feinfühlenden den Eindruck geschwächt, oder gar ins Lächerliche verkehrt haben würde. Statt dessen ist Beethovens

einzig richtig gefühlte Composition ein Ausdruck des Gefühls; wie es eine schöne Mondnacht, in der sich ein Liebender gerne ergeht, in dem empfindungsvollen Gemüthe erregt; und durch ein in der Seelenthätigkeit begründetes Gesetz stellt sich die Phantasie den Gegenstand dar, welcher der Erreichung dieser Gefühlsweise und dem Ausdrucke derselben zum Grunde liegt. Unwüllkührlich denkt man beim Anhören und Mitempfinden dieses schönen Liedes an eine heitere, sommerliche Mondnacht, von Blumendüften durchwürzt, von Blättergesäusel durchflüstert, von Quellenrauschen und Nachtigallenschlage durchtönt; eine schöne Landschaft breitet sich aus im zauberischen Silberblicke des Mondes, der helle Fluß gleitet durch das Gebüsch, von einzelnen Streiflichtern durchbrochen und in den wollüstigwarmen Luftwellen ergeht sich der Liebende und singt der schweigenden, oder ihm einstimmenden Natur den Inbegriff seiner ewigen Sehnsucht, seiner todüberwindenden Liebe: Adelaide! —

Wie nun Beethoven als Clavierkomponist unerreicht dasteht, so daß man mit Recht behaupten kann, daß seit ihm kein neuerer wesentlicher Fortschritt auf diesem Instrumente gemacht wurde, wenn gleich bei den außerordentlichen Fortschritten in der Ueberwindung äußerer mechanischer Schwierigkeiten einzelne Seiten des Charakters seiner Compositionsweise weiter — nicht selten bis zur Carikatur ausgebildet wurden; so steht er auch groß und fast möchte ich sagen einzig als Componist für das Orchester da. Seine, die Zahl der Musen erreichenden und wahrlich von diesen eingehauchten Symphonien sind das Höchste, was der Instrumentalmusik bisher zu erreichen möglich war. Sie umfassen einen ganzen Cyclus von Gedanken und man könnte sie in ihrer Gesammtheit als eine einheitliche, in Tönen ausgedrückte Epopee des Lebens in seinem höchsten Umfange und Verstande bezeichnen.

Derselbe Geist wie in den Clavierkompositionen weht auch in diesen Symphonien; nur nach Verhältniß der zu Gebote stehenden Mittel machtvoller, gewaltiger, — fast riesenhaft. Auch spricht sich dieselbe unergründliche Sehnsucht aus, die sich zur Musik flüchtet und mit höchster Liebe sich in jedes Instrument versteckt, dasselbe manchmal beinahe bis zur Unersättlichkeit getriebene Schmelzen in Eine Idee oder Empfindung, die der Meister nicht liebevoll genug ausstatten zu können

glaubt; derselbe Reichthum der Phantasie, — bei weise begränzter Form und eine Kraft und Tiefe des Ausdrucks, die nicht anders als erschütternd wirken kann. Auch hier zeigt sich derselbe Stufengang von der gewöhnlichen Form der Behandlung zu einer immer größern Vertiefung; ein Ringen, jedes einzelne Instrument das ihm Eigenste sprechen zu lassen, bis dieser Höhenpunkt in der letzten und neunten Symphonie in einer Art erreicht wurde, welche Anfangs selbst eifrige Verehrer des hohen Meisters in ein verlegenes Staunen setzte, bis ihnen allmählich das Verständniß des kolossalen Werkes sich eröffnete. Hier bewegt sich fast jedes Instrument in anscheinender Selbständigkeit und doch verweben sich alle zur schönsten Einheit, deren Schlußpunkt endlich das Eintreten der menschlichen Stimme ist. Es ist von hoher Bedeutung für die Musik sowohl, als für das innere Leben Beethovens, daß der Meister in diesem seinem letzten großen Werke neben der Macht der Instrumentalmusik noch die menschliche Stimme zu Hilfe nahm, um die ganze Tiefe und Fülle seiner Empfindung auszudrücken. „Freude, schöner Götterfunken!" ruft er der Welt zu, die ihn so lange einsam, größtentheils unverstanden sich selbst überlassen hatte; nicht in lautem bachantischem Sturmgesange, die Instrumente haben bereits alle Stürme der Empfindung ausgetobt, alle Saiten derselben berührt, sondern in einfacher volksmäßiger Melodie werden alle Menschen zum Genusse der Freude, zu wahrer ächter Bruderliebe aufgerufen. Menschen, Menschen! die er mit innigster Liebe umfassen kann, die ihn verstehen und seine Sehnsucht erwiedern, hat er sein Lebenlang gesucht und mit dem Bundesliede an die ganze Menschheit nimmt er Abschied von dieser — um bald darauf zu dem Urborne seiner Harmonieen, seiner nie gestillten Sehnsucht zu entschweben.

Ungerne und mit Widerstreben trenne ich mich von dem verehrten Gegenstande dieses Vortrages; allein Zeit und Ort erlauben mir nicht, Ihre Nachsicht länger in Anspruch zu nehmen. Ich habe zwar seiner Oper Fidelio, seines Oratoriums, seiner Ouverturen nicht erwähnen können, doch beruhigt mich der Gedanke, daß ohnedieß nur ein leichter Umriß in der Aufgabe einer solchen Rede liegen könne, da der Gegenstand — reich wie die Natur und tief wie der Geist — überhaupt sich nicht wohl erschöpfen läßt.

Niemand hat indeß wohl richtiger Beethoven charakterisirt, als er sich selbst und es ist mir ein Vergnügen, zum Schlusse ihn selber das ergänzen lassen zu können, was ich genügend auszusprechen unfähig war. „Wenn ich die Augen aufschlage,“ sagt er zu einer von ihm begeisterten Freundin, „so muß ich seufzen, denn was ich sehe ist gegen meine Religiou und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist, als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert und ich bin der Bachus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht; wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei Gesicht, was sie mit aufs Trockene bringen. — Keinen Freund hab ich, ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist, wie den andern in meiner Kunst; ich gehe ohne Furcht mit ihm um; ich habe jedesmal erkannt und verstanden; mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein bös Schicksal haben; wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die andern schleppen. — Von dem Brennpunkte der Begeisterung muß ich die Melodie nach allen Seiten hin ausladen; ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein; ich sehe sie dahin fliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden; bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen und im letzten Augenblicke da triumphire ich über den ersten musikalischen Gedanken, seh'n Sie, das ist eine Symphonie. — Der Geist will sich zu schrankenloser Allgemeinheit ausdehnen; wo alles in Allem sich bildet zum Bett der Gefühle, die aus dem einfachen musikalischen Gedanken entspringen und die sonst ungeahnt verhallen würden; das ist Harmonie, das spricht sich in meinen Symphonien aus; der Schmelz vielseitiger Formen wogt dahin in einem Bett bis zum Ziel. Da fühlt man denn wohl, daß ein Ewiges, Unendliches, nie ganz zu Umfassendes in Allem Geistigen liege und obschon ich bei meinen Werken immer die Empfindung des Gelingens habe, so fühle ich meinen ewigen Hunger; was mir eben erschöpft schien mit dem letzten Paukenschlage, mit dem ich meinen Genuß, meine musikalische Ueberzeugung den Zuhörern einkeilte, wie ein Kind von neuem anzufangen.“ —

Gewiß ist es — wenn nicht seine Werke so laut davon zeugten — ein unwiderstehlicher Beweis von Beethovens überlegener Meisterschaft, daß er mit so klarem Bewußtsein sich und sein Schaffen zu fassen vermochte. Ueber die Musik selbst äußerte er sich noch: „Musik ist der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens, die wohl den Menschen umfaßt, welche er aber nicht zu fassen vermag. Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist Verkörperung geistiger Erkenntniß. — Obschon die Geister von ihr leben, wie man von der Luft lebt, so ist es noch ein Anderes, sie mit dem Geiste begreifen; je mehr aber die Seele ihre sinnliche Nahrung aus ihr schöpft, je reifer wird der Geist zum glücklichen Einverständniß mit ihr."

Und mit dieser eben so tiefsinnigen als wahren Aeußerung über die Musik von einem ihrer größten Lieblinge, schließe ich, wünschend, diese Worte des Meisters mögen noch oft Ihrem Geiste vorschweben, als Talisman gegen alles Gemeine und bloß Sinnliche, das sich in die heiligen Hallen der Harmonie einzudrängen sucht.

Ueber modernen Städtebau.

Man macht es der Wissenschaft so häufig zum Vorwurfe, daß sie sich in luftigen Speculationen gefalle, daß sie den Boden der Wirklichkeit sehr oft unter ihren Füßen verliere, daß sie sich in die fernsten Regionen der Natur und der Geschichte begebe, um darüber das Nächstliegende, das Bedürfniß des Tages und der Umgebung außer Acht zu lassen; — ich erlaube mir daher, um dieser Anklage zu entgehen, die Anregung zu unserer heutigen literarischen Abendunterhaltung der nächsten Umgebung, der augenscheinlichsten Wirklichkeit zu entnehmen. Das Gebäude, indem sich die hochverehrte Versammlung diesen Winter zum erstenmale zu den wissenschaftlichen Vorträgen dieser Anstalt versammelte, ist die Zierde eines neuen Theiles unserer Vaterstadt, der allmälig schon dem Boden entstiegen, seine weitere Ausdehnung im Laufe der nächsten Jahre erhalten soll; — aber nicht nur hier, sondern überall rufen die Segnungen des Friedens, die Bedürfnisse einer gesteigerten Volkszahl, welche der industrielle Geist unserer Zeit größtentheils in Städte zusammendrängt, Erweiterungen und neue Städteanlagen hervor; sollte daher abgesehen von der Aufforderung hiezu, die in unserer unmittelbaren Nähe aufstößt, der Gedanke so ferne liegen, die Bedingungen der Zweckmäßigkeit, der Behaglichkeit, der Schönheit derselben in Erwähnung zu ziehen und

einige Grundsätze zur Bedachtnahme anzudeuten, welche nicht nur zur Beurtheilung, sondern für Einzelne selbst zur praktischen Anwendung nicht ganz ohne Interesse sein dürften? Wenn auch der letztere Fall — der der praktischen Anwendbarkeit — unter uns selten eintreffen dürfte, so wird der Andere bei der heutigen Reiselust, die durch eine gewisse unruhige Beweglichkeit unserer Generation und die sich immer mehr vervollkommnenden Communikationsmittel reichlich genährt wird, um so häufiger vorkommen. Die Zeit ist nicht mehr, wo der Dichter von Einem rühmen durfte, daß er „vieler Menschen Städte und Sitten gesehen;“ — und wenn Shakespeares Ausspruch, „daß stubensitzende Jünglinge immer nur Stubenwitz haben,“ unbedingt anzunehmen wäre, so könnten wir uns unbedingt um so klüger dünken, als wir unruhiger und wanderseliger sind als unsere Vorfahren.

Auf den Ausflügen, die fast Jeder von uns aus Bedürfniß oder aus Vergnügen unternommen hat, oder noch unternehmen wird, durchwandern und beschauen wir also auch vielerlei Städte und wenn wir das ächte menschliche Interesse für diese Herde zusammengedrängter menschlicher Thätigkeit, für diese Stätten der Geselligkeit, der Industrie, der Künste, der entwickeltsten Intelligenz und des raffinirten Lasters, mitbringen, so muß uns die Anlage derselben, der Einfluß dieser auf Gesundheit, Behaglichkeit, Schönheitssinn ihrer Bewohner ein besonderes Interesse einflößen. Wie aber das Verständniß eines Kunstwerkes gefördert, der Genuß daran erhöht wird, sobald ästhetischer Sinn dafür schon durch richtige Ansichten und Grundsätze gebildet und entwickelt ist, wird auch der Genuß und der Nutzen unserer Reisen in dieser Beziehung mannigfach geläutert und erhöht werden, wenn wir hierüber schon mehrfach gedacht, die Aufmerksamkeit auf vorkommende Verhältnisse geschöpft und uns einen festen Standpunkt gewonnen haben, von dem aus wir das Einzelne geschaute würdigen, zurechtlegen und das wahrhaft Gute und Schöne allfälliger Nachahmung ausscheiden können.

Die Anlage einer neuen Stadt oder eines neuen Stadttheiles gehört gewiß zu den wichtigsten Momenten der Thätigkeit eines Menschenlebens, denn sie entscheidet für Jahrhunderte und Jahrhunderte über Bequemlichkeit, Lebensfreudigkeit, ja Gesundheit, über Verkehr und Wohlsein von Hunderten, oft von Tausenden. Kaum ist irgend ein Mißgriff schwerer gut zu machen, als ein in dieser Beziehung begangener,

weil privatrechtliche Verhältnisse und ökonomische Opfer jeder nachfolgenden Verbesserung einen beinahe unbesiegbaren Damm entgegen setzen und die einzige obwohl höchst schmerzliche Abhilfe beinahe nur von einem zerstörenden Elemente erwartet werden kann, das sich freilich seine reformatorische Thätigkeit mit außerordentlichen Opfern bezahlen läßt. Darum ist die Städteanlage eine Aufgabe, die wohl der reifsten Ueberlegung, der vielseitigsten Besprechung werth genannt werden muß; werth des Versuches, einen Beitrag zur Verständigung über leitende Ideen und Grundsätze auf diesem Gebiete des Lebens, wo sich das Schöne, das Nützliche und das Bequeme die Hand zu reichen berufen sind, zu liefern. Denn noch scheint man hierüber, in Deutschland wenigstens, zu keiner durchdringenden Klarheit und Entschiedenheit hindurchgedrungen zu sein; in der Theorie kreuzen sich noch eben so die verschiedensten Geschmacksrichtungen, wie sich in der Ausführung die buntesten Musterkarten darstellen. In den meisten neueren Städteanlagen waltet einerseits entweder das Prinzip der nackten Befriedigung eines unmittelbaren Bedürfnisses, oder der künftigen Rentabilität, andererseits das einer willkührlichen, durch keine klaren Ansichten motivirten Kunstliebhaberei vor. Aber während sich so das Prinzip des Schönen und des Zweckmäßigen fort und fort in den Haaren liegen und meist zu keiner beide Theile gerecht vermittelnden Versöhnung kommen können, sind nicht einmal die Differenzen auf dem Gebiet des Schönen allein zu einer wünschenswerthen Einigkeit und Ausgleichung gelangt. Charakter, durchgängiger Styl ist das Losungswort der Einen nach Mannigfaltigkeit und zierlichen Wechsel verlangen Andere und selbst die Ansicht Jener findet noch Anhänger, welche da glauben, es bedürfe nur Schnur und Winkelhacken, um die größte Regelmäßigkeit zu erzielen und damit eine schöne Stadt zu bekommen. Solcherlei Betrachtungen — und unterstützt durch das Bewußtsein, daß der geringe Beitrag, den ich hier zur Lösung der von mir ergriffenen Aufgabe darbringe, nicht so sehr das Resumé fremder Ideen, als das Ergebniß eigenen Nachdenkens ist und somit wenigstens das Verdienst des Eigenthümlichen in Anspruch nehmen darf — ermuthigen mich, auf die Nachsicht der hochverehrten Versammlung für den etwas trockenen Stoff zu rechnen, den ich, um Ihre Geduld nicht zu ermüden,

nur in den äußersten Linien umzeichnen und mehr andeuten als ausführen kann.

Die Geschichte ist zunächst berufen, Gegensätze zu vermitteln; indem sie uns die Genesis derselben aufzeigt, lernen wir diese erst verstehen, dieß Verständniß gibt uns den Leitfaden zu weiterer Entwicklung und Berichtigung unserer Begriffe.

Wenn wir auf den Ursprung größerer Ansammlungen menschlicher Wohnstätten, welche man im Allgemeinsten unter der Benennung „Stadt" begreift, zurückgehen, so werden wir finden, daß sie entweder dem Bedürfnisse des Verkehrs, oder politischen Verhältnissen ihre Entstehung verdanken. Ein sicherer Hafen, welcher die ländervermittelnden Schiffe bergen und die Produkte des dahinter liegenden Festlandes zu bequemer Ladung darbieten konnte, die Mündung eines mächtigen Stromes, der Zusammenfluß mehrerer Handelsarterien — seien diese Flüsse oder Straßen — luden zu gemeinschaftlichem Anbau, zu festerer Vereinigung der Menschen in geschlossenen Wohnsitzen ein. In zweiter Beziehung waren es vorzüglich mächtige Krieger und Herrscher, um deren schützende Burgen sich zahlreiche Menschen freiwillig oder gezwungen, zu besserer Abwehr gemeinschaftlicher Feinde, oder zur Erhöhung des Glanzes der Residenz des Herrschers ansiedelten. So erzählt die Schrift, daß Nimrod „der gewaltige Jäger vor dem Herrn" und ein nicht minderer Krieger, drei Städte, darunter Babylon erbaut habe. Diese doppelte Art ihrer Entstehung war von Bedeutung für die Anlage der Städte und von nachhaltigen Folgen für ihre späteren Geschicke. Hafenstädten, Handelsemporien sind die Formen ihrer Anlagen durch die Zwecke bedingt, denen sie zunächst dienen sollen, während Residenzstädte, besonders im Oriente, sowohl bei der Wahl des Terrains, als bei ihrer Anlage und Ausschmückung von der Laune des Herrschers und ihrer Prachtliebe abhängen. Erstere überdauern in der Regel alle Wechsel staatlicher Verhältnisse und hängen in Blüthe und Verfall lediglich vom Gange des Welthandels ab; letztere blühen und fallen mit der Dynastie, deren Vorliebe sie Dasein und Glanz verdanken. Die fabelhaft prachtvollen Residenzen der ältesten orientalischen Dynastien — Ninive, Babylon, Susa, Ecbatana, Persepolis — sie sind in Trümmer gefallen, verödet und nur der schützende Schutt, der sich

hügelhoch über den Mauern ihrer Königsburgen lagerte, hat uns Reste ihrer versunkenen Herrlichkeit bewahrt, die wir jetzt nach Jahrtausenden mit Staunen wieder an das Licht des Tages ziehen. Ein eigentliches Städtewesen konnte sich indeß im Oriente — in der Heimath des abstractesten Monarchismus — nie bilden; seinen prachtvollen Städten fehlte der Bürger, es waren eben nur Königsstädte. Wie noch heutzutage, kannte der alte Orient nur Paläste und goldstrahlende Tempel und neben ihnen ärmliche Hütten, so wandelbar und hinfällig, wie die Völkerschicksale des Orients, in welchen nur zwei Elemente einen fast ewigen Bestand haben, der Despotismus des Herrschenden und die fatalistische Ruhe der Beherrschten. — Eine ganz andere Bedeutung erlangten die Städte in den occidentalischen und in jenen Städten des Alterthums, welche das Mittelmeer einschließen. Hier sehen wir im strengen Gegensatze zum Oriente zwei neue charakteristische Momente auftreten — das bürgerliche und mit ihm in engster Beziehung das religiöse.

Alle blühenden Städte an den Ufern oder in den Ländern des Mittelmeeres waren im Alterthume freie Gemeinwesen, wenn auch hie und da mit aus der Vorzeit ererbten monarchischen Formen; das ganze Leben der damals zu historischer Wichtigkeit gelangten Völker concentrirte sich in ihren Hauptstädten. Sie umschlossen die freien Bürger, die Herren des sie umgebenden Landes und diese umstanden wieder schützend die Nationalheiligthümer, die Gottheiten der Vaterstadt und des davon abhängigen Gebietes. Die politische Abgeschlossenheit eines solchen städtischen Gemeinwesens wurde noch enger gekettet durch das religiöse Element. Die Stadt hatte ihre Schutzgottheiten in geheimnißvoller Weise erkohren und angefleht. Wer in derselben Stadt gemeinsame Feste und Opfer beging, gehörte zu dem staatlichen Gemeinwesen, dessen Verbindung um so inniger war, je schroffer und feindlicher man sich gegen die, welche außerhalb wohnten, fremden Göttern und andern Gesetzen folgten, abschloß. Der Bürger war aber nicht bloß freier Genosse seines städtischen Gemeinwesens, er war auch Herrscher nach außen; seine politische Macht konnte er als Eroberer oder Colonist auf fremde abhängige Gebiethe ausdehnen. Aber immer blieb die Vaterstadt der eigentliche Mittelpunkt alles politischen und religiösen Lebens, aller Macht und Freiheit, ihr Ursprung wurde auf die

Gründung durch Götter und Heroen zurückgeleitet; ihre ältesten Bewohner rühmten sich der edelsten Abstammung, einzelne ausgezeichnete Geschlechter sogar der Verwandtschaft mit Göttern. Die Heiligthümer der Nation, der Sitz der freien Regierung, die Blüthe der Künste, der Glanz der religiösen Feste erfüllte ihre Mauern mit unwiderstehlichem Zauber. Auf dem Lande wohnten für beständig in den blühenden Zeiten der Republiken des Alterthums nur Freigelassene und Sklaven. Der Aufenthalt daselbst galt für ein Zeichen der Armuth, der Trägheit, des Kummers; — er konnte beinahe einer Verbannung gleich gehalten werden. Diese Stellung der alten Städte hatte auch auf ihre Anlage den entschiedensten Einfluß, sie prägte ihnen einen bestimmten Charakter auf. Die umgebende Mauer war nicht nur der nothwendige Schutz zur Vertheidigung gegen auswärtige Feinde, sie war auch zugleich die Bedingung der festen Abgeschossenheit der *πολιτεια*, (civitas), die darin das Element ihres Daseins und Bürgerlebens erkannte. Der Mittelpunkt des Wehrsystems bildete die Akropolis, ebensowohl als festeste Stütze bei einer Belagerung, wie nicht selten als Vertheidigungs- und Angriffspunkt im Kampfe der innern Partheien, der Herrschenden und der Beherrschten. Die Macht, der Reichthum, das politische Ansehen der Stadt und ihrer Bürger mußte sich in den öffentlichen Bauten aussprechen; waren die orientalischen Residenzen Königsstädte, so stellen sich diese italischen und hellenischen freien Städte als die Städte von Königen dar. In den Tempeln der einheimischen Götter concentrirte sich das politische wie das religiöse Element dieser Gemeinwesen; diesen wandte sich daher der ganze Aufwand von äußeren Mitteln und von innerer Kunstentwicklung zu, den die Vaterstadt und die Zeitgenossenschaft darstellen konnte. Das Köstlichste aber, dessen Zerstörung das Vaterland mit den schwersten Folgen bedrohte, mußte auch am sichersten geborgen werden; daher finden wir das Heiligthum der Schutzgottheiten innerhalb der Mauern der Akropolis verwahrt, gleichsam als innersten Kern im Mittelpunkte des Staatslebens, der mit dem höchsten Aufwande des zu Gebothe stehenden Kunstvermögens geschmückt wurde. So prangte auf der Akropolis von Athen das Parthenon, der große Tempel der Athener, vielleicht das schönste Bauwerk des Alterthums, von dem Ruinen auf uns gekommen und das Erechtheum, ein Doppeltempel der Athene Polias und der Nymphe Pandrosos,

an welchem die jonische Architektur in ihrer höchsten Pracht und Eleganz erscheinen und auf den Zinnen der Burg die mehr als fünfzig Fuß hohe Statue der Athene Promachos, der Vorkämpferin, der Schirmerin und Bewahrerin der ihr geweihten Stadt. Sehr breite Straßen erforderte der nicht sehr lebhafte Verkehr dieser Städte nicht, das südliche Klima mit den heiß einfallenden Sonnenstrahlen machte sie vielmehr unerwünscht; dagegen erheischte dieses schattige Säulengänge und das öffentliche Leben einer republikanischen Staatsverfassung geräumige Plätze, auf denen man das Volk versammeln, zu ihm sprechen, seine Beschlüsse vernehmen konnte. Der Gedanke mußte sich dann von selbst darbieten, diese für das öffentliche Leben so wichtigen Räume mit architektonischen Kunstwerken zu umrahmen, auf ihnen selbst bedeutenden Monumenten vaterländischer Geschichte oder Heroen ihren Platz anzuweisen. So vereinigte sich Alles in diesen Mittelpunkten der antiken Civilisation, um den Kunstsinn zur Schöpfung einer erhabenen und bedeutungsvollen Architektur zu begründen und wie in der antiken Kunst das plastische Element vorherrschend waltet, so in den Städteanlagen das architektonische. Was ich damit sagen will, wird eine nähere Andeutung finden, wenn wir einen andern Charakterzug der antiken Welt berühren, nämlich den Mangel an Natursinn in jener Bedeutung des Wortes, wie er sich als hervortretender Charakterzug in den germanischen Völkern darstellt. Ich habe schon früher angeführt, daß der Bürger der alten freien Städte den beständigen Aufenthalt auf dem Lande seinen Freigelassenen und Sklaven überließ; sein Platz war als Mitherrscher innerhalb der Mauern seiner Stadt, in der Nähe ihrer Rednerbühnen, ihrer Gerichtshallen und Tempel, — wenn einzelne ausgezeichnete Römer in den blühenden Zeiten der Republik den Aufenthalt auf ihren Gütern vorzogen, so war ihnen derselbe mehr durch die Undankbarkeit ihrer Mitbürger, durch den Eckel an den Geschäften und den Umtrieben der Partheien aufgenöthiget, als das Ergebniß jener tiefen und sehnsuchtseligen Liebe zur Natur, die sich im Charakter wie in den Kunstwerken der germanischen Völker von jeher aussprach. Erst mit dem Verfalle der römischen Freiheit erwachte mehr und mehr die Liebe zu einem längern Aufenthalte auf den prächtigen Villen, auf welche der reiche Römer alle Ueppigkeit der Hauptstadt mitnahm und dieser nur ihr unruhiges Treiben, ihr Parthei-

gezänke und ihre Gefahren zurückließ. Es bezeichnet aber in dieser Hinsicht den ganzen Gegensatz zwischen antiker und moderner Welt, zum Theil heute noch zwischen romanischen und germanischen Völkern, daß die Römer die Natur meist nicht nur durch sich selbst zu schmücken suchten, sondern durch Werke der schönen Architektur; daß selbst in ihren Villen das architektonische Moment vorherrschte vor dem pittoresken und dem aus der Benützung der Terrain- und Vegetationsverhältnisse herorgehenden natürlichen. Das Prinzip der modernen Städteanlagen war daher gänzliche Unterodnung der Natur in der Schönheit und dem Reichthume ihrer Vegetationsverhältnisse, dagegen aber vollste Entwicklung der architektonischen und plastischen Kunst. Nur die Griechen zeigten eine Art von Natursinn bei Anlage ihrer Theater, zu welchen wo immer möglich ein Platz gewählt wurde, der die reichste und großartigste Aussicht auf Berg und Meer der Umgegend gewähren konnte; ein Vorzug, der die römischen Theater bei aller kolossalen Entfaltung architektonischer Mittel entbehren. Freilich war bei den Griechen das Theater eine religiöse und nationale Feier, bei den Römern sank es zum Mittel der Befriedigung einer müßigen oder grausamen Schaulust herab.

Wo, wie in den antiken städtischen Republiken, der einzelne Mensch so ganz im Bürger aufgeht, da ist es auch natürlich, daß die Privatgebäude gegen die öffentlichen Baumonumente zurücktreten und den Rücksichten auf öffentliche Bedürfnisse und Pracht jene für Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit des Privatlebens weichen mußten. Es ist schon ein Zeichen von dem Verfalle des alten stadtbürgerlichen republikanischen Geistes, wenn wir irgendwo Privathäuser mit besondern Ansprüchen auf Pracht der Anlage, Reichthum des äußern und innern Schmuckes hervortreten sehen; es beweist, daß der Bürger sein wahres Domizil nicht mehr auf dem Forum, sondern in der egoistischen Zurückgezogenheit des Privatlebens suchte.

Da, wie erwähnt wurde, die hellenischen und italischen Städte, die Concentrationspunkte des Lebens der gebildeten Völker waren, so mußten sie fallen, um einer neuen Entwicklungsperiode der Menschheit Platz zu machen. Sie waren die Träger der antiken Bildung und des streng in sich abgeschlossenen Stadtbürgerthums; sie mußten zerstört, oder zur Unbedeutendheit herabgebracht werden, um der christlichen Idee

des Weltbürgerthums Eingang zu verschaffen. Rom war die Vorbereitungsarbeit bei dieser Umwälzung aufgetragen; vor seinen unbezwinglichen Legionen sanken Städtemauern und Städtefreiheiten; es gab kein unabhängiges freies Gemeinwesen mehr; es selber mußte aber seine Freiheit als Opfer auf dem Altare jener Siegesgöttin niederlegen, von welcher es mit den Reichthümern und Lastern der ganzen Welt überhäuft wurde. Als die civilisirte antike Welt auf das gleiche Niveau von Knechtschaft und Corruption herabgesunken war, brachen die städteunkundigen germanischen Barbaren aus ihren Wäldern hervor und errichteten auf den Trümmern der von ihnen geplünderten oder zerstörten Städte die Staaten der modernen Welt. Die Geschichte dieser fängt mit der Entwicklung von Völkern an, wie Arndt scharfsinnig bemerkt; — nicht mit der Erhebung von materiellen Mittelpunkten, wie es Hauptstädte, sondern mit der von moralischen, wie es nationale Oberhäupter sind. Die Königsgeschlechter der Gothen, Burgunder und Franken hatten in der frühesten Zeit für ihre Nationen dieselbe Bedeutung, wie die Hauptstädte für die griechische und lateinische Welt; daher hat sich die Blüthe der klassischen Welt unter republikanischen, die der modernen unter monarchischen Formen entwickelt.

Daß nach den Erschütterungen der Völkerwanderung und unter den in Folge dieser gebildeten Verhältnissen die Entwicklung des Städtewesens von Neuem und zwar auf andern Grundlagen beginnen mußte, darf ich wohl kaum weiter ausführen. Die Entwicklung selbst konnte aber nur sehr langsam vor sich gehen; denn die germanischen Eroberer mieden die Städte; auf den Gipfeln der Berge bauten sie lieber die schützenden, ihre individuelle Freiheit gewährleistenden Burgen; in deren Nähe, im Schatten der ihnen vertrauten Wälder wählten sich ihre Mannen die Stätten ihrer Niederlassungen. Indeß, wo germanische Stämme sich in Provinzen des ehmaligen Römerreiches festsetzten, war wenigstens die Form von — freilich verödeten und durch das Versiegen ihrer Nahrungsquellen zum tiefsten Verfalle herabgebrachten Städte vorhanden, während auf dem ursprünglich deutschen Boden auch diese erst geschaffen werden mußte. Um Karls des Großen und seiner mächtigsten Vasallen Burgen bildeten sich die ersten Anfänge deutscher Städte, ursprünglich nur Wohnungen der zahlreichen Dienstmannen

und des Dienstgesindes. Eine bedeutendere Ausdehnung erhielt der Städtebau in Deutschland unter Heinrich I. (919—936). — Die Einfälle der Ungarn waren ein kräftiges Mittel, um die Abneigung der Deutschen gegen das Zusammenwohnen in Städten zu vermindern. Erwägen wir die Lage der antiken und mittelalterlichen Städte, welch ein Unterschied! Während jene ihre Ursprünge auf Götter und Heroen zurückführten, hatten diese nur eine gemeinsame Mutter — die Noth; nur einen gemeinsamen Vater, den politischen Scharfblick von Fürsten, welche in den kümmerlichen Anfängen die künftige staatliche Bedeutung des Städteelementes zu ahnen vermochten. Der Freie, Edle verschmähte es, hinter ihren Ringmauern Schutz zu suchen; sie wurden größtentheils von freigelassenen Leibeigenen, flüchtigen Hörigen, Fremden, Verfolgten bevölkert. In diesen kümmerlichen Keimen lagen aber die Lebenskräfte zu einer unendlichen Entwicklung verborgen und zwei Lebensmächte waren es, welche diese pflegten und heranreiften: Arbeit und Eintracht. Rastlose Thätigkeit in Gewerben und Handel erzeugte allmählig einen Wohlstand, den zu schützen und gedeihlich zu fördern nur dem einträchtigsten Bürgersinne gelingen konnte. Wie größtentheils die Noth die ersten deutschen Stadtgemeinden gegründet hatte, so gab ihnen auch das Bedürfniß fortwährender Abwehr von Gefahren und hemmenden Einflüssen ihre innere Organisation. Und diese Bedürftigkeit in ihrer Entstehung, dieses mühsame Ringen nach Erwerb und Existenz drückte den deutschen Städten des Mittelalters einen entschiedenen Charakter auf, der an und für sich einen ebenso entschiedenen Gegensatz gegen den der Städte des hellenischen und römischen Alterthums bildet. Gräben und Mauern umschließen hier wie dort die Stadt; aber anstatt durch ein monumentales Thor von schönen architektonischen Verhältnissen tritt man unter die düstere Bogenwölbung eines Thurmes; das Bedürfniß der leichteren Vertheidigung zwang zu möglichster Raumersparung; daher enge, krumme Gassen, kleine Plätze, dicht aneinander gereihte Häuser, welche den Raum, den der durch die einengenden Mauern beschränkte Boden nicht gestattet, der Luftsäule abgewinnen müssen und sich daher thurmartig emporgiebelten. Das Schöne und Behagliche zu berücksichtigen erlaubte der Drang der Zeiten, das Bedürfniß des Verkehrs und Erwerbs nicht; nur das Nothwendige und Nützliche kann sich geltend machen. Ist die antike Stadt

einem stolzen Strome zu vergleichen, der zwischen seinen Marmorufern dahinfluthet, so ist die Stadt des Mittelalters ein Fluß, der zwischen hohen und engen Ufern sich mühsame Bahn bricht und in seinem beschränkten Laufe allerlei Mühlwerke treiben muß.

In dem Maße indeß, als die Gefahren durch Einführung eines bessern Rechtszustandes sich minderten und der Wohlstand einzelner Stadtgemeinden sich hob, erwachte auch der Schönheitssinn und trieb an, das mühsam Gegründete, mit dem eigenen Blute beschützte auch würdig zu schmücken, daß es bei den Einheimischen Freude, bei den Auswärtigen Anerkennung des Wohlstandes und Kunstsinnes der Bürger erwecke. Die Grundanlage konnte zwar nicht geändert, das Beschränkte, Einengende, Trübe nicht entfernt werden, doch suchte man das Vorhandene in wüdigster Form darzustellen. Der religiöse Sinn verband sich mit dem künstlerisch-städtischen und es entstanden jene erhabenen altdeutschen Dome, der Triumph der Baukunst und der vollkommenste Ausdruck der christlichgermanischen Gemüthstiefe; es entstanden jene nicht heitern aber stattlichen, zuversichtlichen Bürgerwohnhäuser, die zwischen Burg und Wohnhaus mitten inne stehend, den Wohlstand ihres Besitzers, die Zuversicht desselben auf die Dauer seines Gemeinwesens und seines Geschlechtes, einen wahrhaften Mannessinn, wie eine strengbürgerliche Abgeschlossenheit bekunden.

Ein freies Element der Schönheit konnte sich hier zwar nicht entwickeln, dazu war die Anlage von Anfang an zu sehr auf das Bedürfniß gerichtet; aber der Charakter des Bedeutenden, bei allem schwerfälligen Ernste Behaglich-Sichern und des Pittoresken, im Gegensatze zum Plastischen, das in der antiken Architektur vorwaltete, macht sich auf eigenthümliche und nicht unerfreuliche Weise geltend. Für die Freiheit der Bewegung des Auges, für den erquickenden Genuß ungehindert zuströmender Luft muß die behäbige Sicherheit die nachbarliche Traulichkeit des Verkehrs entschädigen, welche noch gefördert wurde durch die Erker, von denen aus gute Nachbarn sich die Hände reichen konnten, durch die steinernen Sitzbänke, welche selten an den Seiten der Hausthore fehlen durften, um Abends die Hausbewohner zu freundlichen Gesprächen, wohl auch zu gegenseitiger Beobachtung und Kritik zu laden.

Als im Verlaufe der Zeit aber durch die Ausbildung der monarchischen Gewalt und die festere Abrundung der Staaten die Rechtssicherheit größer wurde, da konnte das Gefühl der Sicherheit, das Mauern und Thürme bothen, nicht mehr ganz schadlos halten für die Abgeschlossenheit von der freien Natur, von Feld und Hain, zu denen der tiefe Natursinn der germanischen Stämme immer mit vorzüglicher Neigung hinlenkte. Was man früher im Drange der umgebenden Gefahren, in dem Wirrsale mannigfaltiger Geschäfte weniger vermißt hatte, das machte sich nun bei festgestellter Ruhe und ungefährdetem Genusse als schweres Bedürfniß geltend. Man gewahrte, daß man die Natur aus dem städtischen Burgfrieden hinausgesperrt, daß man sich gegen sie durch verdüsternde Mauern völlig abgeschlossen hatte. Von dieser gewonnenen Einsicht an datirt sich die Einführung eines neuen Elementes in den Städtebau; das ich als das moderne bezeichnen möchte; denn es bildet einen Gegensatz gegen die antiken und mittelalterlichen Städteanlagen. Die Straßen müssen sich nun erweitern, die einzelnen Stadttheile auseinander strecken, um auch die vegetabilische Natur zwischen sich aufzunehmen; die Mauern alter Städte mußten fallen um Luft und Licht freien Spielraum zu eröffnen und über ihren Kreis hinaus dehnen sich lange Häuserreihen, mit Alleen vor sich, mit Gärten hinter sich; jedes Plätzchen, wo ein Pflanzenleben grünen und blühen kann, wird benützt und um die starren Mauermassen ein grüner Kranz üppiger Vegetation geschlungen. Die Gartenkunst ist ein integrirender Bestandtheil der modernen Städtebaukunst geworden.

Es versteht sich von selbst, daß dieses Prinzip sich nicht allenthalben geltend machen kann; durch örtliche Verhältnisse wird es nicht selten beschränkt, ja manchmal geradezu ausgeschlossen. Wo aber dieß letztere der Fall ist, da sehen wir, wo der Wohlstand der Bürger es gestattet, das seltsame Schauspiel einer doppelten Stadt; einer eingeengten, innerhalb der Thore, Häuser an Häuser, Speicher an Speicher gedrängt, voll des geschäftigen Treibens des unermüdlichen Verkehrs und einer zweiten draußen vor den Thoren, Villen an Villen inmitten blühender Gärten, der Schauplatz freudiger Muse, heiterer Spiele, erquicklicher Ruhe. So das reiche Hamburg, dem der beschränkte Raum, das Bedürfniß seines Handels die Anlage von Gärten innerhalb seiner Thore nicht erlaubte.

Die Aufnahme des Natur- — oder bestimmter ausgedrückt, des vegetativen Elements in die modernen Städteanlagen beruht aber nicht bloß auf einer Liebhaberei, oder lediglich auf dem an den germanischen Stämmen als Charakterzug hervortretenden Natursinne; die Poesie wird hier in ihren Forderungen auf das kräftigste unterstützt durch die baare Prosa, — durch die Erfahrungen auf dem Gebiete der Sanitätspolizei. Durch sie sind wir belehrt worden, wie nachtheilig zu enges Zusammenhäufen menschlicher Wohnungen und das dadurch bedingte Abschließen von Luft und Licht für die Gesundheit sei; sie hat durch ihre Anordnungen in dieser Beziehung die Häufigkeit und die Perniziosität der Epidemien vermindert. Erst die neueste Chemie hat uns Aufschlüsse gegeben über den Kreislauf im Athmungsprozesse des vegetativen und animalen Lebens und dadurch das zweckmäßige Verfahren, die menschlichen Wohnungen mit Pflanzenwuchs in nahe Berührung zu bringen; wissenschaftlich auch von dieser Seite begründet.

Wenden wir den Blick zurück auf die in den kürzesten Umrißlinien gezeichneten Charaktere der Städteanlagen in den angeführten drei Perioden, so dürfen wir als das Unterscheidende des antiken Städtebaues bezeichnen das Vorherrschen des architektonisch-Plastischen in monumentaler Großartigkeit, wogegen der Privatbau zurücktritt; — des mittelalterlichen das Vorwalten des Pittoresken, Charakterhaften, des Beschränkten und scharf Abgeschlossenen, die Geltendmachung des Privatbaues bei vernachläßigter Berücksichtigung der Gesundheit und Behaglichkeit im Allgemeinen entsprechenden Verhältnisse; — als das des modernen Städtebaues endlich Verbindung des unsicher ausgebildeten architektonischen Elements mit der freien Natur; — sorgfältige Berücksichtigung der Gesundheit im Allgemeinen; weniger monumentale Großartigkeit, als im Alterthum und selbst im Mittelalter, dafür aber weitere Ausdehnung und mehr Anlagen, welche Förderung von Bequemlichkeit, Sicherheit und Wohlsein im Allgemeinen bezwecken. In den Städtebauten des Alterthums tritt uns mehr die politisch-große, in denen des Mittelalters der bürgerlich-corporative, in denen der Neuzeit der allgemein menschliche Charakter entgegen.

Wenn wir nunmehr auf dem Wege historischer Vergleichung das Prinzip des modernen Städtebaues erkannt haben, so werden sich darnach die Grundzüge der Anforderungen leicht bestimmen lassen,

welche wir in Beziehung auf Zweckmäßigkeit und Schönheit an Städteanlagen in unsern Tagen zu stellen berechtiget sind. Es versteht sich von selbst, daß da, wo es sich um Grundsätze handelt, keine Rede sein kann von besondern örtlichen Verhältnissen, soferne durch sie der Anlage einer Stadt eine unabweisliche Richtung aufgedrungen wird, von ökonomischen Rücksichten, welche leider! nicht selten nicht nur das Bessere sondern auch das Gute, — für den Vortheil des Augenblickes oft den einer ganzen langen Zukunft als Opfer fordern; auch nicht von jenen Anlagen und Anstalten, welche gleichsam Grundbedingungen der Wohnlichkeit, Reinlichkeit und Gesundheit sind, wie Straßenkanäle, Beleuchtung, Fußwege, Wasserleitungen u. dgl. Bequemlichkeiten mehr, welche die Civilisation unserer Zeit zu dem Range unabweisbarer Voraussetzungen jedes Städtebaues erhoben hat. Meine Bemerkungen beschränken sich auf das, was man Städteanlage im engern Sinne heißt, nämlich die Vertheilung der städtischen Gebäude auf einem gegebenen Raume unter den Beziehungen der Zweckmäßigkeit oder Behaglichkeit und der Schönheit; letztere Beziehung wird noch zu einigen Andeutungen über den Baustyl namentlich der Wohnhäuser auffordern.

Wenn südliche Völker den größten Theil ihres wachen Lebens im Freien, auf Gassen und Plätzen zubringen und ihr Leben daher, wenn auch kein politisch-öffentliches, doch in gewisser Beziehung ein bürgerlich-öffentliches genannt werden kann, ein Umstand, der auf ihren Städtebau nicht ohne Einfluß bleiben mußte, so ist das Verhältniß in Deutschland ein umgekehrtes. Sitte, Lebensgewohnheit und Klima schließen uns den größten Theil des Jahres in die Wohnhäuser; daher sind sie bei dem deutschen Städtebau vor allem zu berücksichtigen; ihre Lage übt auf Gesundheit, Behaglichkeit und Lebensfreudigkeit der Bewohner den größten Einfluß aus. Daher sind die ersten Bedingungen eines zweckmäßigen Stadtbaues *sonnengerechte Lage* der Wohnhäuser und *hinreichende räumliche Ausdehnung*.

Daß eine sonnengerechte Lage nicht nur für Gesundheit und Heiterkeit einer Wohnung unerläßlich, sondern auch in ökonomischer Beziehung bei den theuern Holzpreisen, über welche überall von Jahr zu Jahr mehr geklagt wird, sehr zu empfehlen sei, ist schon anerkannt, wird aber in der Anwendung noch immer viel zu wenig beachtet. Man läßt sich nur zu häufig durch allerlei Nebenrücksichten, durch points de

vue, den Wunsch nach pittoresker Wirkung ꝛc. von diesem ersten aller Erfordernisse ablenken. Straßen, welche dem Laufe der Sonne von Ost nach West, in möglichst gerader Richtung folgen, sind in dieser Beziehung am unzweckmäßigsten angelegt, weil ihre Häuserfronten immer nur eine Seite der Sonne zukehren können und mit ihrer andern zu beständigem Schatten verurtheilt sind. Die gerade Richtung von Süd nach Nord ist jedenfalls vortheilhafter; doch hat sie den Mißstand, daß wenn die Straßen nicht sehr breit angelegt sind, die Morgen- und Abendsonne die entgegenstehenden Häuserfronten nur mit Streifbeleuchtung, die zu kurz dauert, berühren können. Am besten dürfte sich in dieser Hinsicht die Fächerform empfehlen; wenn der Mittelpunkt des Kreissegmentes im Norden angelegt wird und die Straßenradien von da nach Süden in der Richtung von Südost nach Südwest auslaufen, so erreicht man den doppelten Vortheil, daß Licht und Luft möglichst gleichförmig vertheilt sind und daß die unvortheilhafter gelegenen Transversalgassen viel kürzer sind, als die vortheilhaft gelegenen Radienstraßen. Ein gutes Beispiel einer solchen Stadtanlage bietet Karlsruhe, wo dieselbe freilich durch die Neuheit der Stadt und die Unbeschränktheit des Terrains sehr begünstiget wurde. Daß diese Form aber auch bei Erweiterung von ältern Städten anwendbar und empfehlungswürdig sei, beweiset das Beispiel von Mühlhausen, wo der ältern Stadt ein neuer Theil nach diesem Prinzipe hinzugefügt wurde; ein Bau, der überhaupt in den meisten Beziehungen als Muster eines modernen Stadtbaues angeführt zu werden verdient.

Das Prinzip der Fächerform empfiehlt sich aber auch noch in Rücksicht auf die hier aufgestellte zweite Grundbedingung — hinreichende Ausdehnung. Diese findet nämlich zum Theil einen Gegner an dem geschäftlichen Verkehre, die Conzentration, Raum und damit Zeitersparniß fordert. In älteren Städten, welche durch neue Anlagen und Zubauten erweitert werden, wird dieser Conflikt zwischen Poesie und Prosa, zwischen Erwerb und Genuß meist durch den natürlichen Gegensatz von Alt und Neu gelöst. In den engen Gassen der Altstadt, zwischen den dichtgedrängten Häusermassen häuft sich der rege Verkehr, Handel und Wandel, Gewerbe und was zur Befriedigung der Bedürfnisse des Tages gehört; in den breiten, sonnenheitern Straßen der neuen Stadt wogt kein so geschäftiges Leben, dagegen wird der Bewohner hier mehr

seines Daseins in ächt menschlicher Weise froh. Bei der fächerförmigen Anlage neuer Städte finden Handel und Gewerbe und alle Geschäfte, welche Aneinderrücken und Concentration fordern, ihr natürliches Centrum, um welches herum die Anfänge der Radien die gewünschte Concentrirung und Nähe gewähren; während mit der Entfernung der Radien vom Mittelpunkte die Räumlichkeiten wachsen und Raum zu Gartenanlagen gewähren, diesem schönsten Comfort des neueren Städtebaues, ohne welche sich ein solcher kaum mehr denken läßt. Wenn schon der Römer das rus in urbe als einen Vorzug des menschlichen Daseins pries, um wie viel mehr müssen wir bei unserm mehr ausgebildeten Natursinne, bei der eingeschlossenen und sitzenden Lebensweise, zu der uns die Verhältnisse größtentheils verurtheilen, bei der durch die Wissenschaft begründeten Ueberzeugung von dem vortheilhaften Einflusse auf unsere Gesundheit, es als eine wahre Wohlthat ansehen, Gärten an unsern Wohnungen zu haben und von diesen weg, aus dem Geschäftszimmer, vom lähmenden Schreibtische in die Arme der Mutter Natur eilen, ihren frischen belebenden Hauch einathmen zu können. Wer bei einer neuen Stadtanlage hierauf keine Rücksicht nehmen oder ihr diese Wohlthat aus ökonomischen oder andern Gründen verkümmern wollte, würde gegen ein Grundprinzip des modernen Städtebaues verstoßen und eine schwere Verschuldung gegen alle nachkommenden Geschlechter auf sich laden. Wo örtliche Verhältnisse Privatgärten durchaus nicht zulassen, suche man wenigstens diesen Mangel nach dem Beispiele der Engländer durch Anlegung von sogenannten squares zu ersetzen; d. h. durch öffentliche Rasenplätze mit Blumen und Strauchgruppen, welche für alle umliegenden Häuser einen gemeinschaftlichen Garten bilden. Auch bei der Anlage des neuen Stadttheiles von Mühlhausen war man auf einen solchen öffentlichen Gartenplatz bedacht, der wenigstens als Kinderspiel- und Turnplatz in keinem Stadttheile fehlen sollte.

Nach der Lage der Häuser, durch welche die Richtung der Straßen bedingt wird, kömmt die Breite derselben und mit ihr zusammenhängend die Höhe der Häuser in Betrachtung. Mit Rücksicht auf den Grundsatz der sonnig-heitern Stellung der Gebäude läßt sich hier als Regel aufstellen, daß die Straßen mindestens so breit sein sollen, daß der Schatten der Häuser die gegenüberstehenden Fronten frei lasse, oder nur auf kurze Zeit streifen könne; denn die sonnengerechteste Lage

einer Straße würde natürlich von keinem Nutzen sein, wenn sie so enge angelegt würde, daß die gegenüberstehenden Häuserreihen sich fortwährend beschatten und der Sonne nur bei ihrem höchsten Stande erlauben, mit ihren Strahlen in sie einzudringen. Nach dieser Regel ist aber die Normalbreite der Straße eine relative und von der Höhe der sie einschließenden Häuser abhängig; denn je höher diese sind, um so breiter muß die Straße angelegt werden und wieder je weniger sonnengerecht die Lage einer Straße ist, um so weniger duldet sie hohe Häuser, damit doch wenigstens der ihr zukommende Theil des Sonnenlichtes frei auf sie spielen könne.

Die Frage über die Höhe der Häuser leitet uns aber natürlich auf den zweiten aufgestellten Gesichtspunkt über — auf die Schönheit.

Nichts ist häufiger, als die Ansicht aussprechen zu hören, das ist ein hohes, schönes, ein stattliches Haus, so daß die Begriffe von Höhe und Schönheit sich in der gewöhnlichen Volksansicht beinahe identifizirt haben. Es liegt dieser Ansicht allerdings etwas wahres zum Grunde; denn gewiß ist ein hohes Haus unter gleichen architektonischen Verhältnissen schöner, weil zu dem Edeln seiner Verhältnisse auch noch das Grandiose tritt; allein hier zeigt sich eben auch das Unwahre dieser Ansicht, denn ein Palast und ein Privatwohnhaus können nicht gleiche architektonische Verhältnisse haben und es ist daher ein großer Unterschied, wenn ein Palast mit zwei Reihen Fenster übereinander, oder ein Privatmiethhaus mit vier Reihen Fenster die gleiche Höhe von zweiundvierzig Fuß bis unter das Dach erreichen. Im erstern Falle ist das Verhältniß ein großartiges, im zweiten ein gewinnsüchtiges; im ersten leuchtet das Prinzip der interessenlosen Schönheit von der edeln Fronte hernieder; im zweiten schaut eben das Prinzip des Utilitarismus, der bürgerlichen Prozente aus jedem Fenster heraus, wenn es auch noch so kokett mit Gesimsen und Consolen verziert sein sollte. Das mag nützlich sein, schön ist es aber gewiß nicht. Nicht daß unser Museum höher sei, möchte ich daher wünschen, wohl aber würden seine schönen Verhältnisse sprechender hervortreten, wenn der Genius der Architektur in einer schönen Nacht die dritten Stockwerke der umgebenden Häuser entführen möchte. Privathäuser, welche unsern gewöhnlichen Lebensverhältnissen und Bedürfnissen entsprechen sollen, können einen Anspruch auf Schönheit nie durch angestrebte Großartigkeit

besonders nicht, wenn diese durch die Höhe erreicht werden soll, verwirklichen. Das einzige Mittel dazu ist, sich reiner, edler Verhältnisse, der Zierlichkeit, des Freundlichen und Anmuthigen zu befleißigen. Doppeltes Gebot ist dieß aber hier, in unserer Umgebung, wo die kolossale Natur jeden Versuch durch grandiose Verhältnisse eines Menschenwerkes zu imponiren, fast lächerlich erscheinen läßt und das menschliche Kunstwerk also nur durch Adel, Grazie und Anmuth einen erfreulichen und erfolgreichen Gegensatz gegen die gigantische Bergwelt zu bieten vermag. Das haben unsere einfachen Landbaumeister mit ihren schlank in eine Spitze emporschießenden Kirchthürmen wohl verstanden.

Wenn aber doch hohe Privatwohnhäuser durch die Beschränkheit des Raumes absolut geboten werden, so haben wir an den altdeutschen Häusern an ihren treppenförmigen oder ausgezackten Giebeln mit dem zierlichen Schmucke doch ein Musterbild des Charakterhaften, während die vier bis fünf Stockwerke hohen Mauern unserer modernen Häuser überall durch einförmige lange Linien abgeschitten, weder schön noch charakteristisch, sondern nur geschmacklos sind. Diese Einförmigkeit wird noch vermehrt durch das allgemein gewordene Verfahren, die Dächer nach der Fronte des Hauses gegen die Straße abfallen zu lassen; und wenn nun vollends das Dach nicht erhöht gelegt und Raum zu einer die Mauer abschließenden höhern Hohlkehle gegeben wird, so sieht ein solches Haus eher einem Schüttkasten als einem schön sein sollenden Wohngebäude gleich. Wenn das Auge so eine lange einförmige Fronte hinabirrt, so wünscht man unwillkührlich eine Altane oder einen Erker um die trostlose Einförmigkeit zu unterbrechen und doch etwas Bedeutendes in diese Charakterlosigkeit hineinzubringen. Erker möchte ich überhaupt nicht von vorneherein verwerfen, sie sind eigentlich überdeckte und abgeschlossene, daher unserm Clima angemessene Altanen; für den altdeutschen Styl sind sie bezeichnend und geben Gelegenheit zur Entwicklung einer bedeutenden und zierlichen Ornamentirung; auch an andern Façaden können sie wohl im Styl derselben angebracht werden und dem Architekten, der Einförmigkeit vermieden wünscht, aus mancher Verlegenheit helfen; — aber an ganz unedeln, gemeinen Façaden erscheinen sie noch unedler und die styllosen Ausbauchungen, wie wir sie an manchen unserer Häuser sehen, sind wahre Kröpfe, daher geradezu verwerflich. —

Nach der Richtung der Straßen haben wir noch die Gruppirung der Häuser in denselben kurz zu betrachten. Einst, es war in der Zeit, wo die Perücken florirten und die französische Gartenscheere die armen Taxusbäume zu steifen Wänden oder zu noch steiferen Figuren verschnitt — in jener Zeit sah man das Ideal einer schönen Stadt in ununterbrochenen geraden Häuserzeilen, die sich in rechten Winkeln durchschneiden. Mannheim näherte sich sehr diesem Ideale und wurde auch allenthalben in geographischen Handbüchern als die schönste deutsche Stadt gerühmt. Diese steife Geradlinigkeit und Rechtwinkligkeit mag sich an einem in Parade aufgestellten Regimente ganz gut ausnehmen, denn dieses marschirt, bricht seine Glieder, bewegt sich; — die Häuser bleiben aber immer steif und regelrecht stehen und so hat denn auch Mannheim seinen Ruhm der schönsten deutschen Stadt eingebüßt und die Mannheimer selbst, wenn sie ihr Patriotismus verläßt, gestehen zu, das sei sehr langweilig. Allerdings müssen die Straßen in gerader Richtung ausgesteckt werden und dürfen willkührlich weder Curven noch Ecken bilden; allein von der strengen Continuität der Häuser ist man größtentheils abgegangen. Sie hat den Nachtheil, daß sie eine große Gleichförmigkeit der innern Eintheilung der Räume bedingt, weil das nur von zwei Seiten zutretende Licht die Tiefe beschränkt. Wenn die Continuität von Zeit durch eine den zwei anstoßenden Häusern gemeinschaftliche Hofmauer und Einfahrtsthore unterbrochen wird, so leidet die Perspektive der Straße nicht und diese Häuser haben nicht nur den Vortheil freierer innerer Raumeintheilung, sondern es wird zugleich der große Uebelstand vermieden, daß bei Räumung der Abtrittgruben, der Kehrichtbehälter u. s. w. der Unrath durch den Hausflur geführt oder getragen werden muß.

Einen sehr freundlichen Anblick gewährt es, wenn Häuser durch einen zwei bis dritthalb Klafter breiten Rasenplatz mit Blumengruppen von der Straße getrennt sind; von dem Grün heben sich die Façaden viel wärmer ab, als von dem schmutzigen Grau der Straße.

Colonnaden, Laubengänge, Gewölbe, wie man sie bei uns heißt, sind mehr für ein südliches Klima geeignet, wo so viele Geschäfte auf offener Straße betrieben werden, die Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen heischen; in unserm Klima dürfte die Bequemlichkeit, das Regendach nicht so oft offen halten zu dürfen — durch den Nachtheil nicht aufgewogen werden, der den Erdgeschossen durch Licht und Luftentziehung zugeht. Unser Stadtplatz wäre gewiß freundlicher, wenn er keine Gewölbe, um den Betrag dieser aber mehr Breite hätte.

Wo die Straßen der Stadt sehr breit angelegt werden, bedarf es öffentlicher Plätze gar nicht, unsere politischen Verhältnisse bedingen sie

nicht, wie im Alterthum. Nur da, wo eine große Menschenmasse zusammenströmt, vor Kirchen und Theatern, ist eine Erweiterung der Straße räthlich und diese kann durch Aufstellung von Monumenten und öffentlichen Brunnen zum Schmucke der Stadt benützt werden.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch die oft aufgeworfene Frage zu berühren, in welchem Style sollen wir unsere Städte bauen? Noch hat die moderne Architektur keinen eigenthümlichen Styl entwickelt; sie geht noch immer bei vergangenen Jahrhunderten in Kost und Lehre. Eine positive Antwort, die das einfache So oder So in sich schlösse, läßt sich daher auf diese Frage nicht wohl ertheilen; zum Theil ist sie schon in meinen früheren Andeutungen enthalten. So vielen verunglückten Versuchen der neueren Architektur gegenüber möchte man mit dem bekannten Ausspruche antworten: Jeder Styl ist gut, nur nicht der langweilige. Allein diese allgemeine Anweisung könnte auch zu einer bunten Musterkarte aller Stylarten führen, die zwar nicht wohl der Vorwurf der Langweiligkeit treffen kann, die aber durch die zu Tage liegende Rathlosigkeit einen sehr unkünstlerischen Eindruck machen würde. Im allgemeinen möchte ich für Privatwohnhäuser Vermeidung aller Prätensionen und zierliche Anmuth empfehlen; vielleicht dürfte in einer glücklichen Verbindung des altdeutschen mit dem Renaissancestyle eine Auskunft liegen, die eine nicht unfruchtbare Zukunft vor sich hätte; so lange wenigstens, bis sich freilich unter nicht wohl vorauszusehenden Verhältnissen ein eigenthümlicher moderner Styl gebildet haben wird. Für öffentliche Gebäude hat sich der byzantinisch-florentinische Styl in neuester Zeit einige Geltung verschafft, nicht mit Unrecht; denn neben einem männlichen Ernste im Aeußern, läßt er im Innern eine reiche Dekorirung durch die Schwesterkünste zu.

Für Kirchen hat der menschliche Geist noch nichts Großartigeres, Tiefsinnigeres und bei der reichsten Entfaltung des Ornamentalen Innerlicheres erfunden, als den altdeutschen Styl. Wir werden zwar keinen Cölner Dom mehr bauen; — auch eine kräftigere und glaubensstärkere Zeit ist an diesem übermenschlichen Werke ermattet; — wahrscheinlich auch keinen Straßburger oder Freiburger Münster; — aber die neue Kirche in der Au in München stellt sich als ein erreichbares Muster in jeder Beziehung dar und selbst in dem einfach und streng gehaltenen altdeutschen Style der einsamen Kirche der heiligen Kunigunde zwischen Wörgl und Kundl haben wir ein nachahmungswerthes Vorbild für einen bessern Kirchenbaustyl, als ihn die letzten drei Jahrhunderte hierlandes aufstellten.

Ueber die sittliche Bedeutung der Geschichte.

Ueber den Werth und Nutzen der Geschichte ist schon oft mit Beredsamkeit und Einsicht gesprochen worden; es ist kaum noch Jemanden eingefallen, ihn in Abrede zu stellen, nur wird das anpreisende Urtheil nach dem verschiedenen Standpunkte etwas verschieden gestellt werden. Der Jurist sucht und findet in ihr Aufklärung über die Entstehung und Entwicklung des Rechtszustandes der Völker, der Politiker und Diplomat jene der Staatenverhältnisse; der Theolog und der Religiose gehen in ihr den Führungen Gottes nach; ein Candide sieht die beste Welt im rosigen Lichte fortwährender Entwicklung voranschreiten, während der mürrische Zelot in ihr nur einen Haufen alles Schmutzes und aller Schlechtigkeit jammernd erblickt. Allen diesen subjektiven Forderungen kann die Geschichte entsprechen und sie wird es, wenn man mit solchen an sie herantritt; sie leistet Vielen vieles, aber ihre eigentliche und höchste Bedeutung liegt nach meiner Ansicht in dem Einen, das sie Allen zu gewähren im Stande ist, in der Befreiung des Einzelbewußtseins, in der Erhebung desselben zum lebendigen Zusammenhange mit seinem Volke, mit der ganzen Menschheit und das ist es, was ich zunächst als die sittliche Bedeutung der Geschichte bezeichne und worein ich ihre höchste Aufgabe setze. Um mich näher hierüber zu erklären, erlaube ich mir einen Blick auf den bisherigen Entwicklungsgang der Universal-Geschichtschreibung zu werfen;

denn nicht nur ist die Universalgeschichte der umfassendste Vorwurf der Geschichtschreibung, sondern von ihrer Auffassungs- und Behandlungsweise hängt auch jene der Spezialgeschichten zunächst ab.

Den Völkern des Alterthums war die eigentliche Universalgeschichte, wenn man diesen Begriff nur auf die ihnen bekannten Länder und Völker beschränken will, fremd. Die starre, politische wie nationale Abgeschlossenheit der Staaten ließ sie nur Bürger und Barbaren unterscheiden: der Begriff „Mensch“ der die Grundlage der Universalgeschichte bildet, war dem Bewußtsein des Alterthums ein ziemlich ferner. Bei Herodot, der uns die umfassendsten Völkergeschichten in musterhafter Genauigkeit und Aufrichtigkeit gab, gruppiren sich diese nur um einen speziellen Mittelpunkt, um die Perserkriege; und bei Polybios, welcher das Bedürfniß und den Begriff der allgemeinen Geschichte unter den Alten vielleicht am klarsten erkannte, wird die Einheit, die er für sie als ein organisches Ganze fordert und auf die er Alles beziehen möchte, durch die Welteroberung der Römer gebildet.

Erst mit dem Christenthume konnte sich der wahre Gedanke einer Universalgeschichte bilden, das Bedürfniß darnach geltend machen. Das Christenthum lehrte die Einheit des Menschengeschlechtes, den Fall, die gemeinsame Erlösung, den geistigen Monotheismus und dieselbe Kindschaft Gottes für alle Völker und Racen der Erde. Mit den erhabenen Ideen des Christenthums war nun zwar die Möglichkeit einer allgemeinen Geschichte, aber noch keineswegs die Ausführung derselben gegeben. Jene mußten sich erst ihr Dasein im Bewußtsein der Menschen praktisch und auf ihrem beschränktesten eigenen Boden mit Mühe und durch die größten Drangsale erkämpfen, ehe sie ferner liegende Wissenschaften befruchtend durchdringen konnten. Den ersten und lange nachwirkenden Impuls dazu gab der große Kirchenlehrer der heil. Augustin. Sein Werk de civitate dei bleibt immer eine wahrhaft großartige, von ächt christlicher Begeisterung eingehauchte Conception; allein der strenge Gegensatz zwischen dem Volke Gottes und der Welt, der sich nun überweltlich löst, gehört mehr der heiligen als der Profangeschichte an und diese biblische Auffassungsweise, alle Ereignisse auf die unmittelbaren Führungen Gottes zu beziehen, mag sich wohl der inspirirte Seher erlauben; der Profanschriftsteller würde dem Vorwurfe des vermessenen Urtheils und der willkührlichen Bezugnahme kaum entgehen.

Mehr oder weniger herrschte diese Auffassungsweise indeß durch den größten Theil des Mittelalters vor, bis das wiedererwachte Studium der alten Classiker das Bedürfniß nach einer mehr kritischen und pragmatischen Geschichtsbehandlung weckte. Um indeß die theologische Grundlage nicht sogleich aufzugeben, mußten zuerst die vier Universalmonarchien des Propheten Daniel das Schema bilden; welchem zwar nicht mehr die frühere großartige, überweltliche Auffassung, aber doch die im Ganzen richtige Einsicht von einer Aufeinanderfolge vorherrschender, universalhistorisch wichtiger Völker zum Grunde lag. Damit war daher auch die Geschichte von dem kirchlichen Boden auf den politischen übergetreten; ein Wechsel des Terrains, der für die Aufsuchung, Feststellung und Anhäufung der Fakta kurz für das historische Material nicht ohne Vortheil war, aber den Mangel eines durchgeistigenden Prinzips durch den rohen und geschmacklosen Empirismus, womit die Geschichte behandelt wurde, sehr fühlbar werden ließ. Als dieser seinen Sättigungspunkt erreicht hatte, trat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die naturgemäße schon früher begonnene Reaktion dagegen in Wirksamkeit. Sie machte sich in verschiedener Weise geltend; zunächst durch die Forderung, daß neben den zahllosen Königsnamen und neben den Kriegs- und Staatsaktionen auch den geistigen und sittlichen Interessen der Völker, ihren bürgerlichen Einrichtungen und Gesetzen, ihren Religionen, Künsten und Wissenschaften 2c. Platz in der Geschichte gegönnt werde. War die Geschichte lange Zeit hindurch einer alten französischen Tragödie vergleichbar gewesen, in welcher nur Helden und Fürsten mit Staatsperücken und Galanteriedegen auftraten, sollte sie jetzt ein deutsches bürgerliches Familienstück werden. Mit dieser Stellung war die Annahme des Nützlichkeitsprinzipes verwandt; mit ihm drohte der Geschichte der gänzliche Verlust der Selbstständigkeit, man wollte ihr ein eigenes Prinzip rauben; sie sollte als Magd des Nutzens dienen und diesem helfen nach seinem Bedürfnisse, bald als Lehrerin der Lebensweisheit, als Sammlerin nützlicher Beispiele, praktischer Rathschläge für Haus und Feld, in Summa, sie sollte Geschichten-Exempel erzählen, aber nicht Geschichte sein.

Sowohl dieser Richtung gegenüber, wie auch besonders als den Keim, der zu einer fruchtbaren Behandlung anleitete, erblicken wir einen bedeutenden Fortschritt in dem Versuche, die allgemeine Geschichte prag-

matisch zu behandeln. Nicht nur das Beispiel der alten Geschichtschreiber, denen Pragmatie durch die Oeffentlichkeit des von ihnen geschilderten Volkslebens bedingt war, sondern auch jenes mehr oder weniger gelungener Spezialgeschichten munterten hiezu auf. Die genaue Kenntniß der Thatsachen durch die Erforschung der auf ihre Entstehung einwirkenden Ursachen und Verhältnisse; die verständige Verknüpfung der historischen Fakten in ihrem natürlichen Verhältnisse von Ursache und Folge ist allerdings eine dem Wesen der Geschichte entsprechende Forderung, deren Lösung dem Ideal der Geschichtschreibung anzunähern schien; allein so ganz äußerlich gefaßt, wie es damals geschah, konnte sich diese Idee nicht zu einem durchgreifenden Prinzipe erheben. Von der Ansicht ausgehend, daß die Geschichte gemacht werde, d. h. daß die geschichtlichen Evolutionen der Völker und der Menschheit in jedem Zeitraume das subjektive Werk einzelner mächtiger und hervorragender Persönlichkeiten seien, mußte man den einheitlichen Faden verlieren und sich auf das Gebiet der subjektiven Willkühr, des reinen Zufalles verirren. Indem man auf solche Weise unsicher genug den Beweggründen und Veranlassungen nachspürte, durch welche die historischen Individualitäten zu ihrer Handlungsweise bestimmt worden sein sollten, gewann man lauter einzelne lockere Fäden, die bei jedem Versuche, sie fester zu knüpfen, rissen und die Aussicht auf eine sich ins Alltägliche verlaufende Fläche. Die Ueberschätzung der Memoirenliteratur, welche so häufig darauf hinausgeht, das Größte aus den kleinsten Zufälligkeiten, aus bloßen Persönlichkeiten ableiten zu wollen, gehört diesem historischen Momente an. Einer solchen Auffassungsweise entsprach das triviale Resultat, daß der Mensch immer und überall derselbe sei, daß nichts Neues unter der Sonne geschehe, und dergleichen wohlfeile Weisheit, die man eben nicht erst durch mühsame Geschichtsforschung und Anekdotenjagd hätte erkaufen dürfen.

Indeß das ewige Gesetz des dialektischen Entwicklungsprozesses des menschlichen Geistes machte sich auch hier bald geltend und stellt auch diese Auffassungsgsweise nur als den Durchgangspunkt zu einer höhern und umfassenderen dar. Bei der eben geschilderten zerbröckelnden atomistischen, jede innerlich lebendige Bewegung negirenden Betrachtungsweise konnte sich der menschliche Geist nicht beruhigen; er nahm doch Bewegung und Thätigkeit in dem mehrtausendjährigen Leben der

Menschheit wahr; sollte dieselbe gar keine Richtung, keinen Zielpunkt haben, sondern sich in zweckloser Geschäftigkeit rastlos verzehren, um immer wieder dasselbe hervorzubringen? Wenn auch die auf dem Schauplatze der Geschichte auftretenden Menschen immer dieselben Kräfte und Anlagen, Tugenden und Leidenschaften mitbringen, so zeigte sich doch im Leben der Menschheit selbst ein Fortschreiten und dieses in das Auge fassend wurde aus der allgemeinen Geschichte die Geschichte der Menschheit als ein besonderer Zweig hervorgehoben und von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an, eine Zeit lang mit großer Vorliebe behandelt. Durch die fast gleichzeitigen Weltumseglungen eines Anson, Bougainville, Cook u. A., welche das civilisirte Europa mit so vielen Völkerstämmen auf den Stufen der angeblich primitiven Gesellschaftszustände bekannt machten, wurde diese Richtung auch äußerlich besonders begünstiget. Der Abstand zwischen der Civilisation Europas im achtzehnten Jahrhunderte, welches sich vorzugsweise das der Aufklärung nannte und den armen Päschereys z. B. war ein zu auffallender und die erweiterten ethnographischen Kenntnisse erleichterten die Aufgabe, von diesem Standpunkte menschlicher Gesittung an eine aufsteigende Scala allmäligen Fortschreitens in Kenntnissen, Gesittung, bürgerlichen Einrichtungen, technischen Fertigkeiten u. s. w. zu entwerfen, bis man endlich auf dem Gipfelpunkte der Zeit und des eigenen Volkes angelangt war, wo der Geist mit stolzer Ruhe sich niederlassen und von wo er mit großer Selbstzufriedenheit auf die tief unter ihm Stehenden herabschauen zu können meinte. Der Fortschritt der Menschheit selbst aber wurde ziemlich mechanisch aufgefaßt als die Summe der überlieferten Kenntnisse und Erfahrungen, welche sich in steigender Progression mehren mußte und daher eine schwindelnde Höhe von Civilisation in glänzende Aussicht stellte. Dagegen erhoben sich aber die nüchternen Historiker; sie wiesen auf den größten Theil der Menschheit hin, der noch in Unwissenheit und Barbarei begraben liege, auf die Völker, welche schon eine bedeutende Kulturstufe errungen hätten und entweder zurückgesunken oder gänzlich untergegangen seien; und endlich auf das Resultat ihrer pragmatisirenden Geschichtforschung, daß der Mensch bei allem Wechsel der äußern Volksschicksale doch immer derselbe geblieben sei. Einen mächtigen Verbündeten fand diese Einrede an der damals in England und Frankreich vorherrschenden Reflexionsphilosophie Lockes

und Condillacs. Dieser zu Folge ist der Mensch von Natur nichts, ohne Inhalt und Richtung, völlig bestimmungslos, ein bloßer Stoff, der Alles erst von Außen her wird, durch die Umstände, das Klima, den Boden, die Lebensweise, Beispiel, Zwang. Durch derlei Agentien wird der Mensch, d. h. der abstrakte allgemeine Mensch, bestimmt und äußerlich zu dem geformt, als was er sich in der Geschichte zeigt; Kultur, Künste, Wissenschaften verhalten sich eigentlich zu ihm nur äußerlich und die Geschichte der fortwährend sich anhäufenden Summe dieser Faktoren ist daher ebenfalls nur eine äußerliche, gleichsam ein Additionsexempel.

Mit dem aufgestellten Prinzipe der Geschichte der Menschheit, dem des nothwendigen Fortschrittes kam diese Philosophie zwar ebenfalls nicht in direkten Widerspruch: aber indem sie die Menschennatur als etwas abstrakt Allgemeines und das Verhältniß der Kultur zu demselben als etwas ganz äußerliches auffaßte, mußte sie zwar einerseits einen Fortschritt in den menschlichen Institutionen zugeben, aber anderseits ein wirkliches Fortschreiten der Menschheit eben so entschieden negieren.

Der Tiefe des deutschen Geistes war es vorbehalten, über diesen Widerspruch hinaus das Prinzip der Geschichte weiter zu entwickeln. Herder in seinem an den reichsten Anregungen so fruchtbaren Werke: „Ideen zur Philosophie der Geschichte", hat hiezu den Anstoß gegeben. Ihm verdanken wir die Anerkennung der individuellen Eigenthümlichkeit der Nationalcharaktere, statt der unmittelbar vorhergehenden Richtung auf das abstrakt Allgemeine der Menschennatur; er wies auf den Ursprung derselben aus der lebendigen, genetischen nach innerm Gesetz bei Völkern wie bei Individuen sich entwickelnden Lebenskraft, welche statt des unlebendigen Gesetzes äußerer Kausalität über die Entwicklung der Völker entscheide; endlich erklärte er demgemäß den Fortschritt als einen solchen der lebendigen Kräfte und Lebensformen, statt ihn als bloße traditionelle Vererbung äußerer Mittel und deren Summirung aufzufassen. Herders Ideen sind die Grundlage der Geschichtsbehandlung unserer Tage geworden; aus ihnen entwickelte die Philosophie jene Prinzipien, welche für die Auffassung der Geschichte maßgebend und leitend geworden sind.

Es würde zu weit führen, wenn ich den Gang darlegen wollte, welchen die Philosophie der Geschichte in strenger logischer Entwicklung durch die Evolutionen des philosophischen Gedankens in der Aufeinanderfolge von Kant, Schelling und Hegel nahm. Für meinen Zweck möge es genügen, den allgemeinen Standpunkt, auf welchen die Philosophie der Geschichte und das Prinzip der Geschichtforschung gelangt sind, so kurz und in der Kürze so faßlich als möglich anzudeuten. Der strenge Gegensatz, in welchem das Denken auf seinen früheren Entwicklungsstufen Geist und Natur auseinander hielt, wird vermittelt durch den Begriff des Absoluten, in welchem sich Erscheinung und Wesen, das Ideale und Reale zusammenschließen. Geist und Natur sind daher Offenbarungsmomente desselben Einen Göttlichen, des Absoluten und so wie sie einer Wurzel entsprossen sind, folgen sie auch demselben Gesetze innerer Entwicklung. Der Geist offenbart sich in der Natur und Geschichte durch nie ruhende, durch immer erneuernde Thätigkeit; diese Thätigkeit ist aber eben, weil sie eine Aeußerung des Geistes ist, nicht ein zufälliges, willkührliches Thun, sondern sie beruht auf seiner inneren Gesetzmäßigkeit; diese zu erforschen, das Vernünftige, Wesentliche aufzuzeichnen, aus dem dunkeln Grunde des Bewußtseins den subjektiven Geist durch die verschiedenen Stufen und Formen des Denkens bis zum vollen Selbstbewußtsein zu entwickeln, ist die Aufgabe der Philosophie; was diese im Gebiete des reinen Denkens zu lösen hat, soll die Geschichte im Gebiete der Thatsachen, der äußerlichen Manifestationen des Geistes nachweisen. Allerdings kann sich die Geschichte, wenn sie ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wahren will, nicht zur Dienerin des philosophischen Begriffes hergeben, ihr eigenthümlicher Boden sind die durch die Erfahrung gegebenen Thatsachen; aber sie hat im Gewirre derselben einen sicher hindurch leitenden Faden gewonnen und aus dem Gebiete des rein Aeußerlichen, des Zufälligen, der Willkür und des Zweifels hat sie sich auf das der wahren Freiheit, d. i. der Vernünftigkeit, der innern gesetzmäßigen Entwicklung des subjektiven Geistes in seiner höchsten Erscheinung, nämlich der ganzen Menschheit, gerettet. Damit hat sie nun die wahrhaft sittliche Grundlage und Bedeutung gewonnen. Die Form, unter welcher das Geistige zur Erscheinung kömmt, ist die des organischen Lebens; denn selbst das, was die Naturwissenschaft zur Zeit noch

unorganisch nennt, muß diesem Gegensatze unterliegen, nur kennen wir jetzt noch den tieferen Zusammenhang und das Leben desselben zu wenig, und die Benennung „unorganisch" dürfte mehr ein Bekenntniß unserer bisherigen Unwissenheit, als das Zugeständniß einer unlebendigen Natur sein. Jeder Organismus bedingt seinem Wesen nach ein eigenthümliches Lebensprinzip — Individualisirung — und eine lebensvolle Gliederung. Die Idee des organischen Lebens, welche nach dem Vorausgeschickten auch auf die Geschichte ausgedehnt werden mußte, hat sich für dieselbe sehr fruchtbar erwiesen. Ein Volk, als Organismus gefaßt, ist nun nicht mehr ein Aggregat bloß äußerlich verbundener, durch äußere Umstände und Ereignisse zusammengeführter Individuen, sondern eine lebendige Einheit, ein System vielgestaltiger durch Eine Grundkraft beherrschter Kräfte, das den Grund seiner verschiedenen Entwicklungsphasen und Veränderungen in sich selber trägt. Diese Grundkraft, dieses Lebensprinzip, auf welchem die Besonderung des Individuums, wie die eines Volkes beruht, müssen wir beim erstern als Individualität, beim letztern als Volksgeist bezeichnen. Worin sie beruht, läßt sich nicht sagen, sie ist eben der unergründliche Grund jeder Besonderheit in der Erscheinung, der sich nicht weiter erklären, aber noch weniger abläugnen läßt. So wenig ein Ich je ein Du werden kann, eben so wenig kann der Deutsche je ein Franzose, der Franzose je ein Engländer u. s. w. werden. Man hat früher auf die Wirkungen des Bodens, des Klimas u. s. w. hingewiesen, um die Volksthümlichkeiten zu erklären; allein diese wohl hemmenden oder fördernden Momente reichen zur Erklärung derselben lange nicht aus. Man hat daher auch die politischen und sozialen Einrichtungen u. s. w. zu Hilfe genommen, aber dabei vergessen, daß diese eben schon Resultate der Eigenthümlichkeiten eines Volkes sind. Der Volksgeist ist es, der diese Nationalitäten besondert und jedem Individuum, jedem Stamme, jedem Stande, jeder Einrichtung sein eigenthümliches Gepräge aufdrückt und sie trotz der verschiedenen Richtungen, welche die Einzelnen einschlagen mögen, unausweichlich in Eine Gesammtrichtung mit fortzieht. Wenn die Betrachtung des von zahllosen Sternen besäeten Himmels, der im unermeßlichen Raume ausgegossenen Weltsysteme dem denkenden Geiste eine nie versiegende Quelle der Bewunderung und des Nachsinnens ist, so dürfte der Hinblick auf den bewundernswerthen Organismus

eines Volkes nicht minder erhebende Gedanken hervorrufen. Millionen Individuen bewegen sich, je nach den verschiedenen Richtungen ihrer Persönlichkeit und nach den äußern auf sie einwirkenden Verhältnissen, auf den verschiedenartigsten oft abweichendsten Bahnen; sie gehen vereinzelt oder einigen sich zu Familien, Gemeinden, Stämmen, aber alle bilden nach innerer Nothwendigkeit nur Eine Organisation, welche von Einem Lebensprinzipe beseelt ist, dem Volksgeiste, dem sich kein Einzelner, sei er geistig verdumpft oder aufs höchste entwickelt, entziehen kann. Und wie das Individuum, die Familie, die Gemeinde u. s. w. die Gliederung des Volksleibes bilden, so bilden die Völker zusammen wieder den Leib der Menschheit, welcher eben so ihrem innern Gesetze der Entwicklung zu folgen hat, wie das Individuum und das Volk. So geht das Gesetz des organischen Lebens durch die Natur wie durch den bewußten Menschengeist; durch das Sonnensystem, wie durch das Infusorium, durch die einzelne Persönlichkeit, wie durch die ganze Menschheit.

Dieser Standpunkt ist gewiß schon an sich ein sittlicherhebender, durch ihn erhält erst das ewig wahre Terenzische: Homo sum, et nil humani a me alienum puto, seine rechte Bedeutung und Würdigung. Sehr wahr sagt ein neuerer Geschichtslehrer: „Dem ist das tiefste Heiligthum einer geschichtlichen Bildung noch verschlossen, den sie nicht im Innersten erfaßt, erweitert und zu Einigung mit Volk und Geschlecht geführt hat. Aus den Schranken des Einzelbewußtseins, aus der eiteln Anbeterei einer besondern Zeit- und Bildungsstufe will sie zum ganzen vollen Gefühl der Menschheit, der Nationalität, der eigenen geistigen Vergangenheit erheben. Nur wo dieses Hineinleben in das Ganze unseres Geschlechtes, in die tieferen göttlich geordneten Quellen unseres Daseins sich ankündiget, da erst ist die Krone historischer Betrachtung möglich.“

Und, erlauben Sie mir hinzuzufügen: so viel ist der Mann werth, als er von dem Bewußtsein in sich aufzunehmen vermag. Seine Individualität kann und soll keiner aufgeben, aber aus der engen Beschränkung und Verdumpfung des Einzelbewußtseins soll er heraustreten, sich als lebendiges Glied seines Volkes fühlen, sich in dasselbe mit vollem Bewußtsein, mit freudiger Theilnahme hineinleben; das ist edel und sittlich, denn es wehrt jedem beschränkenden, verflachenden Egoismus.

Die Geschichte ist es, welche zunächst diesen Janustempel zu eröffnen vermag und sie erweitert den Blick auch noch über die Schranken des Volksbewußtseins hinaus in das Leben der gesammten Menschheit; sie begeistert ihren Jünger zu der edelsten Gesinnung, indem sie ihm die gesetzmäßige Entwicklung seines Geschlechtes durch sechs Jahrtausende aufweiset; sie versöhnt ihn mit der Gegenwart und erhebt ihn über das kleinliche Treiben des Augenblicks, indem sie ihm zum Bewußtsein bringt, daß diese Gegenwart das Resultat, die Frucht der gesammten vorausgegangenen Evolution der Menschheit, daß sie als solche aber wieder nur Moment weiterer Entwicklung ist. Von diesem Standpunkte aus läßt sich jene Ruhe des Geistes und jene Höhe der Gesinnung gewinnen und bewahren, welche die Erscheinungen des Tages nach ihrer Bedeutung für die Gesammtheit würdiget, den Irrthum als Durchgangsstufe zur Wahrheit nicht verurtheilt, den im Einzelnen befangenen Egoismus in seiner Nichtigkeit verachtet, der Partheien Gunst oder Haß übersieht und nichts übereilen, nichts gewaltsam hemmen, durchsetzen oder abbrechen will, weil jede geistige Thätigkeit ihren nothwendigen Entwicklungsgang haben muß und durch die Wahrheit, — durch keine andere Waffe, — niedergekämpft und für immer beseitiget werden kann.

Noch andere Fragen, welche der früheren Geschichtsbetrachtung wie Räthsel der Sphinx klangen, finden nun ihre Lösung oder wenigstens eine Erledigung, welche uns auch von dieser Seite die sittliche Bedeutung der Geschichte zu Gemüthe führt. Es ist vor Allem die Frage, ob die Geschichte der Menschheit einen wirklichen Fortschritt nachweise, oder nicht vielmehr ein beständiges Vor- und Rückschreiten, ein Auf- und Abwogen der Völkerfluth? Begibt sich in der Geschichte wirklich Neues, oder gibt es nach dem alten Sprüchworte nichts Neues unter der Sonne; wiederholt sich Alles nur im Leben? Die historischen Empiriker werden uns die Völker vorführen, welche nach und nach den Schauplatz der Geschichte betraten, eine universalhistorische Wichtigkeit errangen und dann hinsanken in Unterjochung und Unbedeutendheit; sie werden uns hinweisen auf die hohe, in ihrer Art kaum mehr erreichten Blüthe des menschlichen Geistes unter den hellenischen Stämmen und auf die tiefe Nacht der Unwissenheit und Barbarei, welche mit den germanischen Stämmen über das römisch-kultivirte Europa herein-

brach, sie ziehen die Summe von Gewinn und Verlust gegen einander und rufen aus: Beide gleichen sich im Leben der Menschheit aus; kein Gewinn, dem nicht ein Verlust entspräche; die eine Schale steigt nur, indem die andere fällt; was ein Volk an behaglicher Breite der Existenz, an ausgedehnter Entwicklung der Intelligenz gewinnt, geht ihm an energischer Tiefe des Charakters verloren; ein Volk blüht, das andere verwelkt; es ist eben nur ein athemloser Kreislauf, dessen Ziel über die Peripherie des Kreises hinausfällt.

Die Philosophie der Geschichte weiset diese trostlose Ansicht, welche ein höheres Walten in der Geschichte negirt, von sich, sie beruft sich auf das von ihr erkannte Gesetz der überall vorhandenen nachweisbaren Offenbarung des Geistes, der daher nichts Geistloses, Vernunftwidriges, Unlebendiges hervorzubringen vermag und auf die allgemeinen Gesetze des Lebens. Alles Leben geht aus seiner Einheit in die Vielheit von Kräften über, die eben weil einer Freiheit entstammend, einander verwandt, aber in ihrer Einseitigkeit sich auch einander entgegengesetzt sind; durch das Wechselspiel dieser Kräfte ist das Leben bedingt; jede Kraft strebt über ihre Schranke hinaus, ruft dadurch die entgegenstehende zum Kampfe für ihre Erhaltung heraus und indem sie sich also kämpfend wechselseitig anregen und steigern, vollziehen sie den Prozeß des Lebens so lange, bis sie in einem gemeinsamen, dem Zwecke des Ganzen, dem sie angehören, entsprechenden Produkte ihre Ausgleichung finden. Ein und dasselbe Gesetz ist es, welches in der Natur, wie in der Geschichte waltet, nur mit dem Unterschiede, daß es sich in der erstern an Objekten bethätiget, welche noch nicht zum Selbstbewußtsein durchgedrungen sind, während das Subjekt die Phasen desselben in seinem Bewußtsein trägt. In der Natur scheint es daher sich immer in demselben engen Kreislaufe zu bewegen und die neuen Produkte gleichen ganz den vorausgegangenen, deren Lebensprozesse sie ihr Dasein verdanken; im Bewußtsein aber und in der Geschichte ist kein Moment dem vorhergegangenen gleich, eben weil der vorhergegangene schon im Bewußtsein des nachfolgenden enthalten und dieser jedenfalls um diesen seinen Vorgänger reicher ist. Das Leben des Bewußtseins strömt in beständigem Flusse fort, es sind niemals dieselben Gegensätze und nie kehren sie ganz auf denselben Punkt zurück; immer entsteht etwas neues aus ihrem Conflikte, sei es, daß eine neue Seite oder ein

reicherer Inhalt sich hervorstellt. Dieselbe Wahrheit, die ich als Kind, als Jüngling, als Mann denke, wie ist sie nach diesen verschiedenen Entwicklungsstufen meines Denkens dieselbe und doch eine andere! Wie legt sich ihr Inhalt immer reicher auseinander, wie treten ihr! Beziehungen und Zusammenhänge immer klarer und umfassender hervore Eben deßhalb ist auch unser Thun, diese Veräußerlichung unsers Denkens, Erkennens, Empfindens nie mehr ganz dasselbe, wenn sich auch die äußere Handlung anscheinend ganz auf dieselbe Weise wiederholt.

Wie mit dem Leben der Individuen verhält es sich mit dem der Völker, deren Bewußtsein die Geschichte ist, — freilich nicht bloß die geschriebene oder gedruckte, sondern auch die in lebendiger Ueberlieferung, in Sitten und Institutionen sich forterbende. In großartiger Ruhe vollzieht sich dieser Entwicklungsgang der Völker; immer derselbe, aber immer Neues erzeugend; nicht so sehr Neues an äußern Thatsachen, als Neues je nach der jeweils gewonnenen Stufe der Entwicklung des Geistes. Daher muß jeder Versuch, das einmal Ausgelebte, Erstorbene erneuern zu wollen, ein verfehlter sein; er schließt einen doppelten Widerspruch in sich; — einmal weil das Ausgelebte seinem Schicksale nicht verfallen wäre, wenn noch eine naturgemäße Lebensfähigkeit ihm einwohnte, daher der Versuch, es dennoch im Kreise des Lebens festzuhalten, ein Eingriff in die gesetzmäßige Entwicklung des Lebens ist, das seine Institutionen nach innerer Nothwendigkeit aus sich selbst gestalten will — und sodann weil das regenerirte Alte, wenn seine Regeneration wirklich gelänge, nicht mehr das Alte wäre, sondern ein dem Geiste nach Neues, das eben deßhalb mit seiner alten Form in Widerspruch gerathen würde.

Mit dieser Erkenntniß ist auch die Frage des Fortschrittes eigentlich erlediget, doch kömmt noch ein anderes Verhältniß in Betrachtung. Es liegt im Wesen des organischen Lebens und es zeigt sich besonders im Leben des Geistes, daß die im Organismus ruhenden Anlagen nicht alle zugleich in die Erscheinung treten, sondern daß sie sich im Verlaufe der Zeit und in gewisser Stufenfolge entwickeln und daß diesen Wandlungen, diesen Entwicklungsmomenten ein Wechsel der Organe, der äußern Gestaltung entspricht. Die Völker, welche auf dem weltgeschichtlichen Schauplatze eine hervorragende Rolle spielten, waren eben die Organe solcher Entwicklungsmomente in dem Leben

der Menschheit und so wie diese ihre Bestimmung erfüllt haben, treten sie zurück, bis die ihnen zugefallene Rolle entweder von ihnen oder von andern Völkern in höherer Potenz oder in anderer Stellung zum allgemeinen Bewußtsein wieder aufgenommen wird. Ja wie in der Seele des Menschen verschiedene Kräfte nachgewiesen werden, so scheinen einzelne dieser Kräfte auch in verschiedenen Völkern hervorragend, und wie in den verschiedenen Altersstufen des Individuums auch bald dieses bald jenes Seelenvermögen mit überwiegender Thätigkeit hervortritt, so ist auch dieses oder jenes Volk je nach dem Entwicklungsgange des allgemeinen menschlichen Bewußtseins bald zur Thätigkeit bald zur Ruhe berufen. Ich brauche hier nur an den Gegensatz der romanischen und der germanischen Völker zu erinnern. Der Charakter der erstern ist phantasiereiche Sinnlichkeit, naive Hingebung an das Aeußerliche; die letztere zeichnet das Gemüth und die innerliche Vertiefung aus, geistige Richtungen, von denen jene mehr dem Kindes- diese dem Jünglingsalter entsprechen. Der Antagonismus dieser Nationalitäten erscheint daher als ein in ihrer Natur begründeter und die universalhistorische Hegemonie ist bisher wechselweise immer demjenigen Theile zugefallen, dessen der Genius der Menschheit eben zu seinem Fortschreiten bedurfte. Dieser Antagonismus ist es, welcher gegenwärtig nach allen Richtungen den Inhalt der europäischen, ja man kann sagen der allgemeinen Geschichte bildet, noch durch Jahrhunderte hindurch bilden wird, bis ein neues Element vermittelnd oder beide in sich aufzehrend hervortreten wird. Dieses neue Element müßte aber nach dem Gesetze des organischen Lebens reicher begabt und lebenskräftiger sein, als diese beiden; das dürfte der Trost für jene sein, welche in der erwachenden slavischen Nationalität einen Grund zu Besorgnissen für Westeuropa sehen. In dem sich ablösenden successiven Auftreten und Zurücksinken universalhistorischer Völker dürfen wir daher keinen Verlust und keinen Kreislauf wahrnehmen, sondern vielmehr nur den Wechsel der Organe für gewisse, dem Ganzen der Menschheit förderliche Entwicklungsmomente. Solche Völkerwechsel gleichen den Krisen, welche im einzelnen Völkerleben den Uebergang von einer Stufe zur andern vermitteln, wie im Naturprozesse sind es auch hier in der Regel Zeiten des Verfalls, der trüben gährenden Mischung, woraus sich wieder eine neue Welt gestaltet. Wenn auch das neu in die Geschichte eintretende Volk wieder

von der Kindheit der Kultur ausholen und das Werk der Bildung scheinbar von neuem begonnen werden muß, so ist dieser Bildungsgang doch wieder von den eigenthümlichsten Erscheinungen begleitet, welche selbst wieder einen gewonnenen Moment in der Entwicklung des allgemeinen menschlichen Bewußtseins bilden.

Schon lange bedient man sich für das Leben der Völker eines analogen Bildes aus der Natur, man spricht von ihrem Wachsthume, ihrer Blüthe, ihrem Welken und Verfallen; ebenso von einem Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter eines Volkes. Es liegt in dieser Ausdrucksweise viel Wahres, nur darf man die Analogie nicht bis zum Verwechseln mit dem Wesenhaften treiben und nicht außer Acht lassen, daß das Einzelnwesen dem physischen Tode erliegt — ein Volk aber nicht, es träte denn eine sehr unwahrscheinliche Naturrevolution ein, welche ganze Länder plötzlich verschlänge. Die Geschichte ruft, indem sie auf die Völkerleichen hinweiset, uns zu sittlicher Kräftigung und Erhebung zu: Kein Volk ist je bloß durch äußerliche Gewalt — durch physische Unterjochung zu Grunde gegangen, sondern jedes starb durch eigene Verrottung. Nicht in den gesunden Kern eines Volkes konnte je die Kralle des Eroberers sich einhauen, sondern nur in die angefaulten Theile. Der physische Tod des Individuums ist eine unausweichliche Nothwendigkeit, einem Volke aber ist, — wenn ich mich so ausdrücken darf, — seine Unsterblichkeit in seine Macht gegeben. So lange es sich im Bewußtsein seiner Individualität und der sittlichen Grundlagen seiner Existenz erhält, kann es nicht untergehen. Geistige Thätigkeit, sittliche Kraft und die Freiheit, beide zu bewahren, sind seine Lebenselemente — und diese zu erhalten steht in eines jeden Volkes Gewalt. Wenn aber statt dieser Mächte, Gleichgiltigkeit gegen das allgemeine Wohl, Widerwillen und Abstumpfung Platz greifen, wenn alle höheren Lebensregungen sich in Privatinteressen verflachen und in einem äußerlichen, entgeisteten Staatsmechanismus untergehen, dann ist die Periode der Auflösung, des baldigen Absterbens eingetreten, wie beim Individuum, wenn der Blutumlauf sich allmählig mehr und mehr von den Extremitäten zurückzieht und die Peripherie verläßt, bis es im Centrum vollends stockt. Ein Volk kann sich allerdings nicht immer auf der gleichen Höhe der Geltung erhalten; aber wenn es auf diese Art zu Grunde gegangen, dann hat es sich durch

einen geistigen Selbstmord getödtet und wie nach dem leiblichen Tode der leibliche Organismus seine Bestandtheile den allgemeinen Elementen zurückgibt; so gehen auch die noch lebenskräftigen geistigen Elemente eines also untergegangenen Volkes auf jenes über, das den Gang der Menschheit-Entwicklung zu seinem Beherrscher und zu seinem Erben berufen hat.

Die aus der neuern Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie hervorgegangene Anerkennung auf ihre innerste Natur gegründeter Volksthümlichkeiten hat in unserer Zeit eine früher in dieser Weise noch nicht dagewesene Erscheinung hervorgerufen — den Streit der Nationalitäten und das ängstliche Bemühen, nicht nur sich als solche zu behaupten, sondern auch ihren Ursprüngen und Beziehungen bis in das fernste Dunkel der Vorzeit nachzugehen, um verlorene Glieder aufzusuchen und sie wieder in der Einheit des Nationalbewußtseins mit sich zusammen zu schließen. Bei der früheren Geschichtsauffassung, gemäß welcher der Schwerpunkt eines Volkes in die äußern Einflüsse und in die politischen Einrichtungen, unter welchen es sich zu einem Staat konstituirte, gelegt wurde, mußte das nationale Element mehr in den Hintergrund treten und es konnte sich erst seine volle Geltung verschaffen, seit man in der Besonderung der Völker ein eigenthümliches Lebensprinzip, eine naturwüchsige Nothwendigkeit erkannte. Was früher aus dem rohen Instinkte der Völker als Sympathie oder Antipathie in dunkeln Gefühläußerungen hervortrat, ist gegenwärtig zum vollen Bewußtsein als etwas nicht Zufälliges, sondern als ein Naturgesetzliches gelangt. Diese Konflikte der Nationalitäten, in denen besonders die zurückgebliebenen, welche an der Entwicklung der europäischen Menschheit bisher mehr äußerlich und formell, als innerlich und wesenhaft Theil genommen haben, sich nun förmlich überstürzen, um das Versäumte nachzuholen und gleiche Geltung mit den vorausgeeilten zu erringen; diese Konflikte könnten eine beunruhigende Erscheinung der Gegenwart bilden, wenn nicht auch hier die Geschichte warnend, beruhigend, lehrend, ihre ganze sittliche Bedeutung entfaltete; wenn sie nicht selbst den Krieg, den sie entzündete wieder zu einem höheren, dauerhafteren, allgemeinen Frieden zu vermitteln wüßte. Sie gebietet uns in ihrer sittlichen Hoheit Achtung vor jeder Individualität, sei es die eines Einzelwesens oder eines Volkes zu hegen; denn diese ist etwas Gottgegebenes, welcher

Menschenwille nichts hinzuthun, wie nichts wegnehmen kann, sie lehrt uns, daß die Individualität eines Volkes dessen unzerstörbares, nur durch eigene Feigheit und Verdumpfung verlierbares Eigenthum sei; daß daher alle Eroberungskriege, alle Künste der Politik selbst aus der Schule Machiavells, das Fremde sich anzueignen, so lange es noch lebenskräftig ist, nichts nützen, daß jedes Volk nicht nur das Recht, sondern auch die weltgeschichtliche Nothwendigkeit in sich trägt, seine Individualität zu entwickeln, sie auszuleben, sie stellt uns eine ungehemmte, wetteifernde, lebensfrische Entwicklung möglichst vieler Völker als das Ideal eines gesunden, gedeihlichen Lebens der ganzen Menschheit hin, wo sich überall Kraft an Kraft stärkt, Thätigkeit an Thätigkeit entzündet, Vermögen an Vermögen entwickelt und der Gewinn des Einen Allen in Rechnung getragen wird. Die Geschichte schwingt in ihrer Hand die Friedenspalme, indem sie als Schlachtfeld nicht auf den Boden roher physischer Gewalt, sondern auf die unblutigen Kampfplätze geistiger Bewegungen zeigt, indem sie darauf hinweist, daß Ströme von Blut, die in den grausamsten Kriegen vergossen wurden, keinen einzigen wahrhaft fruchtbaren, weltbewegenden Gedanken zu ersticken, aber auch nicht einen einzigen hervorzubringen vermochten, daß alle wahrhaften Siege nur auf geistigem Gebiete erkämpft, alle dauernden Eroberungen nur auf diesem gemacht wurden. Wahrlich nicht an der Geschichte, an der Eindringlichkeit, Klarheit und sittlichen Kraft ihrer Lehren liegt es, wenn nicht schon das goldene Zeitalter des ewigen Friedens, die Saturnia regna, von denen der römische Dichter träumte, hereingebrochen ist, sondern nur an der Unachtsamkeit, an der Unwissenheit und Leidenschaftlichkeit der kleinen Menschen, denen sie leider! bisher meistentheils eine vergeblich warnende Kassandra war. Den Herrschenden aber und den Völkern ruft die nimmermüde, wahrheitgetreue Lehrerin zu, den ersteren: Pfleget jeden Keim, der edelste und lebenskräftigste wird die andern am Ende naturgemäß überwuchern, — den letztern aber: nur durch Tüchtigkeit und Würdigkeit könnt ihr eure Nationalität bewahren, durch Ungerechtigkeit gegen andere beginnt ihr sie zu zerstören, denn Ungerechtigkeit ist immer ein Zeichen der Schwäche.

Aus dem Gebiete dieser Konflikte führt uns die Geschichte aber auch noch auf ein anderes, höheres. Freiheit und Nothwendigkeit heißen

die beiden Eimer, auf deren wechselnder Schwebe der philosophische Geist sich in die tiefsten Tiefen der Spekulation niedersenkt; deren Versöhnung ihm immer noch nicht gelingen will, denn wenn sich der eine senkt, hebt sich der andere und ist der Punkt ihres Gleichgewichtes nicht gefunden. Aber nicht bloß im Gebiete des spekulativen Denkens tritt uns der Gegensatz dieser Weltmächte entgegen, das Gebiet der Geschichte ist nicht minder davon durchdrungen. Wir haben als den Grundgedanken der Geschichte ausgesprochen, daß sich die Menschheit nach dem Gesetze des organischen Lebens entfalte, daß sie ihre Metamorphosen nach innerer Nothwendigkeit durchlaufe, daß sie eine fortschreitende Entwicklung zeige, nach einem Ziele hin, das uns bisher verborgen und durch den bisherigen Gang der Menschheit kaum erst in dunkeln Räthseln angedeutet ist. Ein Gesetz der Nothwendigkeit scheint hier zu walten und Völker wie Individuen scheinen keine andere Bedeutung zu haben als die, die unfreiwilligen Träger, die kaum bewußten Werkzeuge dieser „ehernen *Αναγκη*", welche den Wagen der Zeit lenkt und treibt, zu sein. Ihr gegenüber steht die individuelle Freiheit und der ganze Apparat des Zufalls, mittelst welchem die Geschichte ihre Scenen abzuspielen liebt. Das Nebeneinanderstehen dieser beiden Faktoren und ihr Zusammenwirken ist das tiefste Räthsel des Daseins, daher auch ihr Resultat, die Geschichte, zu deren buntem Gewebe sie Zettel und Einschlag liefern, in ihrem Werden und in der Vereinzelung ihrer Erscheinungen so geheimnißvoll ist. „Wir bemerken wohl", sagt ein trefflicher Geschichtforscher, „wie mitten durch das Gewühl zusammenströmender Einflüsse die Entwicklung, vielleicht mit Abweichungen, die aber vor dem Ganzen verschwinden, ihren stillen gemessenen Gang fortsetzt, wie selbst der (anscheinende) Zufall oft so wunderbar in ihn einpaßt, wie die Zersplitterung und Entzweiung immer wieder zur Einheit zurückkehrt, die Freiheit, als hielten sie unsichtbare Bande, nie zu weit von ihr abzuschweifen vermag, selbst noch in scheinbar höchst zufälligen Aeußerungen des Menschenlebens das Gesetz auf überraschende Weise durchblickt, und es ist die erste Aufgabe der Wissenschaft, die Spuren dieser Gesetzmäßigkeit zu verfolgen." Die Spekulation, deren Streben dahin geht, alle Gegensätze zur Einheit zu vermitteln, möchte auch diese gerne negiren oder dialektisch in einander aufgehen lassen, allein die Geschichte muß sie festhalten, sie zeigt ihr wirkliches, lebendiges, fortbestehendes

Dasein durch alle Momente der Geschichte, das kein Raisonnement vernichten kann, sie tritt gegen jedes Sophisma mit den unerbittlichen Thatsachen heran und wenn sie selbst die Versöhnung dieser Gegensätze sucht, so findet sie dieselbe im religiösen Glauben. Der Glaube an eine gütige, allwaltende Vorsehung geht durch alle Perioden der Menschheit hindurch; er ist die Leuchte, welche dem irren Schiffer die Richtung seiner Fahrt zeigt und wenn auch in Zeiträumen furchtbarer Aufregung, gewaltsamer Gährungsprozesse diese himmlische Leuchte zu verdunkeln drohte, bald flammte sie nur um so intensiver wieder auf die Macht des Zweifels zerstreuend und den Trost göttlicher Nähe in das bange Menschenherz strahlend.

Daraus ergibt sich die hohe sittlich-religiöse Bedeutung der Geschichte, zumal in der Einheit, welche sie durch die — in diesem Vortrage angedeutete Idee der organischen Entwicklung erlangt hat. Wir sehen in dem Gange der geschichtlichen Entwicklung nun nicht mehr bloß ein gelegentliches, vereinzeltes Eingreifen Gottes in die aus ihren Fugen weichende Welt, vielmehr erscheint uns die ganze Geschichte in ihrem innigen Zusammenhange und in ihrer großartigen Ordnung als Sein Werk, dessen Weisheit wir in ihr wie in der Natur in ihrer Gesetzmäßigkeit mehr noch zu bewundern haben, als in jenen noch so wundervollen vereinzelnten Abweichungen. Erst in Verbindung mit der Idee der Vorsehung erhält die Entwicklungsgeschichte ihre höchste geistige Verklärung. Das Gesetz ist nicht mehr das blindnothwendige, der Zufall nicht mehr das Unvernünftige; unter dem Begriffe der Zweckmäßigkeit erscheinen beide jetzt als die freie That einer das Kleine wie das Große mit gleicher Liebe umfassenden höchsten Weisheit, welche den von ihr geschaffenen Keim in seiner Entwicklung pflegt und fördert und alle auf ihn einwirkenden Einflüsse der äußern Natur, der Umstände und selbst der subjektiven Freiheit, in Angemessenheit zu dem vorgesteckten Zwecke planmäßig lenkt und ordnet. Die Geschichte der Menschheit ist, so angesehen, die Geschichte ihrer Erziehung. Schon Lessing deutete darauf hin, wie mit den stufenweisen Fortschritten der Menschheit sich auch die Erziehungsmittel steigern; eine Reihe großer Männer, hervorragender Völker hervortreten, von denen neues Licht und immer erneutes geistiges Leben ausströmen. Die Sendung dieser erscheint als göttlicher Beruf, als welthistorische Aufgabe. Alle Krisen und Kämpfe

aber, der Verfall und Untergang der Völker, jene dunkeln blutigen Blätter der Geschichte sind nur die naturgemäßen in ihrer Erscheinung schmerzliche, in ihren Folgen wohlthätig läuternden Uebergänge zu neuem höheren Leben.

Mit dieser geistig verklärenden Ansicht sind wir auf dem Boden des Christenthums angelangt, in ihm zeigt uns die Geschichte das kräftigste Mittel der Erziehung des Menschengeschlechtes und zugleich den höchsten Endzweck derselben. Ich habe bisher die objektiv-sittliche Bedeutung der Geschichte bis zu ihrer höchsten, geistigsten Entwicklung hinanzuführen versucht; erlauben Sie mir, auch der subjektiv-sittlichen Seite mit einigen Worten zu gedenken. Die Geschichte ist eines der heiligsten geistigen Besitzthümer des Menschengeschlechts; auch sie hat daher ihr Priesterthum und fordert von ihren Priestern eine heilige Weihe. Sie selbst ertheilt zwar diese Weihe, aber erst allmählig im Verlaufe fortgesetzten, aufrichtigen und treuen Studiums und denjenigen ihrer Jünger, welche sich mit der reinsten Achtung vor der Wahrheit ihrer verschlossenen Tempelpforte nähern. Achtung vor der Wahrheit, lauteres Streben nach ihr bildet die erste Stufe dieser geistigen Initiation. Wenn die Geschichte sich als die hohe sittliche Macht, die sie in der That ist, bewähren soll, so muß jede andere Rücksicht vor ihrer Wahrheit verstummen; nur an der Hand dieser kann sie ihre hohe Sendung erfüllen. Hier hilft kein Verschweigen des Mißbeliebigen, kein schonungsvolles, künstliches Umgehen des Unangenehmen, kein Deuteln, Wenden und Krümmen im Dienste des Vorurtheils oder Interesses; — die reine, lautere, volle Wahrheit allein weiht zum Priester der Geschichte. Und diese ungeschmückte Wahrheit führt dann zur Gerechtigkeit; nur wer alle Umstände erforscht, wem sich der Charakter der Individuen und Verhältnisse wahr erschlossen hat, nur der vermag auch gerecht zu urtheilen und das Recht in seiner zeitlichen Erscheinung, wie in seiner ewigen Bedeutung unbefangen zu würdigen. Wahrheit und Gerechtigkeit leiten aber zur Freiheit; — keine Form macht frei, nur wer sich vom Dienste der Lüge und der Feigheit, dem Sklavenjoche des Unrechts befreit hat, ist wahrhaft frei. Mit muthigem klarem Blicke überschaut er die Verhältnisse der Menschen, ihr oft durch Leidenschaft und Eigensucht verworrenes Treiben; — kein äußerer Prunk kann ihn blenden, kein hohler Schein täuschen,

denn der wahrhaft Freie ist auch charakterstark. Die höchste Weihe aber, welche die Geschichte verleiht, die Krone der vorausgegangenen ist die **Liebe**, sie die **Frucht der Freiheit**, die mit mildem Sinne alle Schwächen der Menschheit beurtheilt; den edeln Kern auch in Entartungen zu finden weiß, alles Menschliche mit gleicher Sorge umfaßt und das Endurtheil Gott allein anheimstellt.

Also Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe sind die geistigen Erfordernisse eines wahren Historikers und in der That, wer sie erworben, wem die Geschichte das Siegel dieser Weihen auf die Stirne gedrückt hat, der hat ihren sittlichen Einfluß im höchsten und edelsten Maße empfunden.

Um das Resultat meines heutigen Vortrages zum Schlusse noch kurz zusammenzufassen, erlaube ich mir noch die Worte eines Geschichtlehrers anzuführen, welche er vor Kurzem bei Eröffnung seiner Vorlesungen sprach: „Ethische Läuterung des Gemüthes", sagt er, „haben die besten und edelsten Menschen aller Zeiten in der Geschichte gesucht; jeden tüchtigeren Geist will sie emporheben aus dem Treiben kleinlicher Partheien, aus dem Hasse der Schulen und Sekten, der Stände und Provinzen. Jedem absolutistischen Willen in der Philosophie wie in der Theologie und in der Rechtswissenschaft tritt sie überall mit ruhigem Angesichte entgegen. Sie, die das Bild der Menschheit und die großen Lebensresultate von Jahrtausenden in sich bewegt und in den Schicksalen wie in der innern Anlage und Ausrüstung der Völker und Individuen die Winke einer höhern Ordnung sucht und erkennt, — sie läßt sich durch das Kleinliche augenblicklicher Bestrebungen nicht in der Aufgabe stören: an alle Vereinzelung einen größern Maßstab zu legen und alles Menschliche in das Licht ewiger Ideen zu erheben."

Politisches.

Tirolische Gedanken.

On ne s' appuie que sur ce que resiste.
Zu deutsch:
Auf ein Schilfrohr kannst du dich nicht stützen.

I.

Als wir die kaiserlichen Erlässe vom 31. Dezember 1851 zu Gesichte bekamen, und sie mit jener Aufmerksamkeit wieder und wieder durchlasen, welche so wichtige, in das ganze Staatsleben auf das tiefste eingreifende Verfügungen nothwendig bedingen, waren unsere Gedanken unwiderstehlich von der Betrachtung angezogen, wie sich wohl in Folge der nun bevorstehenden Umbildung der Organisation nicht bloß der Verwaltung, sondern auch der gesellschaftlichen Grundlagen die Verhältnisse Tirols gestalten werden. Wir wurden bei diesen Betrachtungen von jenem Vertrauen in die a. h. landesväterlichen Absichten erfüllt, welches den treuen Tiroler in allen Stürmen der Zeit nie verläßt; und wir hielten uns mit freudiger Zuversicht an den Satz des ersten a. h. Patentes vom 31. Dezember, worin es heißt: „Um zu denjenigen Einrichtungen zu gelangen, welche geeignet sind, den Bedürfnissen Unserer verschiedenen Völker, so wie den Bedingungen der Wohlfahrt aller Schichten derselben zu entsprechen, und die Stärke Unserer Regierung zur Befestigung der äußern und innern Sicherheit, Einheit und Macht des Staates zu kräftigen, werden die Wege der Erfahrung und der sorgfältigen Prüfung aller Verhältnisse

eingehalten und die daraus abgeleiteten organischen Gesetze fortschreitend zu Stande gebracht werden."

Das sind ächt kaiserliche Worte, die jedes patriotische Herz mit Freude, mit froher Hoffnung erfüllen müssen. Jeder wahre Freund des Vaterlandes muß eine starke Regierung wünschen, welche in sich die Kraft hat, die Staatsbürger siegreich gegen innere und äußere Feinde zu schützen; eines wohlgeordneten Staates Macht und Ehre ist zugleich jedes einzelnen Bürgers Macht und Ehre. Ein Staat wird aber nur stark durch die Einheit seiner Glieder: „Eintracht gibt Macht" ist ein altes deutsches Sprichwort, das eben die Deutschen zu ihrem äußersten Schaden nur zu oft in Vergessenheit gerathen ließen, und dessen Wahrheit die deutsche Geschichte durch blutige Köpfe und abgerissene Glieder deutlich genug prediget. Es gibt allerdings zweierlei Arten von Einheit, die eine wird dadurch erzielt, daß alles Leben aus den Gliedern weggezogen und künstlich auf einen Mittelpunkt gesammelt wird, von dem aus die Bewegung erfolgt; die Glieder haben keine, durch eigenthümliches Leben bedingte Bewegung, sie sind nur wie Theile einer Maschine, die stehen oder gehen, je nachdem das Hauptrad steht oder sich umdreht. Von diesem Mechanismus und seinen Folgen gibt uns seit sechzig Jahren Frankreich ein Beispiel, das gewiß nicht zur Nachahmung einladen kann; sondern vielmehr eine deutliche Warnung für jeden Staatsmann sein dürfte, wie man die Sache nicht machen soll. Die andere Art der Einheit ist die des lebendigen, wirklichen Lebens; wo überall Selbstthätigkeit, daher Kraft und Wirksamkeit ist, aber auch Alles sich auf den leitenden Mittelpunkt, auf den herrschenden Gedanken bezieht, und alle einzelnen Thätigkeiten von der gleichen Liebe zum Herrscher, zum Gemeinwohle, zum Vaterlande durchdrungen werden. In diesem Sinne haben wir auch immer unseres allverehrten Kaisers vielbedeutenden Wahlspruch: „Viribus unitis" aufgefaßt. Geeinte Kräfte, nicht gebundene, mechanisch-unlebendige Kräfte sollen in freier Liebe zusammen wirken, um das schöne, große, reiche Vaterland zu erhalten, zu schützen, und zu immer höherer Blüthe zu entwickeln. Und eine auf diesen Gedanken gestützte Hoffnung für die künftige Gestaltung unserer Verhältnisse glauben wir auch aus dem angeführten Satze des a. h. Patentes herauslesen zu dürfen. Wir sollen Einrichtungen erhalten, welche geeignet sind, den

Bedürfnissen der verschiedenen Völker des großen österreichischen Kaiserstaates zu entsprechen; um aber dazu zu gelangen, sollen Wege der Erfahrung und der sorgfältigen Prüfung aller Verhältnisse eingeschlagen werden. Das ist der leitende, aus wahrhaft landesväterlichem Wohlwollen und tiefster Einsicht in die Bedürfnisse der österreichischen Völker entsprossene Gedanke; und wenn sich ihn die zur Gestaltung und Ausführung desselben berufenen Männer nur immer recht lebendig vor Augen halten werden, so wird er ein Segen für unser Vaterland werden.

Die „Wege der Erfahrung" führt uns die Geschichte; sie ist selbst die Erfahrung, „die graugewordene Alte," deren Lehren und Warnungsrufe die Revolutionärs aller Farben übermüthig von sich wiesen, bis wieder die „graugewordene Alte" in Gestalt der Nemesis, bald trägeren, bald eiligeren Schrittes, sie überfällt, das Werk ihres Stolzes und ihrer Selbstwilligkeit zerstäubt, wie Spreu vor dem Winde, und selber emsig und stille fortwirkt an dem Gewebe, zu welchem die göttliche Vorsehung den Einschlag und das Recht den Zettel gibt. So wie jede Revolution in einem Bruche mit der Geschichte eines Staates besteht, so sehen wir erst in der Rückkehr zu den geschichtlichen Elementen des Staatslebens den vollständigen Bruch mit der Revolution, um uns einer oft gedankenlos nachgebeteten Phrase des Tages zu bedienen; denn man bricht nicht mit der Revolution, sondern die Revolution bricht in sich selbst zusammen, so wie man allseitig und ernstlich wieder sich auf den Boden der geschichtlichen Fortentwicklung stellt; denn dieser ist auch der Boden des Rechts, und der einzige, auf welchem sich ein dauernder, Alle, Haupt und Glieder gleich schützender Bau aufführen läßt.

Die Geschichte ist aber nicht bloß Vergangenheit, und das Recht ist nicht bloß ein todter Buchstabe; die Gegenwart fordert ebenfalls ihre Berücksichtigung und das Recht seine Fortbildung, wenn es nicht zum Unrecht erstarren soll; daher verlangt das a. h. Patent „eine sorgfältige Prüfung aller Verhältnisse." In dieser Forderung unseres Kaisers liegt uns die sichere Gewähr gegen die mechanische Gleichmacherei; wenn die Verhältnisse sorgfältig geprüft werden, so wird das Resultat dieser Prüfung unfehlbar die Entstehung von Einrich-

tungen sein, welche sich diesen Verhältnissen anpassen; denn wozu wäre sonst diese Prüfung a. h. angeordnet worden?

Die a. h. festgestellten „Grundsätze für organische Einrichtungen in den Kronländern des österreichischen Kaiserstaates" werden unser Leitfaden für die Betrachtung der zukünftigen Verhältnisse unseres Heimathlandes, dieser oberste in dem kaiserlichen Patente vom 31. Dezember 1851 ausgesprochene Grundsatz wird aber unsere Leuchte sein, welche die dunkle Zukunft mit Strahlen der Hoffnung erleuchtet, und auf welche jeder Freund des Vaterlandes unverrückt, wie auf seinen Polarstern, das Auge richten wird.

II.

Stärke und Dauer sind diejenigen Eigenschaften, welche von Staatseinrichtungen sowohl im Interesse der Regierenden als der Regierten gefordert werden müssen. Man sollte glauben, daß beide sich wechselseitig bedingen, daß eine Staatseinrichtung, welche der Regierung Stärke verleiht, ihr auch zugleich möglichst lange Dauer verspreche. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil; Frankreich hat seit der Revolution durchaus starke Regierungen gehabt; das heißt solche, bei welchen das Prinzip der ausgedehntesten Centralisation sich geltend machte, und daher die größtmögliche Macht der Einwirkungen auf alle Verhältnisse in den Händen der Regierenden und ihrer Organe vereiniget war, und doch hat keine dieser anscheinend so mächtigen Regierungen in Frankreich seit 1789 Dauer gehabt. Der Imperialismus, der legitime Constitutionalismus, die Charte, welche eine Wahrheit sein sollte, die Republik, sie alle haben sich mit dem stärksten Apparate der Machtentwicklung umgeben; nichts, auch nicht die unbedeutendste Gemeindeangelenheit durfte ohne Vorwissen und Genehmigung der Regierungsbehörden geschlichtet werden, jeder Maire eines Dorfes ist ein von der Regierung ernannter Beamter; jeder einzelne Beamte ist durch seine unbedingte Absetzbarkeit zum willenlosen Werkzeuge in der Hand seiner Vorgesetzten gemacht; glaubt die Regierung nicht auf unbedingten Gehorsam für ihre Maßregeln, oder auch nur auf ein sehr eifriges Eingehen in dieselben rechnen zu können, so entfernt sie die Angestellten ohne weiters, und sendet erge-

benere und eifrigere Diener an deren Stelle; man sollte bei solcher Concentrirung der Gewalt, bei solcher äußeren Abhängigkeit der Einzelnen wie der Corporationen von ihr fast an eine Allmacht und Ewigkeit dieser Macht zu glauben versucht sein. Und doch sind alle diese Gewalten vor unsern Augen in Ohnmacht vergangen; und nach jeder Veränderung mußte sich der neue Erbe der Gewalt nur um so schwächer fühlen, je mehr er sich von dem heiligenden Einflusse der Zeit, von der gebietenden Ehrfurcht altherkömmlicher Sitte und Rechte verlassen sah.

Eine gute Administration, — eine Organisation der Behörden, welche derselben zu entsprechen vermag — ist allerdings ein Bedürfniß der Völker; sie ist ein Element der Stärke für die Regierung, wenn sie wirklich gut ist, aber ein Element der Dauer ist sie ihrer Natur nach nicht. Dieß kann sie nur dann sein, wenn sie im Einklange steht mit solchen Einrichtungen der Gesellschaft, mit solchen Gliederungen des Volkslebens, welche ihrer Natur nach die Bürgschaft der Erhaltung des Bestehenden, der ruhigen Entwicklung des Fortzubildenden in sich tragen. Darüber sind jetzt so ziemlich alle verständigen und ruhigen Beobachter der Zeitgeschichte einig, daß die Gewähr für die Dauer der Staaten und ihrer Verfassungen weniger von willkührlichen Einrichtungen, mögen diese abstrakt genommen, noch so verständig sein, als von den Zuständen des Volkslebens abhänge. Daher der Ruf nach Berücksichtigung und Vertretung der Interessen, nach Gliederung in Corporationen auf Grundlage dieser Interessen; daher die Einsicht, welche sich immer mehr Bahn bricht, daß eine Vertretung nach der bloßen Kopfzahl, ohne Grundlage von Volks-, insbesondere von volkswirthschaftlichen Zuständen etwas Unnatürliches, Bodenloses sei, welches den Staat fortwährenden Schwankungen und willkührlichen Veränderungen aussetze. Wenn man aber auch über die Wahrheit und Richtigkeit des Grundsatzes einig ist, so bleibt noch immer eine bedeutende Schwierigkeit für die Lösung der Frage, wie lassen sich diese Interessen abgränzen, wie stellen sie sich in äußern Vereinigungen, in Korporationen, dar, um als solche anerkannt zu werden, und nach ihrer politischen Stellung als konservative Elemente wirken zu können? Das Problem ist für die neueren Verfassungsbildungen noch nicht gelöst, und es wird sich auch nicht genügend

lösen lassen, wenn man nicht die historische Grundlage eben so sorgfältig, wie die gegenwärtigen Zustände des Volkes berücksichtiget.

Trotz der großartigsten Anstrengungen, welche man in neuester Zeit für die Förderung von Industrie und Handel gemacht hat, ist Oesterreich noch immer vorwiegend ein Ackerbaustaat, und wird es auch noch lange — vielleicht für immer bleiben. Es ist daher nur übereinstimmend mit den vorhandenen volkswirthschaftlichen Zuständen, wenn bei der Bildung derjenigen Organe, welche zunächst den Zweck haben, eine Interessenvertretung darzustellen, dem Grundbesitze eine vorwiegende Berücksichtigung zu Theil wurde. Die hieher bezüglichen Grundsätze sind in den §§. 9, 16, und 34—36 niedergelegt. Wenn wir dieselben schärfer ins Auge fassen, so dringt sich die Ansicht auf, daß dieselben für Tirol und Vorarlberg nach den hierländigen Verhältnissen nur eine sehr beschränkte Anwendung finden können. In Vorarlberg findet sich gar kein landsässiger Adel, in Tirol kennt man den „herrschaftlichen großen Grundbesitz", dem die §§. 9 und 36 eine vom Gemeindeverbande ausgenommene, besondere Stellung anweisen, ebenfalls nicht. Die Grundsätze berücksichtigen ferner einen Unterschied zwischen großem und kleinem Grundbesitze, der allerdings ein wohl berechtigter ist, da die landwirthschaftlichen Interessen gar oft nicht dieselben sind, wenn der große Grundbesitz von solcher Ausdehnung ist, daß er eine auf anderen Grundsätzen beruhende Bewirthschaftungsmethode bedingt. Aber auch dieses Verhältniß dürfte sich in Tirol schwerlich finden, wenigstens nicht in dem Maaße, daß sich dadurch eine gesonderte politische Stellung rechtfertigen ließe. Auch wer ein sogenannter großer Grundbesitzer bei uns ist, besitzt nicht ausgedehnte große Güterkomplexe, wie sie in andern Provinzen vorkommen, sondern er besitzt nur mehrere einzelne Bauernwirthschaften, deren Bearbeitung und landwirthschaftliches Interesse ganz dasselbe ist, wie das der kleineren Grundbesitzer. Lokale, gemeindliche Differenzen gibt es allerdings; sie sind aber nicht von der Art, um eine Unterscheidung polititscher Elemente dadurch zu rechtfertigen. Der Unterschied der landwirthschaftlichen Interessen ist kein durch die Quantität des Grundbesitzes bedingter, sondern ein klimatischer. Die klimatischen Verhältnisse bedingen nicht nur ganz verschiedene Kulturen, sondern auch mitunter einander widerstrebende Interessen. Das war ein in der frühern

Verfassung und Wirksamkeit der Stände vorzüglich maßgebender Punkt, welcher die schonendste Beachtung fortwährend in Anspruch nahm. Wer die ständischen Verhandlungen kennt, wird wissen, daß sich die möglichste Ausgleichung dieser widerstrebenden Agrikultur-Interessen wie ein rother Faden durch dieselben hindurch zieht, und daß einzelne Landestheile nicht selten sich bedeutende Opfer für diesen Zweck und für diesen das Land als Ganzes auffassenden Gesichtspunkt gefallen ließen. Als ein Beispiel hiefür mögen die Jahrhunderte alten Verbote der Einfuhr italienischer Weine zu Gunsten der etschländischen Weinproduktion angeführt werden.

Seit der Grundentlastung gibt es in Tirol kein anderes widerstrebendes Agrikultur-Interesse, als allenfalls das durch die klimatischen Verhältnisse bedingte. Relativ großer und kleiner Grundbesitz machen da keinen wesentlichen Unterschied; und es ist der erstere durchaus nicht an einen besondern Stand — den Adel — gebunden, und auch nur vorzugsweise in dessen Händen, wenigstens nicht in Nordtirol.

Der §. 34 erwähnt auch des ständischen Adels, und wie es scheint in einer Art Gegensatz zu dem „mit einem zu bestimmenden Grundbesitze versehenen Erbadel." In dem immatrikulirten Adel, welchen wir allein als den „ständischen" begreifen können, liegt, nach seinen bekannten, und bezüglich der einzelnen Familien höchst verschiedenen Besitzverhältnissen kein gemeinsamer Grund einer besondern politischen Stellung. Allein da er ein Jahrhunderte altes Recht auf eine solche hatte, und dieses historische Recht durch keine Schuld verwirkt hat, so soll auch dieses Recht nicht mißachtet werden. Der immatrikulirte Adel Tirols könnte als eine Korporation betrachtet werden, und als solche eine Vertretung in Anspruch nehmen, welche aber im Interesse des Ganzen und mit Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse schwerlich bis zu dem frühern Maaße ausgedehnt werden könnte.

Das konservative Element, das nachhaltigst konservative Element, welches die Grundsätze vom 31. Dezember aufzufinden und festzustellen sich zur Aufgabe machen, lag in Tirol von jeher in dem „freien Grundbesitze," ohne Unterschied auf Ausdehnung desselben, und ohne Unterschied, ob der Grundbesitzer im Lodenkittel, im bürgerlichen Bratenrocke, oder im schwarzen Fracke einherging. Aber der Zahl und der Kraft nach bildeten von jeher den konservativen Grundstock, den

Kern des Volkes die Männer im Lodenkittel, und sie werden ihn fort und fort bilden, wenn die Einrichtungen des Staates sie bei ihrem freien Grundbesitze zu schützen und zu erhalten trachten. Hier ist das Feld, wo der politische Standpunkt sich mit dem volkswirthschaftlichen und finanziellen ausgleichen muß, wenn nicht die bestgemeinten politischen Formen und Einrichtungen ihre beabsichtigte Wirkung verfehlen sollen. Will man das vorzugsweise konservative Element in Tirol, das seinen Konservatismus schon so oft rühmlichst nicht bloß leidend, sondern thatkräftigst bewährte, pflegen, so muß man es dem meist in kümmerlichen, oder wenigstens beschränkten ökonomischen Verhältnissen lebenden Bauern in Tirol ermöglichen, sich als sebstständiger Besitzer auf seinem Grunde zu erhalten. Die Gesetzgebung muß daher vor Allem dahin trachten, daß er nicht dem Kapitale verfalle, wie dieß in Wälschtirol schon größtentheils eingetreten ist. Die Grundentlastung mit der bedeutenden beweglichen Kapitalschuld, in welche sie die unbewegliche Naturalschuldigkeit verwandelte, hat diese Gefahr für den ärmeren Grundbesitzer sehr vergrößert, und diese wird durch eine Besteuerung, welche geradezu in den meisten Fällen aus dem Vermögensstocke entrichtet werden muß — wir meinen die Besitzveränderungs- und Erbschaftsgebühren — noch bedeutend näher gerückt. Der ohnehin meist verschuldete Grundbesitz muß die Hilfe des Kapitals noch mehr in Anspruch nehmen: die allmählige Folge davon ist, daß der Mangel oder der hohe Preis des Kapitals den Werth des Grundes herabdrückt, und daß der freie Besitzer allmälig Pächter oder Taglöhner wird. Vor diesem traurigen Wechsel in der ganzen volkswirthschaftlichen Lage des Landes, der den Staat selbst am empfindlichsten treffen müßte, weil er ihn seines konservativen Elementes berauben würde, gibt es nur einen Schutz: weise Oekonomie, welche die Steuerlast eher zu mindern gestattet, als zu erhöhen gebietet, und eine die Verhältnisse wohlwollend und einsichtig zu berücksichtigende Gesetzgebung, welche nur möglich ist unter Beizug einsichtiger, loyaler, die Volkszustände genau kennender, und eben so unbefangen als furchtlos darstellender Männer. Daß der Güterzerstückung Einhalt gethan werde, ist allerdings ein nothwendiges, aber nicht das einzige Mittel gegen die Verarmung des Grundbesitzers in unserm Lande.

Die Aufrechthaltung der besondern Vorschriften zur Erhaltung der Güterkomplexe der Bauerschaft, dort wo solche Vorschriften bestehen (§. 34) dürfte sich als nicht genügend für den beabsichtigten Zweck darstellen. Die Gesetzgebung muß hier noch in anderer Weise einzuwirken suchen; auf welchem Wege, werden wir noch später zu berühren Veranlassung haben. Wir haben die allseitig als trefflich gerühmte Pragmatikalverordnung der Kaiserin Maria Theresia vom Jahre 1770; sie hat sich als ein Damm gegen manches Verderbliche bewährt; aber häufig als ein zu schwacher, der allzuleicht und allzuhäufig durchbrochen wurde. Die Gewalt der Verhältnisse, das Privatinteresse, die sorglose Handhabung des Gesetzes von Seite derjenigen, welche dasselbe ausführen sollten, irrige volkswirthschaftliche Ansichten, welche über dem Vortheile des Augenblicks den Wohlbestand der ganzen Zukunft aus dem Auge verloren, — diese und manche andere Umstände wirkten zusammen, daß dieses Gesetz häufig in Vergessenheit gerieth, was dessen Republikationen bezeugen, oder daß es theilweise gar nicht beobachtet wurde. Es handelt sich auch nicht bloß darum, das Uebel zu weit getriebener Güterzerstückung für die noch bestehenden geschlossenen Bauerngüter zu verhüten, sondern auch da, wo es bereits überhand genommen hat, es nach Thunlichkeit der Verhältnisse zu mindern. Gesetzliche Bestimmungen über die Zusammenlegung abgestückter Güterparzellen, sogenannter walzender Gründstücke fehlen, wenigstens solche, welche nach den gegenwärtigen Verhältnissen ausführbar wären; sie gehören zu den schwierigsten Aufgaben der Gesetzgebung, welche nach unserm Dafürhalten nur ganz individuell nach örtlichen Verhältnissen, gelöst werden. Hier hätten die Gemeindevorstehungen und eine Landesvertretung ein weites Feld segensreicher Wirksamkeit.

Aber wir müssen wiederholt darauf aufmerksam machen, eine vereinzelnte politische Verordnung, enthalte sie Gebote oder Verbote, wird hier wenig helfen. Das ganze System der Gesetzgebung muß zusammen wirken, um den kleinen Grundbesitzer, und nur ein solcher kömmt in der Regel hier zu Lande vor, als freien Bauern zu erhalten, ihn vor der Knechtschaft der Verarmung, welche seinen Besitz dem Kapitale überliefert, zu schützen. Die Gesetzgebung über Güterzerstückung und Zusammenlegung muß einer Revision unterworfen werden;

sie kann aber durchaus nicht durch einseitige Gesetzmacherei am Kanzleitische, sondern zunächst nur auf der Grundlage lebendiger Anschauung und Kenntniß der örtlichen Verhältnisse, also durch Bezirks- und Landesvertretungen im Einklange mit den verwaltenden Behörden zu Stande gebracht, — ihre Ausführung muß zunächst in die Hände der Gemeinden selbst gelegt werden. Innigst hängen damit die Bestimmungen über Erbfolge in die Bauerngüter, Ansässigmachung, Verehlichung und Gemeindeangehörigkeit zusammen, welche noch mancher Nachhilfe, zum Theile ganz neuer Reglung und Feststellung bedürfen. Auch hier kann sich, wenn etwas Gedeihliches geschaffen werden soll, die Gesetzgebung nicht leicht zu schonend gegen die örtlichen Verhältnisse zeigen; man muß von untenherauf, mit Beihilfe der dabei zunächst Betheiligten bauen; nicht nach allgemeinen Schematen dekretiren und organisiren. Die Gesetzgebung wird am besten thun, wenn sie sich dabei möglichst negativ verhält, das heißt, nur zu verhüten sucht, daß die Gemeinden nicht in zu weit getriebener Selbstsucht sich allzusehr abschließen und isoliren, im Uebrigen ihnen aber in Besorgung ihrer Lokal-Interessen möglichst freie Hand läßt. Der Besteuerung haben wir schon erwähnt; es kann aber nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß jede bedeutendere Abgabe, welche nicht regelmäßig sich vertheilt, sondern nur von besondern, größtentheils nicht vorherzusehenden Vorgängen abhängt, wie die Besitzveränderungs- und Erbschaftsgebühren, in den häufigsten Fällen nicht aus den Renten bestritten werden können*), und daher immer eine Verminderung des Vermögens herbeiführen, deren Folgen eine noch tiefere Verschuldung des Gutes, und wenn dieß nicht mehr angeht, ein Zwangsverkauf ist. Die Abhängigkeit vom Kapitale wird dem Grundbesitzer noch fühlbarer werden, wenn die Grundentlastung ihre Wirkung allmählig zu äußern beginnt; eine der wohlthätigsten Einrichtungen, um dieselben zu neutralisiren, und überhaupt den Ackerbau zu unterstützen, wäre die Errichtung einer landwirthschaftlichen Kreditanstalt. Sie wird eine Nothwendigkeit werden, wenn der gegenwärtige Besitzstand aufrecht erhalten werden soll, und sie wäre eine derjenigen Aufgaben, womit sich eine kräftige Landesvertretung, heiße sie Landesausschuß oder

---

*) Man s. Rau, Finanzwissenschaft, I. Band, §. 236.

wie immer zuerst zu beschäftigen haben wird. Es ist nicht die Bestimmung dieser „Gedanken," derlei Andeutungen hier weiter zu verfolgen; wir wollen nur darauf aufmerksam machen, was Noth thue, um unsern ehrenwerthen Bauernstand, als das vorzüglichste konservative Element unseres Landes, lebenskräftig zu erhalten. Offenbar haben die Grundsätze, welche für die künftige Gestaltung unserer innern Verhältnisse maßgebend sein sollen, den Zweck, die konservativen Elemente der Gesellschaft aufzufinden, und ihnen im Staatsorganismus die gedeihliche und gebührende Stellung anzuweisen, und durch ihre Entwicklung auch die zukünftige Fortbildung des österreichischen Staates auf dauernden Grundlagen vorzubereiten. In unserem Lande muß in dieser Beziehung zunächst in überwiegendster Zahl vorhandene Bauernstand in erster Reihe in Betrachtung gezogen werden; daher haben wir geglaubt, auf seine Bedürfnisse, auf die Bedingungen seines unabhängigen Bestandes und seiner Erhaltung hinweisen zu müssen. Nur als unabhängiger Grundbesitzer, d. h. als selbstständiger Besitzer eigenen Grund und Bodens bleibt er, was er bisher war, der treue Unterthan, der nicht ansteht, wenn es gilt, seine Treue durch Muth und Opferwilligkeit zu bewähren, — der wahre Freund einer erhaltenden Staatsordnung, die auch ihn in seinem Selbstbewußtsein bei seinem eigenen Haus und Herd erhält.

Aus diesem Gesichtspunkte der wahrhaft erhaltenden Politik werden wir in dem nächsten Artikel die bevorstehende Ordnung der Gemeindeverhältnisse besprechen.

III.

Von besonderem Interesse für alle Verhältnisse der Zukunft sowohl des Landes als des Gesammtstaates sind die Grundsätze über das Gemeindewesen (§. 7—16). Sie sind sehr allgemein gehalten und lassen daher, was uns mit freudiger Hoffnung für eine gedeihliche Entwicklung des Gemeindelebens erfüllt, eine inhaltreiche und individuelle Gestaltung zu. Man hat in der Regel theils eine unklare, theils eine irrige Ansicht von dem, was eine Gemeindeverfassung vernünftiger Weise leisten kann und leisten soll. Die Einen sehen in ihr nur ein

Mittel, die Gemeindewuſtung auf Koſten aller nützlichen Gemeinde-anſtalten möglichſt zu veringern, oder ſie gar gegen Recht und Billigkeit von einem Theile der Gemeindeangehörigen auf den andern überzuwälzen; Andere glauben die Gemeindefreiheit dahin anſtreben zu ſollen, daß die Gemeinde ſich außer Beziehung zum Geſammtleben des Landes ſetzen und gleichſam einen Staat im Staate bilden könne, eine umgekehrte Höhle des fabelhaften Rieſen Cakus, in welche keine Spuren den Weg hinein zeigen, höchſtens ein Weg aus ihr — verſteht ſich für die Armee führt; — die Einen möchten ſie als einen Tummelplatz für politiſche und demagogiſche Gelüſte, zur Uebung und Stärkung für parlamentariſche Triumphe betrachten, Andere wieder lediglich als das unterſte Glied und Rädlein in der Adminiſtrationsmaſchine, vorzüglich dazu beſtimmt, Berichte in ſchwerer Anzahl zu erledigen, und Aufträge zu vollziehen, die den langen Weg über eine Reihe von Kanzleitiſchen nehmen, um endlich in der Stube des Gemeindevorſtehers eine nicht mehr geſtörte ſanfte Ruhe zu finden. Die wahre Bedeutung der Gemeindeverfaſſung für die Gemeinde ſelbſt, ſo wie für den Staat kann man nicht treffender und ſchöner ſchildern, als mit den Worten des durch und durch edeln, eben ſo loyal — als freigeſinnten Freiherrn von Stein: „Iſt die Gemeindeverfaſſung ſo gebildet, daß ſie zu einem freien *) Leben, zu einer lebendigen Theilnahme an den Gemeindeangelegenheiten den Einzelnen auffordert, ſo enthält ſie die nächſte Quelle der Vaterlandsliebe; ſie knüpft ſie an den väterlichen Herd, an die Erinnerungen der Jugend, an die Eindrücke, ſo die Ereigniſſe und Umgebungen des ganzen Lebens zurückgelaſſen. Sie verbürgt die wahre praktiſche Freiheit, die täglich und ſtündlich in jedem dinglichen und perſönlichen Verhältniſſe des Menſchen ihren Einfluß äußert und ſchützt gegen ämtliche Willkühr und Aufgeblaſenheit.“ Mit Schmerz haben wir in der kurzen Zeit, in welcher geordnetere Zuſtände eine Wirkung von der beſtehenden Gemeindeverfaſſung beobachten ließen, die Wahrnehmung gemacht, daß das wahre Verſtändniß einer unabhängigern Stellung der Gemeinde häufig nicht in ſeiner ganzen Bedeutung

*) Darunter verſteht Stein aber nicht die bodenloſe Willkühr, ſondern jene Freiheit, welche in dem männlichen Selbſtbewußtſein, in der kräftigen Abwehr jedes Unrechts beſteht, und ihre ſicherſte Bürgſchaft in der Anhänglichkeit an den Monarchen, und in der unverbrüchlichen freien Unterordnung unter das Geſetz ſieht.

erfaßt wurde; und daß gerade diejenigen, welche über Steuerdruck und Beamtenüberzahl am lautesten klagten, am wenigsten begriffen, daß in einer thätigen und einsichtigen Selbstverwaltung der Gemeinden das nächste und vor der Hand das einzig mögliche Mittel liege, unmittelbar diese und damit auch mittelbar jene zu mindern.

Aufrichtige Beistimmung müssen wir dem Grundsatze zollen (§. 8), daß in den Gemeindeverfassungen wieder ein Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinden zu berücksichtigen, und daß die Titelnamen der Gemeindevorstände und Gemeindeausschüsse wieder nach den früher bestandenen landesüblichen Gewohnheiten zu bestimmen seien (§. 12). Das letztere mag Manchem unbedeutend erscheinen; uns kömmt es nicht so vor, und wir werden auch gleich sagen, warum? Es ist ein eben so altes, als wahres deutsches Sprüchwort: „Ein jeder Stand hat seine Ehre." Die männliche unabhängige Gesinnung hält auf diese Standesehre; ein rechter Mann will nicht mehr sein, als wozu ihn seine Beschäftigung, sein Lebensverhältniß berufen hat; das aber ganz zu sein, hier tüchtiges zu leisten, darin setzt er seine wahre Ehre, indem er die Nothwendigkeit der mannigfaltigen Lebensstellungen einsieht, erkennt er an, daß keine einen innern individuellen Vorzug vor einer andern geben kann, und daß dieser nur darin zu suchen ist, welche Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit der Einzelne bei der Erfüllung dieses seines Lebensberufes an den Tag legt. In der Stellung, welche der Mann innerhalb seines Standes einnimmt, liegt seine Ehre, nicht darin, daß ihn die Eitelkeit anspornt, immerfort über denselben hinauszustreben, sei es im gesellschaftlichen Leben, sei es durch die Erlangung einer sogenannten Standeserhöhung. Ein solches Streben verräth immer einen kleinlichen, unfreien Charakter, eine sogenannte Lakaienseele; denn es ist bekanntlich eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Lakaienthums, im Vorzimmer und in der Bedientenstube den Herrn spielen, seine Manieren in der Livree nachäffen zu wollen. Keine Klasse der Bevölkerung hat aber ein so geschlossenes Bewußtsein, ein „Stand" zu sein, bewahrt, wie der Bauer; deutlicher oder dunkler lebt in ihm das Gefühl, eine durch gleiche Interessen, durch gleiche Sitten, durch gleiche Naturnothwendigkeiten verbundene Korporation zu sein; — so wie er dieses Bewußtsein abwirft oder verliert, verfällt er auch ökonomisch und sittlich — er verlumpt. Darum soll der Bauer bleiben wollen,

was er ist, ein Bauer; er soll dieses Standesbewußtsein als seinen Stolz und als seine Nothwendigkeit ehren. Was soll es nun heißen, wenn unsere Gemeindevorsteher, d. h. die Vorsteher von dörflichen Gemeinden, sich „Bürgermeister" schelten lassen und selber schelten. Wo sind denn die Bürger, über die sie als Meister gesetzt sind? Sollen die Bauern ihres Dorfes etwa auf einmal zu Bürgern werden? Wir haben sie leider kennen gelernt, diese sogenannten „Ackerbürger" in den kleinen deutschen Staaten, die sich schämten Bauern zu heißen, ihr Standesbewußtsein aufgaben, und sich dafür mit der großen Heerschaar „der verdorbenen Leute aus allen Gesellschaftsschichten" zu einer fortwährend gährenden Masse verquickten. Das sind die verkommenen Bauern, die ihre landesübliche Bauerntracht abwarfen, sich in die Blouse steckten, einen durchlöcherten Heckerhut auf den weinbenebelten Schädel stülpten, und mit der gerade aufgebundenen Sense hinter jedem demagogischen Schreier herliefen, der ihnen die Seligkeiten sozialer Reformen und die Aussicht auf neue Räusche vorpredigte. So demoralisirend wirkte der Verlust des bäuerlichen Standesbewußtseins, das Aufgeben der glücklichen Beschränkung auf seinen eigenthümlichen Lebenskreis auf diese Bevölkerungsklasse, daß in den westlichen deutschen Staaten sich der Kreis der kopflosen unruhigen Bewegungen fast gleichmäßig abgränzt mit den Kreisen, wo die Bezeichnung der Bauern jener der „Ackerbürger" Platz gemacht hat. Also: weisen wir, durch die Erfahrung gewitziget, jeden, auch nur leisen und entfernten Versuch zurück, unsere Bauern zu verbürgern, und kehren wir wieder um zu den alten Gemeindevorstehern, Ammännern, Capi comuni u. s. w. und lassen wir die Bürgermeister den Städten und Märkten, die des Meisters oft nothwendiger bedürfen.

Die einfacheren und doch ganz verschiedenen Verhältnisse bedingen nothwendig eine andere Gemeindeverfassung für Landgemeinden, und eine andere für Städte; ja es wird sich aus demselben Grunde rechtfertigen, wenn auch der Unterschied zwischen größern und kleinern Stadtgemeinden beachtet wird, d. h. zwischen solchen, in denen Beschäftigungen des Landbaues vorzugsweise die Nahrungsquelle der Bevölkerung bilden, und solchen, in welchen vorzugsweise bürgerliche Gewerbe, Handel und Wandel betrieben werden, zu welchen zum Theil auch unsere Marktflecken gehören. Eine ähnliche ganz praktische Unterschei-

dung kannte bereits das in Tirol bis zum Jahre 1849 in Wirksamkeit gestandene Gemeindegesetz vom Jahre 1816. Je einfacher die Verhältnisse einer Gemeinde, je weniger complicirt und einander widerstreitend die aus ihren Berufsstellungen hervorgehenden Interessen der einzelnen Klassen von Gemeindegliedern sind, um so einfacher kann und soll auch der Organismus der Gemeindeverwaltung eingerichtet sein.

Die Gemeinde ist nicht etwas willkührlich Gemachtes oder willkührlich zu Machendes; sie ist ein Gegebenes, das auf vielhundertjährigem Bestande beruht, und dieser Bestand hat wieder seine Grundlagen in örtlicher Lage, in Kulturverhältnissen, in damit zusammenhängenden, uralten Interessen und tief gewurzelten Lebensgewohnheiten. Sie hat daher ihr Wesen in dem örtlich Zusammengehörigen, wie es sich im Laufe der Zeit als solches ausgebildet hat, und es ist sonach klar, daß man Gemeinden bloß um administrativer Zwecke willen weder vereinigen, noch auseinander reißen kann, ohne ihr Grundwesen, das eben in der natürlichen und historischen Zusammengehörigkeit besteht, zu verletzen. Die Vereinigung mehrerer Gemeinden beraubt die einzelnen Theile ihrer gemeindlichen Selbstständigkeit, sie kann ohne Vermischung bisher gesonderter Interessen nicht wohl vor sich gehen, und widerspricht eben dadurch der innersten Bestimmung des Gemeindebestandes. Gemeinden mögen sich, wenn sie es in ihrem Vortheile finden, vereinigen zur Erreichung bestimmter Administrativzwecke, zur Ausführung von Archenbauten, Wasserleitungen u. s. w.; aber für ihren innern Haushalt, für die Besorgung ihrer Lokalinteressen werden sie immer ihren selbstständigen Bestand, wie er sich im Laufe von Jahrhunderten gebildet hat, und meistens, wenigstens im Gebirge, durch Bodenbildung und topographische Verhältnisse vorgezeichnet ist, zu wahren suchen. Alle diese organisatorischen Versuche, größere Gemeinden zu bilden, oder bestehende Gemeinden durch Abreißung und Zutheilung nach einem beliebten Ausdrucke „zu arrondiren" zeugen von Verkennung des Wesens der Gemeinde; sie gehen von einem Standpunkte aus, der die und eng damit verbundene geschichtliche Grundlage der Gemeindebildung übersieht, dagegen ihr nur als engster Administrationskreis, lediglich zu Verwaltungszwecken, eine willkührlich ausdehnbare oder einzuschränkende Geltung zugestehen will. Einzelne, in andern Provinzen gemachte Versuche einer aufgezwungenen Vereinigung

scheinen wenig Anklang in der Bevölkerung gefunden zu haben; mit Freude erkennen wir es an, daß in den a. h. genehmigten Grundsätzen (§. 7) die Selbstständigkeit der bestehenden Ortsgemeinden grundsätzlich ausgesprochen, ihre Vereinigung, als Ausnahme von dem Wunsche der Betheiligten „nach Maßgabe der Bedürfnisse und Interessen“ abhängig gemacht wird. Es heißt zwar in dem bezüglichen Absatze zugleich, sie sei auch da nicht auszuschließen, „wo sie nothwendig ist;“ allein wir glauben, daß für die Beurtheilung dieser Nothwendigkeit nicht einseitige bureaukratische Gesichtspunkte, sondern ebenfalls die Einsicht der Betheiligten in ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse maßgebend sein werde. Wir glauben in dieser Beziehung zu den besten Erwartungen berechtigt zu sein, da der Grundsatz der individuellen Gestaltung des Gemeindelebens, wie uns dünkt, obgesiegt hat, indem die Unzweckmäßigkeit einer einzigen Gemendeordnung für alle so verschieden gearteten Provinzen anerkannt, und die Bearbeitung von entsprechenden Gemeindeordnungen für jedes Land nach dessen besondern Verhältnissen a. h. genehmiget wurde. Möchten zur Entwerfung dieser Gemeindeordnungen doch landeskundige Männer aus der Mitte der Betheiligten beigezogen werden; nicht nur wir, sondern das Land würde ein solches entgegen kommendes Vertrauen mit herzlicher Freude begrüßen; und dieses Vertrauen würde sich gewiß reichlich lohnen durch die Aufnahme, welche dem Resultate dieser Arbeiten durch solchen Beirath bereitet würde!

Jede Gemeindeordnung — wir sprechen indeß hier zunächst von Landgemeindeordnungen — hat zwei wesentlich geschiedene Bestandtheile, wenn sie wirkliches Bild und wahre Norm des Gemeindelebens sein solle. Der eine bezieht sich auf die Ausscheidung der zur Gemeinde gehörigen Mitglieder, auf die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten, auf die hiezu berufenen und von der Regierung anerkannten Organe dieser Verwaltung, und auf den Wirkungskreis derselben, mit einem Worte, auf alles dasjenige, was der Gemeinde nach Außen den Charakter einer Korporation verleiht; der andere bezieht sich auf Rechte, Sitte und Gewohnheiten in der Gemeinde, auf die materiellen Grundlagen des korporativen Lebens derselben, soweit selbe bereits in schriftlicher Aufzeichnung vorhanden sind, oder sich deren schriftliche Aufzeichnung als nothwendig oder wünschenswerth darstellt. Dieser zweite, nicht

minder wichtige Theil kann indeß einer allgemeinen Normirung durchaus nicht unterliegen; er hat von Gemeinde zu Gemeinde einen verschiedenartigen Inhalt, er bildet die Individualität der Gemeinde, und muß daher auch dessen Sammlung lediglich den betreffenden Gemeinden selbst überlassen bleiben.

Was nun den ersten Theil der Gemeindeordnung betrifft, auf welchen sich allein die a. h. genehmigten Grundsätze beziehen, so enthalten dieselben gar nichts in Betreff des ersten von uns angeregten Punktes — nämlich der Ausscheidung der zu einer bestimmten Gemeinde gehörigen Glieder.

Wir wissen nicht, ob es bei den Bestimmungen der bisherigen Gemeindeverfassung hinsichtlich der Erwerbung der Gemeindeangehörigkeit und des Bürgerrechtes zu verbleiben habe oder ob ein neues Domicilsgesetz, auf welches sich bereits bei der Erlassung der gegenwärtigen Gemeindeverfassung bezogen wurde, werde bekannt gemacht werden. Jedenfalls aber sind wir überzeugt, daß man den Gemeinden die ihnen gegenwärtig zustehende Freiheit in der Aufnahme der Gemeindeangehörigen nicht schmälern werde. Es ist dieß gleichsam der Lebenspunkt jeder Gemeindeordnung. Eine Beschränkung, eine Abhängigkeit der Gemeinden von weitern Anordnungen der politischen Behörden in dieser Beziehung würde jede Gemeindeordnung von vorne herein unpopulär machen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Gemeinden aus engherzigem Lokalgeiste manchen Mißgriff machen und sich manche Härte zu Schulden kommen lassen, aber darin kann unmöglich ein Grund liegen, ihnen diese wichtigste Freiheit in der Besorgung ihrer Angelegenheiten zu verkümmern. Eine Gemeinde, welcher man wider ihren Willen Gemeindeglieder aufdringen kann, hat schon ihr wesentliches Merkmal der Geschlossenheit und der Zusammengehörigkeit eingebüßt. Damit hängt auf's engste zusammen die Verehelichungsbewilligung, eine der heikelsten Punkte der modernen Gesetzgebung. Die Rücksicht auf die Sittlichkeit und auf die Humanität wird es nach den bisherigen Erfahrungen nicht wohl zulassen, daß den Gemeinden eine ganz inappellable Entscheidung in dieser Beziehung eingeräumt werde. Allein eben so wenig liegt im allgemeinen Interesse die Leichtigkeit, mit welcher die Behörden nicht selten bei Ertheilung der Ehelichungsbewilligungen vorgegangen sind, in deren Folge der Armenfond der Gemeinde sich

mit dem Unterhalte einer stets anwachsenden Familie belastet sah. Solche nur zu häufig wiederkehrende Fälle haben die Gemeinden auf das entgegengesetzte Extrem, auf eine Strenge bei der Ertheilung von derlei Ehelichungsbewilligungen hinausgetrieben, welche bei konsequenter Verfolgung der Sittlichkeit in hohem Grade nachtheilig werden, und die Kluft zwischen Besitzenden und Aermern immer weiter aufreißen müßte. Die Behörden sollten nicht ohne die triftigsten Gründe von den Entscheidungen der Gemeindevorstehung abgehen, weil es immer eine mißliche Sache ist auf Kosten eines fremden Beutels großmüthig und human zu sein. Dagegen sollte dahin gewirkt werden bei den Gemeinden selbst der Ueberzeugung Eingang zu verschaffen, daß nicht der Besitz allein den Paß zur Reise in's gelobte Land der Ehe zu ertheilen berufen sei, sondern daß auch der Arme einen vollgültigen Anspruch darauf habe, wenn sich die nöthigen moralischen Eigenschaften in ihm vereinigen. Guter Leumund, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Nüchternheit sind respektable Kapitalien und sichern das Fortkommen einer Familie besser, als der Besitz eines kleinen Grundstückes oder von ein paar hundert Gulden.

Der Einfluß der Gemeinde und ihrer Organe kann sich naturgemäß nur auf die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten erstrecken, aber hierin soll man ihr möglichst freie Hand lassen. Es zeugt von großer Unkenntniß des Bauernstandes, wenn man glaubt, eine größere Unabhängigkeit und Freiheit der Bewegung in der Besorgung dieser eigenen Lokalinteressen werde die Gemeinden zu Ausschreitungen, zu Uebergriffen in das höhere administrative oder gar in das politische Gebiet anreizen. In Beziehung auf Städte, — insbesondere größere Städte — wollen wir nicht in Abrede stellen, daß diese Besorgniß einigen Grund für sich habe; hinsichtlich der bäuerlichen Gemeinden ist sie aber vollkommen unbegründet. Der Bauer kümmert sich nur um das Nächste; wie er mit Zähigkeit an seinem nächsten Interesse fest hält, und dieses oft mit eigensinniger Beharrlichkeit verficht, so fern ab liegt ihm Alles Andere, was die „Gebildeten" in den Kreis ihres Raisonnirens oder Deraisonnirens zu ziehen pflegen. Er liest wohl mitunter, oder läßt sich nicht ungern erzählen, was sie „drunten zu Wien machen," oder „was der Bonaparte in Paris treibt," oder besonders, wenn es irgendwo Krieg gibt, „wie sie draußen z'sammen-

schlagen;" aber es berührt ihn nicht weiter; seine tiefere und thätigere Theilnahme nimmt nur der nächste Kreis seines Lebens, das eigene Hauswesen und das Gemeindewesen, letzteres meist nur so weit, als das erstere dabei betheiligt ist, in Anspruch. Hierin aber will er Herr sein; eine gewisse Unabhängigkeit des Sinnes ist eine nothwendige Folge des freien Grundbesitzes; wer dem Schooße der Erde im Schweiße seines Angesichtes — und oft in welch sauerm Schweiße! — die Früchte, die ihn nähren sollen, entringen muß, der fühlt es alltäglich, daß er von einem Höhern abhängt, daß kein Menschenwitz und keine Menschenmacht seiner Arbeit das unverbrüchliche Gedeihen sichern kann. Es lebt in ihm aber auch das — freilich nicht selten zur alten Beschränktheit — gesteigerte Bewußtsein, daß er Alles in Allem genommen sich in diesen seinen nächsten Angelegenheiten doch am besten „auskenne" und daß seine eigentlichen Interessen doch am besten und sorgsamsten von ihm selber gewahrt werden. Wie nahe er hierin das Centrum getroffen, ist eine etwas kitzliche Untersuchung, deren Verfolg wir auf eine gelegenere Zeit versparen wollen; uns genügt es, auf die gewiß nicht zu bestreitende Thatsache aufmerksam zu machen, daß trotz des früheren in Bezug auf den Organismus nicht unzweckmäßigen tirolischen Gemeindegesetzes unsere Bauern fortwährend bedenklich die Köpfe über die „Bevormundung" schüttelten, und daß von ihnen keine der neuen „Errungenschaften" mit so einstimmigem Beifalle begrüßt wurde, wie die „freie Gemeinde," wenn gleich diese freie Gemeinde auch manche bedenkliche Seite hat, wozu man zuvörderst gesteigerte Gemeindeauslagen und kaum zu erschwingende Ansprüche an die Schreibgewandtheit und Fertigkeit der Herren „Bürgermeister" rechnen will. Im Allgemeinen hat sich die größere Selbstständigkeit der Gemeinden in unserem Lande auf das beste bewährt; überall zeigte sich eine erhöhte Theilnahme, ein regerer Eifer für das Gemeindeleben, da man wußte, daß man die Saat, die man gesäet, auch sofort ärnten würde, und daß sie zu ihrem Keimen und Gedeihen nicht erst des Begießens mit Kanzleitinte bedürfe. Diese unmittelbare Abhängigkeit des Erfolges von dem eigenen Entschlusse und der selbstständigen Thatkraft rief eine frische gesunde Bewegung hervor, entlockte dem brachgelegenen Boden viele hoffnungsreiche Keime, und würde zu den besten Hoffnungen für die Entwicklung eines kräftigen

Gemeindelebens berechtigen, wie es ein gesunder Staat zu seiner Erhaltung und zu seiner blühenden Entwicklung bedarf. Wir wollen der Besorgniß nicht Raum geben, daß die bevorstehende Umgestaltung des Gemeindewesens diesen freudigen Lebensentfaltungen ein Ziel setzen, und daß wieder die frühere Sabbathstille in unser Gemeindeleben zurückkehren könnte. Wir leben vielmehr in der Hoffnung, daß der Nachsatz des §. 13 der Grundsätze *) in der Bearbeitung der tirolischen Gemeindeordnung keine solche Ausdehnung erhalten werde, wodurch die „wichtigeren Akte und Beschlüsse der Gemeinden" die Ueberzahl ihres Thätigkeitskreises bilden, und diese daher jeder kaum genossenen Selbstständigkeit entkleidet, wieder auf die administrative Schulbank gesetzt würden, um fortwährend bei den Bezirksämtern „Prüfung" zu machen, und väterliche Batzen auf die selbstwilligen Hände zu erhalten. Unnützes oder zu häufiges Eingreifen der Administrativgewalt *stärkt diese nicht, sondern schwächt sie vielmehr*, wie es auch meist in einer größern Hauswirthschaft an Ordnung und an Ansehen des Hausherrn fehlt, wenn dieser fortwährend alle Geschäfte selbst leiten, überall anordnen will, anstatt jedem Hausgenossen seinen Geschäftskreis anzuweisen, sich auf die Oberaufsicht zu beschränken, und nur da unmittelbar einzugreifen, wo es an geregeltem Zusammenwirken fehlt, oder wo sich positive Vernachlässigung der zugewiesenen Pflichten bemerkbar macht. Wir wissen zwar wohl, daß wir mit solchen Ansichten bei manchen Adepten modernster Staatsweisheit anstoßen, die da glaubt: eine Regierung muß Macht haben, womit wir ganz einverstanden sind; damit sie aber Macht habe, muß sie möglichst viel regieren, womit wir, belehrt durch Theorie und Erfahrung, ganz und gar nicht einverstanden sind. Die Vielgeschäftigkeit der Regierungsgewalt, das leidige Allesbesserwissenwollen, und das lähmende Allesselbstmachenwollen hat noch überall zur Schwächung der wahren innern Stärke einer Regierung geführt; dagegen zeigt die Erfahrung, daß diejenigen Regierungen die stärksten sind, welche eine praktische Gränzlinie zwischen Regieren und Administriren zu ziehen, die Regierung kräftig handzuhaben, dagegen

---

*) „Auch in den eigenen Gemeindeangelegenheiten sollen wichtigere, in den Gemeindeordnungen näher zu bestimmende Akte und Beschlüsse der Gemeinden der Prüfung und Bestätigung der landesfürstlichen Behörden vorbehalten bleiben."

in den Verwaltungskreisen die eigene Thätigkeit der Korporationen und der untergeordneten Kreise möglichst anzuregen und zu achten wissen. Die Beispiele liegen so nahe vor Aller Augen, daß wir nicht auf sie hinzuweisen brauchen. Darum müssen wir schon von unserm konservativen Standpunkte aus der möglichen Selbstständigkeit der Gemeinden in der Besorgung ihrer Angelegenheiten das Wort reden. Es ist sehr natürlich, daß eine Regierungsgewalt, welche ihre Thätigkeit bis in alle Einzelnheiten der Verwaltung ausdehnt, hiezu vieler Organe, also eines sehr zahlreichen Beamtenstandes bedarf; abgesehen von der Kostspieligkeit führt nun dieß den Nachtheil mit sich, daß sie in der Auswahl derselben um so mehr beschränkt ist, je größer sich ihr Personalbedarf darstellt. Sie muß daher ihre Geschäfte zum Theile minder geschickten, zum Theile minder verläßlichen Händen anvertrauen, und alle Verantwortung für die dadurch erzeugten Mißgriffe fällt auf die Regierung selber zurück. Kann hiedurch das moralische Ansehen derselben gestärkt werden? Wir bedürfen wahrlich keines weitreichenden Blickes, wir dürfen nur wenige Jahre zurücksehen, um hierauf die Antwort zu finden. Sollen denn alle Lehren der Geschichte, auch die der jüngstvergangenen, die noch in unsern Ohren dröhnen, das Schicksal der Prophezeiungen der Cassandra theilen?

Oder sollte wirklich Jemand glauben, daß die Regierungsgewalt in dem Maße gestärkt werde, in welchem die Selbstständigkeit und die freie innere Bewegung der Gemeinden beschränkt wird? Im Interesse eines gesunden und lebenskräftigen Conservatismus, der nicht durch die physikalische Macht der Trägheit, sondern durch das in allen Gliedern des Staates pulsirende Leben sich als wahrhaft erhaltende Macht bewähren soll, müßte man gegen einen solchen von der Geschichte längst widerlegten Irrthum Protest einlegen. So wie man die Gemeinden unter die fortwährende Beaufsichtigung der Behörden stellt, die Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten von deren Zustimmung oder Verweigerung abhängig macht, so erlahmt auch gleich alles freudige Regen und Bewegen, man beschränkt sich nur auf das Nothdürftige, man entschließt sich nur widerwillig und zögernd zu einem Opfer, und was insbesondere von der Regierung wohl zu beachten ist, die Gemeindeumlagen erscheinen nicht mehr als ein freies, von den Gemeindevorstehungen beschlossenes, von den Gemeindegliedern gebrachtes Opfer

zu Gemeindezwecken, sondern die öffentliche Meinung ist sogleich bereit, sie als eine von den Regierungsbehörden auferlegte Steuer zu betrachten, deren Gehässigkeit besonders dann hervortritt, wenn eine Erhöhung derselben für solche Auslagen nothwendig fällt, welche ihren Ursprung nicht in dem freien Beschlusse der Gemeindevorstehungen, sondern in den — wenn auch oft bestgemeinten — Anregungen der politischen Behörden haben. Selbst die bloße Genehmigung solcher Umlagen wendet schon einen großen Theil des auf sie fallenden Odiums auf die Regierungsorgane, von denen die Genehmigung abzuhängen hatte. Möchten doch diejenigen, welche da glauben, daß durch vielgeschäftigte Thätigkeit und Einwirkung „Macht entwickeln" gleichbedeutend sei, mit „Macht und Stärke haben" nicht vergessen, daß jeder Machtbesitz auch von moralischer Verantwortung gegenüber der öffentlichen Meinung begleitet sei, und daß diese nicht abzulehnende Verantwortlichkeit auch ein Element der Schwächung für eine Regierung werden könne, und zwar eben in dem verstärkten Maße, als eine Regierung sich durch nicht streng nothwendige Thätigkeit in der Administration — auch des Einzelnsten — allenthalben bemerkbar macht, die freie Bewegung und Thatkraft der Korporationen und Gemeinden zu deren Unbehagen lähmt, und so durch die Vermehrung der ohnedieß schwer auf ihr lastenden Verantwortung das Gewicht der Oppositionselemente gerade auf der wichtigsten und bedeutendsten Seite des Volkslebens zu verstärken Gefahr läuft. Der Staat kann nach unserer Ueberzeugung, insbesondere in Beziehung auf unsere Landgemeinden, nichts Besseres thun, als sich möglichst dem Prinzipe der Nichtintervention zu nähern; nur zu wahren, daß nicht fremde Rechte und die Rechte einzelner Gemeindemitglieder gekränkt werden; im Uebrigen aber dürfte er zu seinem und ihren Nutzen sie in ihren eigenen Angelegenheiten möglichst selbstständig schalten und walten lassen. Es werden Mißgriffe vorkommen, es werden sich Mißbräuche bilden, wer wollte das läugnen? Allein werden diese bei der sorgfältigsten Kontrolle immer vermieden werden? Wer bürgt dafür, daß sich die kontrollirenden und bevormundenden Behörden nicht hie und da selber deren zu Schulden kommen lassen? Wer übernimmt die Bürgschaft für deren Allwissenheit und Unfehlbarkeit? Alle einzelnen Mißgriffe und Mißbräuche, welche sich im Gefolge der Gemeindeselbstständigkeit zeigen können, und welche von

eifrigen Bureaukraten als willkommene Beweisthatsachen für die Nothwendigkeit der Beschränkung der Gemeindefreiheiten ausgebeutet werden, sind lange nicht so schädlich als die Lähmung, die Apathie und Unthätigkeit, welche in Folge des Bevormundungssystems das Gemeindeleben beschleicht. Auch vergesse man nicht, daß man die Gemeinden erst seit nicht langer Zeit auf eigene Füße gestellt hat, und daß es daher nicht zu wundern ist, wenn der, welcher ihren sichern Gebrauch erst durch längere Gewöhnung sich aneignen muß, im Anfange bisweilen strauchelt oder fällt. Das wäre doch eine übergroße Zärtlichkeit, die ein Kind verurtheilen wollte, Zeitlebens auf den Armen getragen zu werden, weil es bei seinen ersten Gehversuchen manchmal umfiel, oder sich gar einmal verletzte? Der Bauer will ein möglichst selbstständiges Gemeindeleben, weil er sich in seiner Eigenthümlichkeit gegen die nivellirenden Eingriffe, gegen die sein innerstes Wesen mißverstehenden Versuche, ihn mit moderner Kultur zu überfirnissen, schützen will. Die bittern Früchte des Jahres 1848 in den meisten deutschen Staaten waren an diesem Baume der Nichterkenntniß gewachsen; und der Bauer zeigte sich in dieser bewegten Zeit da am konservativsten, wo man am wenigsten von Seite des Staates in sein eigenthümliches Leben eingegriffen, oder wo man ihn noch in seinem Bewußtsein als Stand geehrt hatte, wie eben in Tirol.

Wie das moderne Aufkläricht, das eben in dem Polizeistaate seinen durchgreifendsten, alles nivellirenden Ausdruck gefunden hatte, den Bauernstand verkannte, einzwängte, und dadurch das konservativste Element des Staates zu untergraben suchte, mitunter leider! auch wirklich unterwühlte; das hat am schlagendsten W. H. Riehl nachgewiesen in seinem Werke: „Die bürgerliche Gesellschaft," einem goldenen Buche, dessen Studium jedem Staatsmanne, Gesetzmacher und Organisirer nicht genug empfohlen werden kann, und in dem jeder politische Beamte täglich ein paar Seiten als in seinem Laienbrevier lesen sollte. Aber nicht bloß für die bäuerlichen, auch für die städtischen Gemeinden ist ein gewisser Grad von Selbstbestimmung und Unabhängigkeit ein unentbehrliches Element der Entwicklung und des Gedeihens. Handelt es sich bei den ersteren zunächst um die Erhaltung ihres Charakters, so ist bei den letzteren das Bedürfniß auf Gründung und Erhaltung von Anstalten gerichtet, welche der Kulturfortschritt der Zeit, der Stand

des bürgerlichen Gewerbes und überhaupt die Nothwendigkeit des städtischen Lebens erheischt. Um die hiefür erforderlichen Opfer zu bringen, bedarf es der Bildung und Kräftigung eines tüchtigen und einsichtsvollen Bürgersinnes, welcher nur im Genusse möglichster Gemeindeselbstständigkeit unter dem Schutze einer wohlwollenden Regierung sich entfalten kann. Hier sind allerdings die Verhältnisse verwickelter, der Zusammenstoß der Gemeinde-Interessen und der Interessen der Staatsverwaltung kann häufiger eintreten; bei der leichteren Erregbarkeit der städtischen Bevölkerungen ist auch die Möglichkeit der Gefährdung des konservativen Standpunktes näher gerückt. Man kann es daher nur billigen, wenn die Regierung sich eine Bürgschaft in dieser Beziehung zu verschaffen sucht, indem sie sich einen — wenigstens indirekten Einfluß auf die Bestellung der Gemeindevorstehung wahrt. Wenn den Kommunen die Wahl der Gemeindevorstände und Ausschüsse zugestanden wird (§. 11) und der Regierung die Bestätigung der ersteren, somit auch das Recht vorbehalten bleibt, eine Wahl abzulehnen, die ihr ungeeignet oder bedenklich erscheint, so dürfte weder die Gemeinde über zu ängstliche Einschränkung, noch die Regierung über Gefährdung ihres konservativen Standpunktes sich zu beklagen haben. Eine Ernennung des Gemeindevorstandes durch die Regierung scheint uns aber bedenklich, weil der Ernannte, wenn der Gemeinde jeder Einfluß auf seine Bestellung entzogen ist, als aufgedrungen erscheint, und daher mit einem nachhaltigen und schwer zu beseitigenden Mißtrauen zu kämpfen haben würde, ein Verhältniß, unter welchem alle Interessen, nicht bloß die der betreffendѐn Gemeinde, leiden würden.

IV.

Mit der Frage über die Einrichtung und die Verhältnisse der **Gemeinde** zum Staate hängt enge und wesentlich jene über die Form und den Bestand von **Landesvertretungen** in den einzelnen Kronländern zusammen. Wenn die Gemeindeverfassung keine Stütze und keinen Rückhalt an einer Landesvertretung hat, d. h. wenn in ihr das einzige volksthümliche Element der Verwaltung beginnen und bei ihr auch wieder abbrechen soll, so sehen wir platterdings nicht

ein, wie sich die Gemeinde irgend ein selbstständiges Leben auf die Dauer bewahren soll. Sie wird nothwendig vom Administrationsmechanismus verschlungen. Der hieher bezügliche Absatz der a. h. genehmigten Grundsätze *) ist so weit gehalten, daß sich daran, je nach dem Standpunkte des Einzelnen Hoffnungen und Befürchtungen im weiten Maaße anknüpfen lassen, wie wir selbst schon die verschiedenartigsten Auffassungen vernommen und gelesen haben; eben deßhalb, weil noch kein a. h. Wille die Umrisse bestimmter und schärfer gezogen hat, können wir auch unsere Ansichten mit voller Freimüthigkeit und Unbefangenheit aussprechen, überzeugt, daß sie nicht über den im Absatz 35 gespannten Rahmen hinausgreifen, wenn gleich Andere denselben viel enger und beschränkender gezogen erblicken. Unter diesen „Andern" verstehen wir zunächst die Artikelschreiber der österreichischen Korrespondenz, welche bald nach dem Erscheinen der a. h. Patente vom 31. Dezember v. Js. sich beeilten, einen Kommentar dazu zu liefern. Man legt gewissen Aeußerungen dieses Blattes in der öffentlichen Meinung eine tiefere Bedeutung bei, als Zeitungsartikel in der Regel als Aeußerungen von Privatkorrespondenten zu haben pflegen; man will darin die Gedanken von Männern aufleuchten sehen, welche sonst nur durch Dekrete und Erlässe zum Publikum zu sprechen pflegen; — wir wissen nicht, ob und was daran Wahres ist; aber so viel scheint uns gewiß, daß die österreichische Korrespondenz sich zum Organe von Ansichten macht, welche nicht vereinzelnt dastehen, und welche nach dem zuversichtlichen Tone, mit dem sie vorgetragen werden, jedenfalls den Anspruch auf eine weiter hinauf reichende Theilnahme und Billigung zu erheben scheinen. Die Erörterungen dieses Blattes über die a. h. Patente vom 31. Dezember v. Js., welche sich beinahe den Anschein von Erläuterungen derselben geben, müssen daher jedenfalls unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und zwar um so mehr, als wir eben vom rein monarchischen und konservativen Standpunkte aus den Folgerungen derselben in Beziehung auf die künftige politische Stellung der Kron-

*) §. 35. Den Kreisbehörden und Statthaltereien werden berathende Ausschüsse aus dem besitzenden Erbadel, dem großen und kleinen Grundbesitze und der Industrie mit gehöriger Bezeichnung der Objekte und des Umfanges ihrer Wirksamkeit an die Seite gestellt. In sofern noch andere Faktoren zur Beiziehung in die Ausschüsse sich als wünschenswerth darstellen, ist nach Umständen darauf Rücksicht zu nehmen.

länder vielfach nicht beitreten können. Es scheint zwar etwas gefährlich, mit der österreichischen Korrespondenz in einigen Widerspruch zu gerathen, da sie für die Beistimmung zu ihren Axiomen sich auf die Vaterlandsliebe, auf alle „Unbefangenen und Rechtschaffenen" in Oesterreich beruft; allein im sichern Bewußtsein, daß wir hierin gewiß dem Verfasser der bezüglichen Artikel dieses Blattes nicht nachstehen, wagen wir es doch unsere Ansichten auszusprechen, auch wenn sie sich nicht immer des Beifalls der österreichischen Korrespondenz erfreuen sollten.

Wir sind mit ihr darüber ganz einverstanden, daß Oesterreich sich nur als monarchischer, und zwar als rein monarchischer Staat erhalten könne, daß hierin seine innerste Lebensbedingung liege. Ob aber die österreichische Korrespondenz unter einem rein monarchischen Staate einen absolut regierten verstehe, in welchem jeder Beirath von Landesvertretungen, jede unmittelbare Beiziehung zwischen dem Monarchen und dem regierten Volke ausgeschlossen sei und sein müsse, darüber möchten wir uns mit ihr verständigen. Wir verstehen unter einem rein monarchischen Staate einen solchen, in welchem alle Souveränitätsrechte ungetheilt und ungeschmälert in der Hand des Monarchen vereiniget sind; wir haben von jeher die Theilung der Staatsgewalten für unverträglich mit dem monarchischen Prinzipe gehalten, und jede Halbheit, welche sich das konstitutionelle System in dieser Beziehung zu Schulden kommen ließ, für dessen schlimmsten Fehler angesehen, welcher unfehlbar zu seinem Untergange entweder nach der Seite der Republik oder der absoluten Monarchie führen mußte. Die Geschichte unserer Tage hat die Folgen aller Halbheiten, Ausschreitungen und Uebergriffe klar gezeigt, und die kommenden Tage werden davon noch klareres Zeugniß geben. Eine in fester Hand ruhende, starke monarchische Gewalt ist nothwendig zum Gedeihen aller Monarchien, doppelt nothwendig in einem Staate, wie Oesterreich, der aus so verschiedenartigen, noch so wenig unter sich verschmolzenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist. Unwidersprochen wird daher auch die Ansicht bleiben, daß, wenigstens für jetzt und noch auf lange hinaus, ein österreichischer Reichstag eine Unmöglichkeit sei. Wir wollen uns dabei nicht auf den „gelehrten Dahlmann" berufen, weil wir überhaupt andere Ansichten von dem Werthe des konstitutionellen Staates, und andere Grundsätze in Beziehung auf das repräsentative Element im Staate haben;

wir wollen auch gar nicht einen Werth darauf legen, daß Dahlmanns (übrigens sehr oberflächlich begründete) Behauptung von der Unmöglichkeit konstitutioneller Einrichtungen in Oesterreich mehr ein offener Empfehlungsbrief für Preußen mit der Adresse an die konstitutionellen Staaten Deutschlands sein sollte, als eine wissenschaftliche Ausführung. Auch wollen wir uns nicht auf das verunglückte Experiment des ersten österreichischen Reichstages berufen, eben so wenig, als wir, wenn wir einen Betrunkenen taumeln sehen, uns zu der Behauptung berechtigt finden würden, der Mann könne überhaupt nicht gerade gehen. Wir könnten uns zwar allerdings einen Reichstag in Oesterreich denken, welcher unter andern Bedingungen, als mit allen Fehlern des bisherigen konstitutionellen Systems behaftet, ins Leben träte, und daher auch eine gedeihlichere Wirksamkeit äußerte; allein darauf wollen wir nicht eingehen; denn für uns steht eben so, wie für die österreichische Korrespondenz, der Satz fest, daß ein Reichstag — wenigstens für lange — in Osterreich zu den unausführbaren Dingen gehöre.

Man legt von gewissen Seiten, besonders wenn es darauf ankömmt, die Nothwendigkeit eines bureaukratisch-absolutistischen Regierungssystems zu behaupten, die nachdrücklichste Betonung auf die Reichseinheit. Wir begegnen da wieder einem jener elastischen und vieldeutigen Worte, die dem Gedankenzuge den weitesten Spielraum lassen, und immer eine neue Seite oder einen neuen Inhalt zeigen, je nach dem Wunsche dessen, der sie eben zu enträthseln sucht, gleich der unerschöpflichen Flasche des Zauberkünstlers Herrmann, die Wasser, Milch, Wein von verschiedensten Sorten, Punsch u. s. w. spendet, je nach Verlangen des verehrten Publikums. Welcher Oesterreicher wird nicht mit vollem Herzen dem Gedanken der Reichseinheit beistimmen, unter deren Schirm und Hort die verschiedenen Völker Oesterreichs friedlich und einträchtig beisammen wohnen, ihren Wohlstand und ihre Nationalität ungestört entwickeln, nur wetteifernd in dem friedlichen Wettkampfe geistiger, sittlicher und industrieller Vorzüge? Wer wird nicht als aufrichtiger Freund des gesammten großen Vaterlandes demselben solche Institutionen wünschen, welche für die Zukunft dauernd verhindern, daß sich die Söhne des unter Einem Scepter vereinigten Reiches nicht mehr in blutigem Bürgerkriege zerfleischen, daß nicht mehr derselbe Monarch sich in der Lage sehen kann, als König von Ungarn

gegen sich als König von Croatien Krieg zu führen. Wer wird sein Auge der Nothwendigkeit verschließen, die im Osten der Monarchie vorhandenen centrifugalen Kräfte mehr an den Mittelpunkt zu ketten, und ihre mögliche verderbliche Wirkung zu schwächen? Der Begriff der Reichseinheit in diesem Sinne aufgefaßt, dürfte kaum auf irgend einen begründeten Widerstand stoßen; aber nur zu häufig begegnet man in der Presse, insbesondere in jener der Hauptstadt Wien, statt dessen dem Begriffe der Reichseinerleiheit, Einheit und Einerleiheit sind aber von einander so verschieden, wie das geist- und seelenvolle Kunstwerk und der rohe Stein, sie stehen sich gegenüber wie Organismus und Mechanismus, wie Leben und Tod. In allem organischem Leben ist Einheit; im Tode, in der Fäulniß ist Einerleiheit.

Dieser Begriffsverwechslung scheint sich aber die österreichische Korrespondenz schuldig zu machen, indem sie die Einheit des Reiches nur durch die Einerleiheit der Institutionen in allen Kronländern — trotz der von ihr selbst zugestandenen ungemeinen nationellen, politischen und Kulturverschiedenheit unter ihnen — bedingt und gewahrt sieht. Mit jenem doktrinären Uebermuthe, den man sonst mit Recht den Konstitutionsmachern und Grundrechteverfertigern sogenannter liberaler Sorte vorwarf, schreitet sie über alle thatsächlichen Verhältnisse hinweg; ignorirt sie die von Natur und Geschichte gezogenen Schranken, um ihrem abstrakten Gedanken der Reichseinheit in der dadurch gewonnenen Leere vollen Raum und ungestörte Entwicklung zu verschaffen. Sie macht sich die Aufgabe außerordentlich leicht; auf Beweise, auch nur auf eine klare unzweideutige Darlegung der ihren Behauptungen zu Grunde liegenden Begriffe läßt sie sich gar nicht ein; sie versichert „die Regierung würde sich eine unlösliche Aufgabe durch das Wagniß aufgebürdet haben, eben so viel parlamentarische Schwerpunkte, als es Kronländer gibt, einzuführen; daß es in der Natur der Sache liege, daß einige Institutionen beseitiget, andere nicht wieder in das Leben gerufen würden." Möchte es doch der österreichischen Korrespondenz gefallen haben, von ihrem hohen Katheder herab uns aufzuklären, was sie sich „unter parlamentarischen Schwerpunkten" beiläufig denkt! Wenn sie unter einem Provinzial-Landtage sich ein konstitutionelles Reichsparlament en miniature vorstellt, welches die Legislative in jedem

Kronlande nach konstitutionellen Grundsätzen ausübt, oder wenn sie ihre Anschauung nur von dem ehemaligen selbstherrlichen ungarischen Reichstage entlehnt, so wird man ihr allerdings nicht widersprechen können: man wird aber bedauern müssen, daß sie ihren Behauptungen keine festere Stütze gab, als an sich unhaltbare Uebertreibungen, daß sie aber den eigentlichen Fragepunkt eben dadurch gänzlich umging, indem sie sich auf eine nähere Bestimmung des Wesens der Provinzial-Landtage gar nicht einließ. Das ist freilich eine sehr bequeme, aber wie uns dünkt wenig überzeugende Art zu belehren! Hätte es ihr gefallen, zu bemerken, daß Provinzial-Landtage und Provinzialstände ihrer Natur nach nur berathend und höchstens in bestimmten Provinzial-Angelegenheiten beschließend sein können, so würde ihr freilich der Beweis, daß durch sie die Reichseinheit gestört werde, etwas schwer geworden sein; der Satz von der unlöslichen Aufgabe, welche sich die Regierung durch die Einführung so vieler parlamentarischer Schwerpunkte aufbürden würde, hätte seinen blendenden Schimmer eingebüßt. Hätte es ihr ferner gefallen, auch nur mit einem Blicke die Frage vom Standpunkte des Rechtes aus zu würdigen, und zu bedenken, daß es Provinzen gibt, welche ein Recht auf Landesvertretungen haben, und welche dieses Recht nicht verlieren konnten, weil sie es nie verwirkt, sondern durch ihre loyale Haltung eher noch befestiget haben, so würde sie vielleicht etwas behutsamer mit der Aeußerung gewesen sein, es liege in der Natur der Sache, daß einigen Institutionen (worunter die österreichische Korrespondenz offenbar die noch bestehenden ständischen Körperschaften und die Provinzialvertretungen versteht) beseitiget, andere nicht wieder ins Leben gerufen werden. Wir glauben, daß das Recht ebenfalls zu der Natur der Sache gehöre, daß es ihr allein Bürgschaft der Dauer gewähren könne; und wir können die österreich. Korrespondenz versichern, daß es ihr als einem konservativen Blatte sehr gut anstehen würde, wenn sie nicht blos das von ihr als zweckmäßig Erkannte vertheidigen, sondern sich bisweilen auch des Rechtes erinnern wollte, und des noch nicht verblichenen Wahrspruches: Justitia regnorum fundamentum. Sie verweist uns statt dessen darauf, „daß dem wahren Bedürfnisse der Länder Oesterreichs die in der Form von Kreis- und Landesausschüssen in Aussicht gestellten Einrichtungen zuversichtlich mehr entsprechen und vollkommen geeignet erscheinen, jede

wahrhaft nützliche österreichisch gesinnte Kraft mit Aufgaben der würdigsten Art zu beschäftigen." „Das klinget so herrlich, das klinget so schön," wenn man sich nur etwas Klares und Verständliches dabei denken könnte, wenn man nur etwas näher über Beschaffenheit und Wesen dieser Landesausschüsse unterrichtet würde. Bedenklich erscheint aber immerhin, daß die österreichische Korrespondenz dabei das Wort „Vertretung" sorgfältig vermeidet, sondern sie blos als eine Einrichtung bezeichnet. Nun, solche Einrichtungen sind die sogenannten Provinzial-Kongregationen im lombardisch-venetianischen Königreiche; diese sind aber schwerlich im Stande, das Verlangen nach Landesvertretungen zu befriedigen, und da, wo solche bestanden, an deren Stelle zu treten; denn sie sind keine wahren Vertretungen, sie sind nur ein Anbau des administrativen Gebäudes, mehr äußeres Ornament — eine Ausladung — an demselben, als ein wesentlicher organischer Bestandtheil. Unser Gründe für diese Ansicht werden im Verfolge unserer Darstellung klarer werden; wir sind so unglücklich, der österreichischen Korrespondenz in ihrer Anschauung von dem „wahren Bedürfnisse" der Länder Oesterreichs nicht beipflichten zu können; wir glauben das wahre Bedürfniß derselben sei Ruhe, ungehemmte Entwicklung ihres innern Wohlstandes, sorgfältige Beachtung ihrer eigenthümlichen Verhältnisse und Interessen, und die Befriedigung dieses Bedürfnisses, so wie zugleich die Bürgschaft der Dauer sei bedingt durch Landesvertretungen in den einzelnen Provinzen mit berathender Stimme, mit dem Rechte der Petition an Se. Majestät den Kaiser, und mit administrativem Einflusse auf jene Anstalten und Angelegenheiten, welche lediglich provinzieller Natur sind. Insbesondere halten wir eine solche Landesvertretung für das wahrste und tiefste Bedürfniß Tirols.

Wir wollen uns aber nicht, gleich der österreichischen Korrespondenz, auf den Ausspruch von Behauptungen beschränken, sondern wir wollen auch versuchen, dieselben zu begründen, und dadurch klarer zu machen. Wir werden daher die Frage zuerst in ihrer Allgemeinheit, und dann in ihren speziellen Beziehungen auf Tirol*) näher zu erörtern versuchen.

---

*) Wenn wir von Tirol sprechen, meinen wir allezeit auch Vorarlberg mit, und lassen die Hindeutung auf dasselbe nur der Kürze halber weg.

Wir haben schon früher gesagt, daß in einem rein monarchischen Staate, wie Oesterreich es ist und sein muß, die ganze Machtfülle, die Souveränität ungetheilt in den Händen des Monarchen ruhet. Jede Theilung der Souveränitätsrechte schwächt das monarchische Prinzip, führt zur Republik oder zur Anarchie, und aus beiden heraus zur Despotie, wie neuestens Figura gezeigt hat. Also der Monarch muß die Legislative und Exekutive ungeschmälert besitzen, das heißt er muß die Macht haben, Gesetze zu geben und zu regieren. Nun wird uns aber Niemand widersprechen, wenn wir sagen, daß Er das Alles nicht allein thun, nicht Alles selbst wissen kann, daß es über die Kräfte auch des Weisesten und des Höchstgestellten gehen müßte, wollte man ihm zumuthen, daß er sich hiezu nicht des Beistandes fremder Kräfte, des Beirathes anderer Individuen bedienen dürfe. Welcher Art sollen nun diese zur Unterstützung des Monarchen berufenen Kräfte sein? Sollen es blos Beamte sein, Männer, welche vom Staate besoldet sind, und als Organe der Staatsgewalt ihre Stellung den Regierten gegenüber einzunehmen haben? Oder sollen, wenigstens zum Beirathe, Männer aus den Regierten, um deren Interessen es sich zunächst handelt, beigezogen werden? — Soll der Staat in zwei scharfgeschiedene Theile auseinander gehen, in Regierende und Regierte, oder sollen beide Theile vermittelt werden, sollen sie suchen, sich organisch zu durchdringen? — Wir wollen zuerst den einen Fall ins Auge fassen, und uns denken, daß der Monarch nur durch Beamte in die Kenntniß der Verhältnisse komme, daß er nur durch sie regiere, daß er nur Eines Faktors zur Ausübung der Regierungsthätigkeit, des Beamtenthums, sich ausschließlich bediene.

Indem uns die Entwicklung unseres Gedankens nöthiget, von dem Beamtenthume und seiner Stellung im Staate zu sprechen, fühlen wir ganz das Mißliche und Bedenkliche dieser Aufgabe; wir wissen sehr wohl, wie leicht es bei aller Vorsicht ist, Empfindlichkeiten zu reizen, und wie sehr eine gereizte Empfindlichkeit Gefahr läuft, auch ein wohlwollendes Wort für einen Stachel, auch eine loyale Gesinnung für illoyal anzusehen. Wir erklären daher, was sich zwar von selbst verstünde, um indeß jedes Mißverständniß von uns abzuweisen, daß wir durchaus keinen Einzelnen meinen, und eben so wenig etwas Verletzendes gegen die ganze Berufsklasse der Beamten im Sinne haben, daß

wir nur überhaupt und lediglich aus der Natur der Verhältnisse, aus der Stellung des Beamtenstandes dessen Standpunkt und dessen nothwendige Beziehung zu den Regierten (wir vermeiden absichtlich das Wort „Volk" wegen des schnöden Mißbrauches, der damit seit Jahren getrieben wurde) so wie zu dem Monarchen — darlegen wollen.

Man spricht von einem Beamtenstande, aber nur sehr uneigentlich, wie man in der gewöhnlichen Sprechweise häufig Beschäftigung, Art des Broderwerbes mit Stand zu verwechseln pflegt. Der Beamte ist ein Diener des Monarchen, des Staates, er bildet eine Berufsklasse, aber keinen Stand; dazu fehlt ihm das Feste, Stätige, auf dem Eigenbesitze, auf der Unabhängigkeit des Geschäftsbetriebes beruhende Fundament, er kann mit Ausnahme der Lehrer, der Techniker u. s. w. nicht zu den produktiven Elementen der bürgerlichen Gesellschaft gerechnet werden. Der Beamte hat daher auch kein Standesinteresse, sondern nur ein persönliches, das sich den andern Ständen, der Gesammtheit der Regierten gegenüber höchstens zum esprit de corps steigern kann. Sein Interesse, wenn er ein pflichtgetreuer Diener sein will, hat sich mit dem Willen seines Herrn zu identifizieren; unbedingte Uebereinstimmung mit dem leitenden Gedanken wurde in einem Erlasse des Ministeriums des Innern als erste und unerläßliche Pflicht gefordert. Dadurch ist klar die veränderte Stellung des Beamten gegen früher bezeichnet. Unter der früheren Verwaltungs- oder Regierungsform, die man die patriarchalisch-absolutistische zu nennen pflegt, verlangte man von dem Beamten Anhänglichkeit an den Monarchen, Pflichttreue in der Ausübung des ihm anvertrauten Amtes, aber man verlangte nicht auch völlige Unterwerfung seines Gedankens. Man verlangte Berichte über Zustände und Verhältnisse, Gutachten über einzuführende Gesetze oder Verwaltungsmaßregeln; man mußte dabei voraussetzen; daß sie der befragte Beamte nach seinem individuellen oder lokalen Standpunkte geben würde. Dadurch war er bis in die untern Schichten der Beamtenhierarchie ein Element der Gesetzgebung, und es war seine Aufgabe, die Interessen der von ihm Verwalteten darzustellen und zu vertreten. Es war dieß freilich mitunter eine sehr naive Voraussetzung, die aus dem ganzen patriarchalischen Standpunkte der Regierung hervorging, in ähnlicher Weise, wie auch dem Richter zugemuthet wurde, Vertreter oder Vertheidiger der

Partei und Richter in Einer Person zu vereinigen. Indessen diese Stellung des Beamten brachte doch viel Gutes mit sich; wir erinnern uns mancher sehr freimüthigen Gutachten und Anträge, die z. B. von ehemaligen Landgerichten ausgingen, ohne daß wir in Erfahrung gebracht hätten, daß sie je übel aufgenommen worden wären. Die Popularität der Landgerichte schrieb sich auch größtentheils davon her, daß die Landbevölkerung in ihnen wohlwollende Beschützer und Vertreter ihrer Interessen sah. Das Bedürfniß einer strafferen Centralisation, einer energischeren Leitung vom Mittelpunkte der Regierung aus muß nun dieß Verhältniß wesentlich ändern. Wenn die unbedingte Uebereinstimmung mit dem leitenden Gedanken, der nunmehr auf den Schwingen des elektrisch-magnetischen Stromes alle Theile der Monarchie so zusagen in dem Augenblicke durchfliegen und beherrschen kann, unbedingte Pflicht des Beamten ist, so ist es unnöthig, diesen noch zu fragen: denn er soll ja keine andere Ueberzeugung bei sich aufkommen lassen, als die ihm von dem leitenden Gedanken vorgezeichnete. Er ist daher nur ausführendes Werkzeug, und wenn er um sein Gutachten gefragt wird, so kann sich dieß höchstens nur auf die Modalitäten der Ausführung beziehen. Der Beamte — mit Ausnahme der höchsten Spitzen in der Beamtenhierarchie, welche eigentlich zu Räthen der Krone berufen sind — ist nicht mehr ein Element der Gesetzgebung, am allerwenigsten in der Provinz; er kann, wenn man das Prinzip der administrativen Centralisation, wie in Frankreich, in voller Schärfe durchführen will, nicht mehr um sein Gutachten gefragt werden, ob und auf welchen Grundlagen ein Gesetz zu erlassen, wie es nach den besondern Verhältnissen der von ihm administrirten Provinz allenfalls zu modifiziren sei; sondern höchstens nur, wie das erlassene Gesetz am füglichsten auszuführen sei.

Die intellektuelle Unabhängigkeit des Beamten wurde auch durch das früher bestandene System des kollegialischen Verfahrens bei den höhern Behörden der Verwaltung wesentlich gefördert. Es ist wahr, das Kollegialverfahren macht den Geschäftsgang schleppender; es verträgt sich nicht mit dem Systeme des sehr viel und sehr geschwind Regierens. Die Erfahrung ist in Oesterreich noch zu neu, um mit Bestimmtheit urtheilen zu können, ob dieses dem Bedürfnisse der Regierten mehr entpreche, oder ob sie nicht vielleicht manchmal eine reifere

Ueberlegung mit dem Aufwande einiger Zeit erkaufen möchten. Auch kann man dem kollegialischen Verfahren den nicht ungegründeten Vorwurf machen, daß es energischen, durchgreifenden Beschlüssen nicht günstig ist, weil der Beschluß meist das Resultat der Vermittlung zwischen sich entgegenstehenden Ansichten ist; aber das kann man zu seiner Empfehlung mit Grund sagen, daß es, indem es die Verantwortlichkeit der einzelnen Persönlichkeit milderte, sehr viel zur Freiheit und Unabhängigkeit der Meinungsäußerung von Seite des einzelnen Beamten beitrug. Die Verantwortlichkeit eines ganzen Kollegiums braucht eine viel stärkere Hebelkraft, während der Einzelne leicht emporgeschnellt wird; durch das ganze Kollegium geschützt und gehalten fühlt sich daher der Einzelne unabhängiger und sicherer, während die auf ihm unmittebar und persönlich lastende Verantwortlichkeit ihn nothwendig einschüchtern muß, und er einige Sicherheit für seine Existenz nur in der Aufopferung jeder eigenen Ueberzeugung finden wird. Es würde der menschlichen Natur zu viel zumuthen heißen, wenn man von jedem Beamten fordern wollte, er solle seiner Ueberzeugungstreue seine Stellung aufopfern; die Pflicht der Selbsterhaltung, die Pflicht für seine Familie bringt ihn in eine traurige Kollision der Pflichten, bei welcher indeß nicht zweifelhaft sein kann, wohin sich der Sieg neigen wird. Wenn indeß das System der administrativen Centralisation eine strenge Wahrheit werden soll, so muß auch nach französischem Vorbilde die Stellung des Beamten überhaupt beweglicher gemacht, seine Absetzbarkeit im Disziplinarwege muß erleichtert werden. Dann erst ist er vollkommen abhängig; dann erst kann die Administrationsmaschine, von wenigen obenanstehenden Werkmeistern geleitet, mit vollem Nutzeffekt und mit der Kraft des Hochdruckes wirken; denn die Reibung ist auf ein Minimum herabgebracht, jede Widerstandskraft ist beseitiget. Denken wir uns nun diese Maschine in Gang, ohne Gegengewicht, — wie wird sie wirken? — oder ohne Bild gesprochen: wenn die ganze Verwaltung in den Händen des Beamtenthumes liegt, das selbst wieder nur ein Werkzeug in den Händen von Wenigen ist; wenn nur diese Wenigen das Recht haben, der Krone in allen Gesetzgebungs- und Organisirungs-Angelegenheiten Rath zu ertheilen, und wenn diese Rathgeber der Krone selbst nur wieder von ihnen abhängige, unselbstständige Organe unter sich haben, wie wird es da mit der Kenntniß

der Verhältnisse und der Interessen der Regierten, wie wird es mit der Vertretung und Geltendmachung derselben stehen? Woher sollen die Rathgeber der Krone eine lebendige, unmittelbare Kenntniß der Zustände erhalten? Aus den ihnen vorgelegten Akten schwerlich; auch bei dem redlichsten Willen werden diese nur ein sehr abgeblaßtes Bild liefern können. Würde man nicht nothwendig darauf hinauskommen, nach abstrakten, allgemeinen Grundsätzen zu regieren, weil man eben sich der unmittelbaren Innewerdung der Volkszustände durch die Entfernung der Landesvertretungen verschlossen hätte? Würde nicht dadurch der Monarch selbst isolirt; — von seinem Volke durch einen Ring von Regierungsorganen abgeschlossen, den zu durchbrechen es kein legales Mittel gäbe? Wir glauben nicht, daß ein konservativer, monarchischgesinnter Mann einen solchen Zustand für heilbringend halten wird.

Wenn in einem Staate jedes repräsentative Element entfernt, oder unwirksam gemacht, wenn jedes Gegengewicht aus der Administrations-Maschine herausgenommen würde, so wäre das Beamtenthum die einzige Macht im Staate; der oberste Wille des Monarchen selbst wäre dadurch ein beschränkter, denn er würde nur das sehen, was ihm durch seine Diener vorgestellt wird, und er könnte nur das wollen, was ihm eben durch dieselben als das für das Volk Zweckmäßige und Heilsame geschildert wird. Nehmen wir nun auch an, daß die ausschließlich herrschende Bureaukratie im Ganzen Einsicht und redlichen Willen habe (Mißbräuche und Mißgriffe Einzelner werden eben so wenig gänzlich zu entfernen sein, als sie dem ganzen Körper billig zur Last geschrieben werden können), so führt doch ein solcher Zustand an und für sich nothwendig Uebel herbei, deren Nachtheile mit vollem Gewichte auf die Kraft des Staates und auf das Ansehen des monarchischen Prinzipes zurückfallen. Erstlich wird dadurch allmälig jede selbstthätige, lebendige Kraft im Volke gelähmt, überall vom Kleinsten bis zum Größten tritt an die Stelle eigener Thätigkeit die der Regierungsbehörden; unter dem Schutze einer bis ins Kleinste gehenden Vorsorge und Bevormundung erschlafft das Volk, und wird eine träge Masse, welche keine andere Kraft mehr hat, als die der Unthätigkeit, der eigenen Schwerfälligkeit. Dann bricht die Blüthezeit der Parteien an; alle Kraft ist aus den Gliedern gewichen; die von der ausschließ-

lichen Herrschaft des Beamtenthumes unzertrennliche Centralisation der Administration zieht alle Kraft des Staates in die Hauptstadt zusammen; die Provinzen, oder die Administrations-Abtheilungen, welche man Kreise, Departements oder wie immer nennt, sind nur zum willenlosen Gehorchen und zum Zahlen da. Jede Partei, welche in der Hauptstadt siegt, sei es im parlamentarischen oder im Barrikadenkampfe, herrscht mit gleicher Gewalt über das widerstandlose, erschlaffte Volk; an die Stelle der Herrschaft des Rechtes tritt jene der faktischen Gewalt, an die Stelle eines gesicherten Zustandes der einer fortwährend drohenden Revolution. Wenn die Parteibewegung entweder durch innere Nothwendigkeit oder durch äußere Veranlassung einmal begonnen hat, so ist die Bureaukratie ein ohnmächtiger Damm; der wahre Schutz dagegen liegt in den konservativen Mächten des Volkslebens, wenn noch ein Leben kräftig im Volke, insbesondere im Bauernstande pulsirt. In der schroffen Centralisation, im Mechanismus der ausschließlich herrschenden, alles bevormundenden Bureaukratie liegt das Geheimniß, warum Frankreich unter keinerlei politischer Form zur Ruhe kommen kann, warum die Revolutionen dort so häufig und fast regelmäßig wiederkehren, wie die Früchte eines Baumes, warum sie so leicht gemacht werden und so leicht gelingen. Eine Partei siegt in Paris, das Land läßt sich schweigend das Geschehene gefallen, denn es hat weder Mittel noch Kraft zu einem rechtmäßigen und nachhaltigen Widerstande; und das für seine Stellen zitternde Beamtenthum huldigt dem neuen Herrn, und schwört einen neuen Diensteid. Das ist das traurige, aber wahre Bild, welches Frankreich, der Musterstaat der Centralisation und der durchgreifendsten bureaukratischen Regierung, seit sechszig Jahren darbietet. Dürfen wir nicht in entgegengesetzter Richtung auf ein anderes, uns so nahe ligendes Beispiel weisen? Dürfen wir uns nicht die Frage erlauben, welchen Gang würden die Ereignisse des Jahres 1848 in Oesterreich genommen haben, wenn Wien damals einen die ganze Monarchie so beherrschenden Einfluß hätte ausüben können, wie ihn Paris auf Frankreich ausübt? wenn die Provinzen durch eine vorausgegangene straffe Centralisation so abgeschwächt gewesen wären, daß sie den Männern der Reitschule, den Helden der Clubs sich willenlos überliefert hätten? Würde nach den verhängnißvollen Oktobertagen die Armee das aufständische Wien

bezwungen haben, wenn die treugebliebenen Provinzen durch lang gewohnte Unterwürfigkeit unter die Hauptstadt dem Beispiele dieser nachgefolgt wären, und sich der Revolution in die Arme gestürzt hätten? Zum Glücke für die Monarchie hielt diese alle Stöße dieser beiden Jahre 1848 und 1849 aus, nicht weil sie nach französischem Muster centralisirt, sondern gerade im Gegentheil, weil sie es nicht war.

Zweitens: Es liegt in der Natur der Sache, daß man durch lange Behauptung eines und desselben Standpunktes, durch fortwährende Beschäftigung in einer und derselben Richtung eine eigenthümliche Anschauung gewinne, und daß man allmälig von den Ansichten des Körpers, dem man angehört, durchdrungen wird. Der Soldat, der Geistliche u. s. w. haben ihre eigenthümliche Anschauung der Dinge; auch in dem Beamtenthume bildet sich nothwendig eine solche. Wenn dieses ausschließlich und ohne Gegengewicht durch eine Landesvertretung im Besitze der Gewalt ist, so entsteht sehr leicht eine Verwechslung der Begriffe, — es sieht sich für den Staat selber, sein Interesse für das des Staates an. Es setzen sich überlieferte Ansichten fest, Grundsätze, welche weniger auf lebendiger Anschauung der Volkszustände sich fußen als auf dem, was man das Interesse der Regierung nennt; allmälig erzeugt sich eine Meinung von der eigenen Unfehlbarkeit dem „beschränkten Unterthanenverstande" gegenüber, welche auch an entschiedenen Mißgriffen festhält, nur um sich durch das Eingeständniß eines Irrthums nicht bloß zu stellen. Wer eine selbstständige Meinung, auch mit loyalster Gesinnung, zu haben wagt, wird für illoyal angesehen; die Beschuldigung, man bereite der Regierung Verlegenheiten, ist sogleich zur Hand. Diese Beengtheit des Gesichtskreises, diese Unzugänglichkeit gegen andere, besonders neue Ansichten, fällt auch bei sonst sehr einsichtsvollen, redlichen, älteren Beamten auf; sie wurzelt in der langen Gewohnheit des Beschäftigungskreises, und in dem dadurch erzeugten Corpsgeiste, und wirkt so mächtig, daß nur wenige hochgebildete und hochgesinnte Geister sich davon frei halten können. So kömmt es, daß die Bureaukratie am Ende nicht in dem Volke steht, sondern ihm gegenüber; daß sich der Staat in zwei Lagen theilt, in Regierer und Regierte, deren Verhältniß nicht immer ein freundliches ist.

Der dritte sehr bedeutende Nachtheil der durch keine Landesvertretung in ein leidliches Gleichgewicht gesetzten ausschließlichen Beamtenherrschaft ist die Ueberwucherung. Jede einmal ins Leben gerufene Kraft sucht sich schrankenlos auszubreiten, bis ihr eine entgenwirkende Kraft ihre Gränzen anweist; so auch die Bureaukratie, nicht nur in ihrem Wirkungskreise, sondern auch in der Vervielfältigung ihrer Gliederung. Es erzeugt sich hier ein Uebel durch das andere in gegenseitiger Wechselbedingung; um alles zu leiten, zu überwachen, ist ein sich immer mehr verwickelnder Geschäftsgang nothwendig, dieser bedingt wieder viele und vielerlei Behörden; diese selbst aber mehren gegenseitig die Arbeit; und rufen dadurch die Nothwendigkeit neuer Arbeitskräfte hervor. Je mehr man Behörden hat, je mehr man Individuen anstellt, um so weniger hat man eine freie Auswahl in Bezug auf Intelligenz und Charakter, um so mehr müssen sie daher — besonders wenn die öffentliche Presse beschränkt ist, und das freie Wort einer Landesvertretung fehlt — wieder durch eigene Controllbehörden beaufsichtiget und überwacht werden, und so erzeugt sich allmälig ein Beamtenstaat, der wie ein zehrender Markschwamm auf dem Körper des produktiven Volkes ruht, und im Verein mit der Nothwendigkeit eines kostbaren Militärhaushaltes dessen beste Kräfte absorbirt. Das von Jahr zu Jahr anschwellende Budget Frankreichs von anderthalb Milliarden ist ein warnender Fingerzeig, für dieses Land ein Krebsschaden, den kein Pflaster politischer Formen heilt; nur Reduktionen im Staatshaushalte können da gründlich helfen, und diese selbst sind wieder nur möglich durch Decentralisation, die freilich eine sehr schwere Aufgabe bleibt, wenn man alles provinzielle Leben, alle Gliederung des Staates in seinen natürlichen Bestandtheilen vernichtet hat.

Diese hier gerügten Mängel, die wir weiter auszuführen und zur Anschauung zu bringen aus Mangel an Raum, und weil eine Andeutung für unsern Zweck genügt, unterlassen, sind zunächst nicht Fehler der Persönlichkeiten, sie sind eine naturnothwendige Folge eines solchen, um durch sich selbst kontrollirten, jeder äußern Schranke entbehrenden bureaukratischen Verwaltungssystems; sie lassen sich mit Beziehung auf das monarchische Prinzip auf den einfachen Ausdruck zurückführen: Der Monarch wird dadurch in seiner erhabenen Stellung vereinzelnt, er wird der Masse seines Volkes, den Regierten, entfremdet; denn es

kann dieses nicht mehr unmittelbar sich an ihn wenden, es muß geduldig zusehen und erwarten, wie ihm die Dinge und Verhältnisse zur Anschauung gebracht werden. So lange das Volk gut geartet ist, und sein Vertrauen auf den wohlwollenden Sinn des Monarchen sich ungeschwächt erhält, wiederholt sich die Geschichte vom Thüringer Schmiede, der bei jedem Streiche, den der Ambos von ihm erhielt, ausrief: „Ach, wenn's doch unser guter Landgraf wüßte!" Aber wenn sich dieser Seufzer zu oft fruchtlos wiederholt, so tritt an die Stelle der gemüthlichen vertrauensvollen Resignation das schleichende Gift des Mißtrauens, durch welches mehr als durch alles Andere, das monarchische Prinzip geschwächt, das Ohr der Masse Aufhetzereien und Wühlereien zugänglich gemacht wird. Es ist gewiß, daß nicht alle Wünsche erfüllt, daß nicht allen Anliegen abgeholfen werden kann, daß die Hand des Monarchen die wunderthätige Kraft nicht besitzt, durch ihre bloße Berührung alle Auswüchse, Schäden und Schmerzen am Staatskörper heilen zu können; aber ein offenes Wort des Monarchen als eine vertrauensvolle Antwort auf eine offene und unmittelbare Vorstellung von Bitten und Anliegen ertheilt, wird die Gemüther beruhigen, sie mit dem Maße des Möglichen, des Gewährten versöhnen; es soll durch eine Landesvertretung die Möglichkeit gegeben werden, eine Brücke des Vertrauens zwischen Monarchen und Volk auf dauernder Grundlage zu erbauen. Nur wo eine unmittelbare Mittheilung der Wünsche und der Anliegen des Volkes durch ein legales Organ aus der Mitte desselben an den Monarchen Statt finden kann, wo dieses über wichtige, die sozialen Einrichtungen und Zustände, so wie die Interessen berührende Gesetzentwürfe gehört werden kann, ist dieser auch in der Lage, die Zustände des Volkes rein und ungetrübt durch fremdartige Anschauungsweise in Erfahrung zu bringen, und darnach seine Entschlüsse zu fassen. Die Landesvertretung hätte gleichsam das Materiale, die Räthe der Krone hätten die geistige Arbeit zu liefern. Wenn die Landesvertretung so geordnet ist, daß die wichtigeren Interessen darin ihre genügende Vertretung finden, wenn dafür gesorgt ist, daß unabhängige, dem Monarchen wie dem Lande mit gleicher Anhänglichkeit ergebene, mit den durch sie zu vertretenden Interessen vertraute Männer, nicht leere Schwätzer und theoretisirende Prinzipienreiter in ihr Platz nehmen, so wird sie zum schönsten, zum

dauerndsten Bande des Vertrauens, der Liebe des Volkes zum Monarchen, die festeste Stütze des Thrones. Die 500jährige Geschichte Tirols legt hierüber ein unwidersprechliches Zeugniß ab.

Alle Stärke des monarchischen Prinzipes ruht in ihrem letzten Grunde nicht auf einer straff centralisirten Beamtenherrschaft, nicht auf einer gut organisirten Armee, die naturgemäß für die Dauer nur eine Schutzwehre des Staates nach Außen sein kann, sie ruht auch nicht auf der einseitigen Beförderung gewisser materieller Interessen, oder auf politischen, nach Theorien ausgeheckten Formen und Formeln, sondern sie ruht auf sittlichen Eigenschaften, und oben an steht das gegenseitige Vertrauen. Der pseudonyme Publizist „Gott helf zu Recht" hat in seinen „Nachtgedanken" mit vollem Rechte auf den Mangel dieses Vertrauens als die Hauptquelle der schwankenden und ungeordneten Zustände, des revolutionären Schwindels in so vielen Staaten hingewiesen; allein er hat ganz und gar vergessen, die Ursachen dieses Uebels näher zu bezeichnen. Das, das staatliche Leben und alle Entwicklungen desselben entweder hemmende oder zu revolutionären Sprüngen antreibende Mißtrauen, kann doch nicht so ohne alle Veranlassung in die Gemüther gefallen sein, wie eine Krankheit auf Pflanzenblüthen, es muß doch Gründe, scheinbare oder wahre, dafür geben. Unter die letztern rechnen wir nun vorzüglich zwei: den Mangel geeigneter Landesvertretungen, und die zu geringe Achtung vor dem Rechte. Nur wo eine unmittelbare Mittheilung auf offenem gesetzlichem Wege Statt finden kann, wo kein Dritter sich fortwährend zwischen den Herrscher und seine Unterthanen einzuschieben berufen ist, kann ein lebendiges, herzliches Vertrauen Wurzel fassen; wird die sittliche Grundlage des monarchischen Staates, die Pietät, der freie Gehorsam sich in seiner Reinheit erhalten, nur auf diesem Wege wird sie, wo sie kränkelt, sich wieder zu gesunder Blüthe und Kraft herstellen lassen. Das Vertrauen zu den Regierungen hängt aber auch wesentlich zusammen mit dem Grade der Achtung, den diese selber vor dem Rechte zeigen. Man vertraut da, wo man das Recht heilig geachtet sieht; denn in der Heilighaltung des Rechtes allein liegt die Bürgschaft des Bestandes für den Einzelnen wie für das Gemeinwesen. Und gerade in dieser Beziehung müssen wir einen harten, aber wahren Vorwurf aussprechen: Gerade in der Geringschätzung des Rechtes begegnen wir in vielen

Staaten der Revolution und der Bureaukratie beinahe auf denselben Wegen. Durch die Sucht, von der Revolution in Errungenschaften, in neuen organischen Einrichtungen sich nicht überholen zu lassen, durch den zweischneidigen Grundsatz, daß das Wohl des Staates das höchste Gesetz sei, ließ sich die Bureaukratie nur zu häufig verleiten, alte Rechtszustände zu vernichten, um neuen Einrichtungen, oft von sehr zweifelhaftem Werthe, Platz zu machen; wurde überhaupt das Recht nur zu häufig unter die politische Gesetzgebung gebeugt. Das starre Recht ist oft der Bewahrer, oft der Vater von Mißbräuchen; es gibt auch Lagen, wo es zum offenbaren Unrechte geworden, von dem Egoismus Einzelner nicht aufgegeben, sich nicht mehr halten läßt; — aber nur zu oft wurde das Recht bloß aus dem Titel eines bestehenden Mißbrauches, aus dem Anspruche auf etwas Zweckmäßigeres, Nützlicheres verletzt. Wir aber glauben, ein Mißbrauch sei ein Auswuchs, ein Ueberbein, welche einer längern, sorgfältigen Behandlung weichen werden, eine Verletzung des Rechtes sei aber eine brandige Wunde im Fleische des Volksbewußtseins, deren Heilung höchst schwierig, oft unmöglich ist, und die als Geschwür des Mißtrauens immer weiter um sich frißt. „Discite justitiam moniti“ kann man nicht oft genug nach oben und unten, nach allen Seiten hin wiederholen.

Wenn wir Landesvertretungen als die Brücke des Vertrauens zwischen Monarchen und Volk bezeichnen, so wird man uns einwenden, daß gerade in konstitutionellen Staaten die Drachenzähne des Mißtrauens in reichem Maaße gesäet worden seien, und daß eine sehr streitbare Mannschaft aus dem konstitutionellen Boden aufgewachsen sei. Wir sind gewiß nicht gesonnen, dem zu widersprechen; allein wir glauben auch in der bisherigen Darlegung der tirolischen Gedanken hinlängliche Andeutungen über den wesentlichen Unterschied zwischen dem Systeme der Landesvertretungen und dem konstitutionellen Systeme gegeben zu haben. Man kann aufrichtig monarchisch gesinnt sein, und doch eine aus Wahl der Betheiligten hervorgehende Vertretung der Landesinteressen für eine unabweisliche Nothwendigkeit halten, ja man wird gerade als aufrichtiger Freund der Monarchie sich dieser Ansicht zuwenden, um dieser selbst die ächte sittliche Grundlage, und damit den sichersten Bestand zu geben; man wird aber eben so ein warmer Anhänger des Repräsentativsystems sein können, ohne die Augen über

die Täuschungen des konstitutionellen Systems; wie es sich bisher in den festländischen Staaten Europas zeigte, zu verschließen, ohne sich die Irrthümlichkeit seiner Grundlagen, die argen Mißbräuche bei seiner Durchführung zu verhehlen.

Um den Unterschied mit kurzen und klaren Worten zu bezeichnen, sagen wir: Der Konstitutionalismus hat sich — mit Ausnahme Englands — als gegen die Monarchie gerichtet erwiesen; das System einer wahren Landesvertretung ist gegen den Despotismus der Bureaukratie gerichtet; der Konstitutionalismus hat Fürsten und Völker getrennt und entzweit, indem er zwischen beide die Fiction eines verantwortlichen Ministeriums mit seinem unendlichen Anhange verantwortlicher Beamten einschob; die Landesvertretung kann Fürsten und Völker wieder einen, indem sie sich unmittelbar einander nähern, und bei der strengen, nicht in Formen, sondern in der Natur der Sache liegenden Begränzung des Standpunktes der Landesvertretung weder ein eifersüchtiges, mißtrauisches Bewachen der Rechte der Krone, noch ein Ringen nach Ausdehnung der eigenen Gewalt von Seite der Vertreter als nothwendige Folge der Institution selbst sich ergeben muß, wie beim Konstitutionalismus.

Die Landesvertretung kann den nothwendigen und gemeinnützigen Gang der Regierungsgewalt nicht beirren oder hemmen, denn sie macht keinen Anspruch auf einen Antheil an derselben, ihre Aufgabe ist nur, die Regierung über die Sachlage, über die wahren Verhältnisse der Regierten, über deren Interesse und Leistungsfähigkeit, und somit auch in letzter Instanz über ihr eigenes, wahres Interesse, das doch immer mit dem der Regierten Hand in Hand gehen muß, aufzuklären; Wünsche, Anliegen und Bitten in offener loyalen Weise dem Monarchen vorzutragen, und eine Gewährung, oder eine offene, vertrauensvolle Antwort darauf zu erhalten. Ist diese auch ablehnend, so wirkt ein solches jedenfalls beruhigend, und das Vertrauen gegenseitig befestigend; man ist einerseits schon dadurch mehr befriedigt, daß man seine Wünsche und Anliegen aussprechen, daß man darauf einen eingänglichen Bescheid, von dem man voraussetzen kann, daß er das Resultat reiflich überdachter Nothwendigkeit, nicht bloß bureaukratischer Laune und Willkühr sei, erhalten konnte; andererseits wird auch das Vertrauen der Regierung gestärkt, wenn sie den unverfälschten Ausdruck der Stimmung

des Volkes, seine Auffassungsweise unmittelbar vernimmt. Denn gar häufig gelangt diese auf dem Wege der Berichte und der Verhandlungen nicht mehr rein, sondern getrübt durch die mancherlei Kanäle, die sie zu durchwandern hat, an den Thron des Monarchen; wodurch die Verständigung sehr erschwert, eine entstandene Mißstimmung leicht erhöht und schwer beseitiget wird.

Alle Gründe, welche sich im Allgemeinen für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit von Landesvertretungen, im Unterschiede vom neuzeitlichen Konstitutionalismus, anführen lassen, gelten insbesondere für Tirol.

In unserem Heimathlande Tirol ist eine Landesvertretung ein mit dem Bewußtsein des Volkes innigst verwachsenes Bedürfniß, ruhend auf die Geschäfte und dem Charakter des tirolischen Volkes. „Durch mehr als fünf Jahrhunderte erfreute sich Tirol seiner nach Ständen gegliederten Landesvertretung. Unter ihrem Schutze entwickelte sich der religiöse, treue und tapfere Sinn des Tirolers, der sich in so viel Stürmen bewährte, der dem Charakter desselben jenen Stempel der Besonnenheit, der Festigkeit gegen alle Verlockungen eines sich überstürzenden und destruktiven Zeitgeistes des unwandelbaren Rechtssinnes aufdrückte. Deßhalb haben auch alle unsere Herrscher aus Habsburgs geliebtem Stamme durch alle Jahrhunderte die tirolische Landesvertretung in hohen Ehren gehalten; nur eine fremde, durch die unglücklichen Zeitverhältnisse dem Lande aufgedrungene Regierung hatte sie auf kurze Zeit unterdrückt; die Antwort darauf lag in der Erhebung des Jahres 1809 *). Ein so lange und so tief gewurzeltes historisches Bewußtsein läßt sich nicht so schnell den Gemüthern entfremden; es sollte vielmehr als ein heiliger Schatz in der Zerfahrenheit unserer Zeit sorgfältig gewahrt und gepflegt werden. Hier ist keine doktrinäre Meinung, keine theoretische Ansicht von dem Werthe gewisser politischer Formen; hier waltet auch nicht ein bloßes praktisches Nützlichkeitsprinzip; sondern etwas Höheres und Stärkeres, ein zur Sitte gewordenes Volksbewußtsein. Ehret, möchten wir den Staatsmännern zurufen, ehret vor Allem die Sitte; sie ist die stärkste Säule der erhaltenden

---

*) Stelle aus der Petition, welche in Folge der a. h. Entschließung vom 21. Februar nicht zur Berathung und Vorlage gelangen konnte.

Politik. Die Sitte, diese vom Volksbewußtsein durch lange Gewohnheit erzeugte Norm des Denkens und Handelns ist mächtiger, als alle Gesetzgebung, auf ihr beruht das kernhafte Wesen des Bauernstandes, auf ihr alle Ehrenhaftigkeit der untern Volksklassen. Aus der Natur seines Landes, aus der uralten Verfassung hat sich Sitte und Charakter des tirolischen Volkes entwickelt. Wir wollen hier nicht von der religiösen Seite desselben sprechen, welche ebenso mit der Natur des Landes, wie mit der Erziehung und Bildung des Volkes zusammenhängt, sondern von zwei Charakterzügen, welche die Grundzüge der politischen Anschauung und Handlungsweise des Tirolers bilden, und recht eigentlich, ebenso wie seine religiöse Richtung, Grundlage der Volkssitte geworden sind. Wir meinen seinen Hang zu einer gewissen Selbstständigkeit, und seine Gemüthlichkeit unter einer oft rauhen Außenseite. Wer sein Leben lang mit saurer Mühe, oft mit Gefahr einem kargen Boden spärliche Früchte abringen, wer den Elementen so oft Trotz bieten, und gegen sie seine Habe, selbst sein Leben einsetzen muß, der betrachtet das Errungene, das glücklich Gewahrte mit andern Gefühlen, als derjenige, welchem auf fruchtbaren Flachlande die Frucht beinahe in die Scheuer hineinwächst. Die Gemse, die der Gebirgsschütze über die todklaffenden Schlünde des Gletschers verfolgt, und von den schroffsten Höhen herunterholt, das Bündel Heu, welches der Mähder von den steilsten Abhängen gewinnt, wo jeder Fehltritt gräßlicher Tod ist, die Kraxe mit Milchprodukten, welche der Senner über das höchste Joch trägt, wo plötzlich einfallendes Unwetter ihn in Nebel und Schneeflocken hüllen kann, und ihm dann jedes Weiterkommen verbietet, bis Ermattung und Kälte seinem Leben ein Ende machen, — sie alle sind Zeugen seiner Kraft und seines Muthes, Trophäen seiner Beharrlichkeit, sie verleihen ihm vollgültige Ansprüche auf Selbstgefühl. Im Leben des Gebirgsbewohners bewährt sich, wie sonst nirgends der Wahlspruch: Selbst ist der Mann! Dieses Gefühl durchdringt das ganze Bewußtsein des Gebirglers, und begründet eine Selbstständigkeit der Gesinnung, welche die Grundlage seines Charakters, die Quelle seiner besten Eigenschaften bildet. Hiezu kommt die lebendige Erinnerung an die Geschichte seines Landes, wie der Bauer seit Jahrhunderten nicht bloß „mitthaten," sondern auch „mitrathen" durfte als eigener politisch berechtigter Stand; wie oft er

durch eigene Thatkraft die Feinde vom Lande abhielt, oder die eingedrungenen hinauswarf, das Bewußtsein also seiner politischen und historischen Geltung; — mußte sich da nicht ein natürliches Selbstgefühl, und damit auch die Behauptung einer gewissen Selbstständigkeit bilden. Wer weiß, daß er etwas ist, und daß er etwas Rechtes ist; wer das Bewußtsein eines tüchtigen fest ausgeprägten Charakters in seinem Busen zu hegen volle Berechtigung hat, der macht auch Anspruch darauf, daß dieser sein Charakter respektirt werde, daß ihm die Grundlagen dieser seiner Charakterbildung nicht entzogen werden. Das ist der Grund des so oft vom flachen Liberalismus verschrieenen Partikularismus des Tirolers. Wer noch einen Charakter hat in dieser vom Egoismus und von den materiellen Interessen flach abgegriffenen Zeit, darf mit Recht darauf stolz sein, er hat die sittliche Pflicht, ihn vor den zersetzenden Einflüssen der ihn umgebenden Charakterlosigkeit zu bewahren; darum legt Tirol mit vollem Rechte einen so hohen Werth auf seine Landesvertretung, denn in ihr sieht es die einzig mögliche Schutzwehre seiner Selbstständigkeit. Unter Selbstständigkeit versteht aber der Tiroler nicht einen politischen Separatismus, wie man mit absichtlicher Begriffsverwechslung seit dem Jahre 1848 so oft ihm vorzuwerfen sich die vergebliche Mühe gegeben hat; denn wir glauben, er habe für das a. h. Kaiserhaus und für seinen Zusammenhang mit der Gesammtmonarchie genug gethan und geopfert, um einen solchen Vorwurf als boshaft und nichtig von vorneherein erscheinen zu lassen. Unter dieser Selbstständigkeit versteht er vielmehr die Erhaltung seiner Charakter-Eigenthümlichkeit, deren er sich mit wohlberechtigtem Stolze bewußt ist; er versteht darunter solche Einrichtungen, welche ihn darin zu erhalten, ihn vor unverständigen oder böswilligen Eingriffen der Alles gleichmachenden Aufklärungssucht in dieselbe zu schützen geeignet sind. Dieses wahrhaft sittliche Gefühl erhält unsern Bauern aufrecht inmitten seiner Armuth; dieses Bewußtsein der Selbstständigkeit hängt auf das engste zusammen mit seinem Rechtssinne; nehmt es ihm, und ihr habt seine moralische Kraft gebrochen; — ihr habt aber auch eines der dauerndsten Elemente der Ordnung und des monarchischen Prinzips aufgelöst.

Der andere Zug, der den Volkscharakter des Tirolers auszeichnet, ist eine tiefe Gemüthlichkeit. Sie spricht sich in seinem religiösen Leben

aus; sie hat sich immer bewährt in seiner Anhänglichkeit an den Monarchen. Diese beruht auf der Sitte, seinen Kaiser und Herrn als den wahren Landesvater zu verehren; sich zu ihm in den Beziehungen eines Sohnes zu wissen. Keine politische Form kann dem Tiroler dieses ganz persönliche Verhältniß ersetzen; deu Kaiser Oesterreichs ehrt er, aber seinen Landesvater liebt er aus aller Naivetät eines kräftigen, unverdorbenen Gemüthes; er weiß sich Oesterreicher, aber er fühlt sich als Tiroler, und wird sich zu allen Zeiten so fühlen. Daher sein tiefstes Bedürfniß, durch seine Landesvertretung unmittelbar mit seinem Herrn und Landesvater zu verkehren; er ist nur beruhigt, wenn er seine Anliegen dem väterlichen Herzen seines Monarchen selber nahe legen kann; er glaubt sonst im Falle einer abweislichen Entscheidung nicht, daß es ganz mit lauteren Dingen zugegangen sein könne; die „Herren" haben es dem guten Kaiser nicht recht vorgestellt; „der gute Kaiser weiß es halt nicht recht." Deßhalb hat auch Se. Majestät der höchstsel. Kaiser Franz in richtiger Anerkennung dieses Charakterzuges der Tiroler dem von ihm wieder eingeführten und „zeitgemäß reformirten" Landtage das Petitionsrecht gewährt, und dasselbe gegen mancherlei Versuche der Hofstellen, dasselbe zu umgehen, mit Entschiedenheit aufrecht erhalten. Deßhalb die wohlverstandene Instruktion an den Hofkommissär des letzten offenen Landtages im Jahre 1790: „Lassen Sie sie heraussp—, was sie auf dem Herzen haben."

Eine Landesvertretung im wahren Sinne des Wortes ist sonach ein tiefes im Volksleben des Tirolers wurzelndes, und demselben nicht so leicht wegzuraisonnirendes Bedürfniß. Alle österreichischen Regierungen haben es bisher anerkannt, haben es geachtet; die Organisirungs- und Beschränkungsversuche des so edel gesinnten Kaisers Joseph II., der aber in seinem Eifer für zeitgemäße Verbesserungen und Neugestaltungen sein Augenmerk zu einseitig auf das von Ihm als zweckmäßig erkannte, zu wenig auf das Recht richtete, haben die Proben der Ausführbarkeit und der Haltbarkeit nicht bestanden. Bei dem ersten ahnungsvollen Dröhnen des Revolutionssturmes in Frankreich sah man sich genöthiget, wieder sich an die Säule des historischen Rechtes, der historischen Entwicklung anzuklammern, weil man erkannte, daß sie allein den Dom des Staatengebäudes der österreichischen Monarchie zu stützen, ihm Festigkeit zu verleihen vermöge. Gerade weil die fran-

zösische Revolution die Verneinung jedes historischen Rechtes, jeder organischen Bildung und Entwicklung als ihren Wahlspruch auf ihre Fahnen schrieb, mußte man seine Streitkräfte unter dem entgegengesetzten Banner sammeln. Und man hat daran sehr wohl gethan; dieses Banner übte eine solche Zaubermacht, daß man im Stande war, aus einem 25jährigen Riesenkampfe mit der Revolution und dem Riesensohne derselben siegreich hervorzugehen, und wenn nicht die Freiheit, doch die Selbstständigkeit der europäischen Völker und Staaten aus ihren erdrückenden Umarmungen zu retten. Unter diesem Banner hatte sich Tirol im Jahre 1809 erhoben, und seine blühenden Dörfer den Flammen geopfert, damit sie als Kreidefeuer von den Alpen herniederleuchten und das geknechtete Deutschland aufwecken zum Widerstande gegen ein Prinzip, das die Staaten nur für geographische Bezeichnungen von Administrationsbezirken, wie sie die französische Herrschaft eben nach ihrer Willkühr zu bedürfen glaubte, und die Völker nur als recht- und seelenlose Arrondirungsziffern erklärte. Solche Macht übte in jener Zeit das historische Recht, weil es mit dem tiefsten Volksbewußtsein verwachsen, demselben das Gefühl der Persönlichkeit, der Selbstständigkeit des Charakters verlieh. —

Mann könnte uns fragen, warum wir in der bisherigen Aeußerung der tirolischen Gedanken den Rechtsstandpunkt bezüglich der tirolischen Landesvertretung gar nicht berührt, warum wir uns vielmehr bloß an die sogenannten politischen Motive gehalten haben? Ob wir vielleicht den Rechtsstandpunkt Tirols für zweifelhaft halten, oder ihn selbst für unbedeutend und unwichtig halten? — Auf die letztere Frage müssen wir mit dem entschiedensten Nein! antworten. Der Rechtsstandpunkt erscheint uns in dieser Frage klar und unangreifbar; Tirol kann sich zunächst auf das a. h. Patent Sr. Majestät des Kaisers Franz I. vom Jahre 1816 berufen; was ihm Kraft desselben verliehen wurde, ist sein nicht verwirktes Recht; ein öffentliches Recht ist nicht minder heilig als ein Privatrecht; es ist bedenklich, beide, ohne Wissen und Einstimmung des Berechtigten und Betheiligten organisiren zu wollen. Wir halten diesen Standpunkt auch für die wichtigste und bedeutendste Seite der Frage, wo wir überhaupt die Heiligkeit des Rechtes für das Höchste im Staate, die unverbrüchliche Anerkennung desselben für die wahre salus publica halten. Aber wir gehen in die

nähere Darlegung des Rechtsstandpunktes absichtlich nicht näher ein aus einem doppelten Grunde. Erstlich wir vertrauen auf Unsern erhabenen Kaiser; Er wird Sein Auge fest gerichtet halten auf das Recht, wie der Steuermann auf den Polarstern; — das Recht hat in Oesterreich in den Jahren 1848 und 1849 durch die tapfere Armee, durch das Festhalten der treuen Provinzen an demselben gegen Widerrecht und Aufruhr gesiegt; das Recht und der ihm zur Seite stehende höhere Beistand von Oben haben in diesen Jahren Oesterreich aus den bedenklichsten Krisen gerettet und ihm einen kaum geahnten Triumph über seine Feinde, welche zugleich die Widersacher alles Rechtes sind, bereitet; — dieser Schild wird nicht abgelegt werden, weil die heiße Schlacht vorüber. Der Kampf gegen die Feinde des Rechtes ist zu einem Waffenstillstand gebracht, er ist noch nicht beendigt; wer weiß wie bald das mächtige Schlachthorn aus Westen, Süden und Norden zu neuer Wehrhaftigkeit ruft. Der Schild des Rechtes läßt sich aber, einmal abgelegt, nicht nach Belieben wieder aufnehmen; sein Siegeszauber beruht eben darauf, daß er mit dem Arme, der ihn zu Schutz und Trutz schwingt, verwächst, daß er mit ihm Eins wird. Wäre aber auch jede Kampfesgefahr vorüber, so ruht sich's dann auf ihm am sichersten. In anderm Sinne als jene spartanische Mutter, kann man sagen: Mit ihm, oder auf ihm! — Mit ihm siegen im Kampfe gegen Unrecht, Aufruhr und Gewalt; auf ihm ruhen in Zeiten des Friedens, stiller organischer Entwicklung des Staatslebens.

Wir haben das feste Vertrauen, daß unser Kaiser bei alle in Aussicht stehenden organischen Einrichtungen in den Provinzen den Gesichtspunkt des Rechtes, wo nur solches als noch bestehend sich vorfindet, nicht unberücksichtiget lassen wird, und deßhalb würden wir die nähere Erörterung desselben für eben so unnothwendig, als vorgreifend halten. Wir überlassen uns der Ueberzeugung, daß die a. h. Erlässe vom 31. Dezember 1851 nur deßhalb des Rechtszustandes nicht ausdrücklich erwähnen, weil die Beachtung desselben die selbstverständliche Voraussetzung, die Basis aller weitern Maßnahmen bildet, und weil das Recht vorzugsweise unter den „Bedürfnissen der Völker" und unter den „sorgfältig zu prüfenden Verhältnissen" begriffen sein wird. Zweitens: Unsere Gedanken beschäftigen sich zunächst mit den Grundsätzen, welche von einem und gerade dem bedeutensten

Theile der Wiener Presse vertheidiget, mit den Folgerungen, welche von ihr aus den a. h. Erlässen vom 31. Dezember gezogen wurden.

Wir glauben zwar nicht, daß diese Blätter, wenn man mitunter auch eine gewichtigere Stimme aus ihnen zu vernehmen sich veranlaßt sehen möchte, etwas anderes, als eine bloße Privatansicht aussprechen; aber auch Privatirrthümer, durch die Presse der Hauptstadt widerspruchslos verbreitet, können folgenreich werden, und deßhalb hielten wir es für Pflicht, gegen deren Verfassungsweise im Interesse der Wahrheit und der erhaltenden Grundsätze auf ihrem Boden — dem der politischen Rücksichten, anzukämpfen; da sie aber den Rechtsboden nie betreten haben, so können wir ihnen auch nicht dahin folgen. Mit einem Gegner kann man nur da kämpfen, wo man ihn findet; auf dem Gebiete des Rechtes hat sich aber diese Presse in Sachen der Verfassungseinrichtungen in den Provinzen noch nicht betreten lassen. Dieß ist der zweite Grund, warum wir den speziellen Rechtsstandpunkt Tirols hier nicht erörtern; und wir hoffen auch zuversichtlich, daß eine solche Erörterung nicht nothwendig fallen werde.

Die Wiener Blätter und auch Korrespondenten der Allgemeinen Augsburger Zeitung haben die Ansicht geäußert, daß die in §. 35 der a. h. genehmigten Grundsätze in Aussicht gestellten Landesausschüsse vollkommen als Ersatz für Landesvertretungen genügen dürften, und da man sich über Bedeutung und Wirksamkeit dieser Landesausschüsse gegenwärtig noch im Dunkel befindet, so haben sie sich beeilt, uns aufzuklären, und auf die Provinzial-Kongregationen im lombardisch-venetianischen Königreiche als Muster hiefür hingewiesen. Diese Provinzial-Kongregationen waren zur Zeit ihrer Errichtung für die dortigen Verhältnisse vortrefflich berechnete Institute; — sie waren ein Keim einer Landesvertretung, wie ihn die verkommenen landständischen Kollegien der meisten deutsch-erbländischen Provinzen nicht boten. Aber sie hatten keinen geschichtlichen Boden, sie waren eben eine organisirte, gleich jeder andern, unter dem Gouverneur stehende Behörde; ihre Wirksamkeit war auf Gutachten, Anträge und Ausarbeitungen in Verwaltungssachen beschränkt; — sie hatten keinen Zusammenhang mit ihren Mandaten, wenn hier überhaupt von einem Mandate die Rede sein kann, und sie hatten kein Petitionsrecht. Wer daher etwas Besseres bereits gehabt, der würde, wenn der Verlust des besessenen

Rechtes nicht durch eigenes Verschulden herbeigeführt wurde, wie das in Tirol der Fall ist, eine solche Minderung des politischen Lebens nur mit Schmerz ertragen. Daß und warum das Petitionsrecht hierlandes für ein höchst wichtiges, gleichsam als die Quintessenz der Provinzial-Landesvertretung angesehen wird, haben wir bereits erwähnt. Aber vorzüglich deßhalb glauben wir, daß derlei Landesausschüsse für Tirol nicht passen würden, weil durch sie gerade das kräftigste und tüchtigste konservative Element des Landes, der Bauernstand, von einer wirksamen Vertretung ausgeschlossen würde.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß eine wirkliche Verschiedenheit der Interessen in Tirol nicht so sehr durch die Besitz- als durch die sehr verschiedenen klimatischen und Kulturverhältnisse der Landwirthschaft — der weitaus überwiegenden Erwerbsquelle des Volkes — bedingt ist. Eine Vertretung der Interessen, welche wirklich eine solche sein und nicht blos scheinen will, muß daher hierauf eine vorzügliche Rücksicht nehmen. Eben so haben wir aufmerksam gemacht, daß der vorzugsweise konservative Stand der Bauernstand ist, wie er dieses insbesondere in Tirol durch That und Opfer hinlänglich bewährt hat. Wenn man uns den ersten Grundsatz, den kaum ein Kenner des Landes widersprechen wird, zugibt, so wird man auch die Nothwendigkeit einräumen müssen, daß das bäuerliche Interesse nach den verschiedenen Theilen des Landes vertreten sein müsse, und daß eine geringe Anzahl von solchen Landesausschuß-Mitgliedern schon aus dem Grunde der großen Mannigfaltigkeit der sich deutlich abgränzenden Kulturverhältnisse, die beinahe in jedem Hauptthale einen besondern Charakter annehmen, dem Bedürfnisse einer ausreichenden Vertretung nicht genügen könne. Sodann wird es aus der zweiten von uns angeführten Rücksicht, so wie auch wegen der Unmittelbarkeit der Anschauung und der genauen Kenntniß der Lokalzustände immer wünschenswerth sein, daß ein großer Theil der Vertreter der bäuerlichen Interessen dem Bauernstande wirklich angehöre. (Wir sagen „ein großer, oder allenfalls der größte Theil dieser Vertreter," aber wir halten es nicht für nothwendig, auch nicht für zweckmäßig, daß alle Vertreter der bäuerlichen Interessen ausschließlich Bauern seien. Das Warum? werden wir später noch zu berühren Veranlassung finden.) Die Provinzial-Kongregationen sind aber nichts anderes, als Hilfs-

ämter der obersten politischen Behörde der Provinz, unter deren Vorstande sie ebenfalls stehen; als solche sind sie ständig und auf eine geringe Zahl von Mitgliedern beschränkt. Diese selbst sind eigentlich ihrem Wesen nach Beamte, nur mit dem Unterschiede, daß sie von den Betheiligten auf eine bestimmte Reihe von Jahren der Regierung zur Ernennung vorgeschlagen werden. Es ist klar, daß in einem solchen Kollegium nicht alle Landestheile gleichmäßig nach Bedürfniß vertreten sein könnten, und daß es für den Bauern, d. i. für den kleinen Grundbesitzer darin nicht wohl einen Platz geben kann, da er nicht in der Lage ist, sich beständig, oder auch nur sehr oft im Jahre von seinem Wohnorte und seiner Hauswirthschaft zu entfernen. Wollte er aber auch, von dem mit der Stelle verbundenen Gehalte gelockt, diese aufgeben, und seinen Aufenthalt am Sitze des Landesausschusses nehmen, so wäre er eben eher Alles, nur das nicht mehr, was er sein soll, ein Bauer und als solcher der Vertreter seines Standes, mit dem er alle Interessen, Freud und Leid zu theilen hat. Einmal aus seinem Berufs- und Erwerbskreise herausgerissen, wäre er schon um seiner Existenz willen darauf angewiesen, sich in seiner neuen Stellung durch Unterstützung der Regierung zu behaupten, seine Selbstständigkeit wäre dahin, er würde in gänzliche Abhängigkeit gerathen, und er würde sich von einem Beamten durch nichts unterscheiden, als durch den Mangel an Geschäftsbildung, und durch die Kläglichkeit der von ihm zu spielenden doppelzüngigen Rolle. Nicht einmal der grundbesitzende Adel in Tirol hätte eine hinreichende Anzahl durch ihre ökonomische Lage so unabhängig gestellter Mitglieder, welche ohne bedeutenden Gehalt den größten Theil des Jahres ihren ständigen Aufenthalt in Innsbruck nehmen, und die Besorgung ihrer Besitzungen fremden Händen überlassen könnten. Wenn man doch in Tirol eine Landesvertretung in irgend einer Form aufrecht erhalten will, so wird sich nur Eine als zweckmäßig, und durch die Erfahrung gerechtfertigt darstellen, wie sie bisher seit Jahrhunderten beobachtet wurde, die jährliche Versammlung der Vertreter des Landes auf 4—5 Wochen und die Bestellung eines Ausschusses aus deren Mitte zur Besorgung der laufenden, während des Jahres vorkommenden Geschäfte.

Wir enthalten uns jedes näher eingehenden Vorschlages über die Bildung einer Landesvertretung in Tirol, da es sich nach unserer

Ansicht vorerst um die Feststellung des Prinzips — ob Landesvertretung oder nicht? — handelt. Sollte sich zeigen, daß die Antwort auf diese höchst wichtige Frage im bejahenden Sinne ausfallen dürfte, so würden wir uns erlauben, auch hierüber unsere Gedanken auf Grund der bisher gewonnenen Erfahrung, und mit Rücksicht auf das bisherige Landesrecht der Oeffentlichkeit zu übergeben, eingedenk des Sprüchwortes: „Ein gutes Wort findt auch ein gutes Ort." Nur so viel erlauben wir uns hier zu bemerken: Tirol befindet sich hinsichtlich der im Absatz 35 der a. h. genehmigten Grundsätze angedeuteten Elemente einer Landesvertretung in durchaus abweichender Lage gegen alle andern deutsch-erbländischen Provinzen; der Adel, auf dessen politische Berechtigung auf Grund früherer Verhältnisse in jenen Provinzen in den Grundsätzen ein so großes Gewicht gelegt wird, hat hierzulande keine auf der Art und Ausdehnung seines Grundbesitzes beruhende Sonderstellung; man müßte ihm eine solche erst künstlich schaffen. Der tirolische Adel hat als politisches Element keine volkswirthschaftliche, sondern nur eine historische Grundlage. Diese findet sich in der Institution der sogenannten tirolischen Adelsmatrikel; allein wer mit den Verhältnissen der ihr angehörigen Familien nur einigermaßen bekannt ist, wird zugeben müssen, daß bei wenigstens der Hälfte derselben die Ausübung der Rechte einer politischen Standschaft eine allen Grundsätzen einer konservativen Politik widersprechende Anomalie wäre. Wir wollen den Immatrikulirten ihr historisches Recht durchaus nicht anfechten, wir könnten es auch nicht, ohne mit unsern Grundsätzen der Geschichte und des Rechtes in Widerspruch zu gerathen; allein in so ferne dieses Recht auf die Ausübung eines politischen Rechtes bei der Landesvertretung bezogen werden soll, muß es nothwendig für einzelne Familien so lange als ein ruhendes angesehen werden, bis sich damit wieder der Titel eines Besitzes, der vertreten werden kann, verbindet. Die historische Berechtigung, dem Stande anzugehören, mag bloß auf Grundlage des historischen Titels aufrecht erhalten werden; aber die politische Berechtigung kann nur auf der Grundlage eines entsprechenden Besitzes wirksam und lebendig werden. Das Proletariat eines großen Theiles unseres immatrikulirten Adels, das sich dessenungeachtet als politischer Stand gerirte, hat bei der bestandenen Landes-

vertretung dem eigenen Stande, und sohin auch den Landständen überhaupt in der öffentlichen Meinung sehr geschadet.

Noch eine zweite Bemerkung können wir hier nicht übergehen: Will man überhaupt eine Landesvertretung, so beschränke man sich nicht bloß auf das Reden, sondern man räume ihr auch einen eigenen, für das Land nützlichen Wirkungskreis administrativer Thätigkeit ein. Eine Vertretung, welche lediglich auf Aeußerungen — von Ansichten und Meinungen, theoretischen oder praktischen, beschränkt ist, geräth leicht in das Bodenlose und Phantastische; Wünsche treten an die Stelle des praktisch Erreichbaren; die öffentliche Meinung fordert Lebensäußerungen der Landesvertretung; wenn diese aber selbst kein Feld eigener praktischer Thätigkeit hat, sondern bloß auf das Reden — auf Meinen und Wünschen angewiesen ist, so liegt ihr das leere Theoretisiren und Projektiren sehr nahe. Daraus entsteht die Neigung zur Opposition lediglich um der Opposition willen; gegen dieses nörgelnde Malcontentwesen gibt es kein probateres Mittel, als eigene praktische Thätigkeit. Die Bureaukratie hat sich gegen Staat und Gesellschaft vielleicht durch nichts so sehr versündigt, als daß sie aus Eifersucht auf die eigene Wirkungssphäre den Ständen oder Repräsentativkörpern jede praktische Wirksamkeit aus den Händen wand, statt mit ihnen zum Besten des Vaterlandes in Anstelligkeit, Tüchtigkeit und wohlthätigen Erfolgen zu wetteifern. Dadurch wurde — namentlich in den kleineren deutschen Staaten — der systematische Oppositionsgeist groß gezogen. Selbst das englische Parlament würde dieser Klippe kaum entgehen, wenn nicht der ausnehmend praktische Sinn und der politisch gereifte Verstand der Engländer und die großartige Thätigkeit der Comités bei den ausgedehnten Enqueten es bisher davor bewahrt hätte.

Wir haben bisher vom konservativen Standpunkte aus, zunächst von jenem eines Tirolers, uns jenen Betrachtungen überlassen, welche für eine Landesvertretung in Tirol sprechen. Wir haben uns dabei eines nähern Eingehens auf die Form dieser Landesvertretung, so wie der Ausführung der Rechtsgründe enthalten. Nur darauf müssen wir in der letzteren Beziehung noch hinweisen, weil sich daraus eine von den meisten andern Provinzen verschiedene Lage Tirols ergibt, daß dieses Land seit Jahrhunderten eine zu Recht bestehende Landesvertretung, nicht bloße ständische Kollegien hatte, und daß dieser rechtliche

Bestand nie unterbrochen wurde. Die kaiserliche Regierung hat die Aufhebung der tirolischen Landesverfassung im Jahre 1808 als widerrechtlich anerkannt, wie dieß die Proklamationen im Jahre 1809 deutlich bewiesen; sie hat auch nach der Wiederbesitznahme Tirols an den früheren Rechtszustand des Landes anknüpfend in demselben wieder eine Landesvertretung eingeführt, welcher die Fortbildung der historischen Verfassungsform als leitender Gedanke zum Grunde lag. Das Postulat war freilich nur eine Form gegen das frühere so wichtige Steuerverwilligungsrecht der Stände; aber man erkannte an, daß die nothwendige Einheit und Kraft des Staates dieses Opfer fordere, und man brachte es um so williger, als wenigstens durch die beibehaltene Form des Postulates auch von Seite der Regierung die Anerkennung des früheren, vom Lande aufgegebenen Rechtes gewährt, als nicht rücksichtslos die historische Verfassung beseitiget war. Die Verfassung von 1816 bewahrte dagegen der Landesvertretung das höchst wichtige Petitionsrecht, welchem das Land manche wohlthätige Verfügung, manche Modifikation oder Beseitigung allzudrückender Maßregeln verdankt, wie z. B. das Limitosalz, welches ein sehr wohlthätiges, den Bitten des Landtages gemachtes Zugeständniß war. Auf Grund der alten verfassungsmäßigen Pflicht der Landesdefension wurde dem Lande bewilliget, daß es, zunächst der Verwendbarkeit der Landeseinwohner entsprechend, nur Ein Regiment, und zwar bloß ein aus Landeseingebornen gebildetes Jäger-Regiment zu stellen habe. Eben so war es in den bisherigen Verfassungsrechten begründet, daß den Ständen wieder die Einhebung und Evidenthaltug der Grundsteuer, so wie die Evidenthaltung der älteren tirolischen Landesschuld und die Auszahlung der Interessen derselben eingeräumt wurde, welche letztere Maßregel wesemtlich zur Erhaltung des Kredites und zur Fixirung des Kurses dieser Obligationen bis in die neueste Zeit beitrug. Selbst die sogenannten offenen Landtage waren nicht geradezu ausgeschlossen. So hatte also der bisherige Verfassungszustand des Landes seit dem Jahre 1816 theils formell, theils selbst in wichtigen Dingen auch materiell sich mit geschichtlichem Verfassungsrechte desselben in Vermittlung gesetzt, das Band des Rechtes, welches die Provinz mit dem Gesammtstaate seit Jahrhunderten verband, war nie abgerissen; man hatte nicht tabula rasa gemacht, und beide Theile — Regierung und Land — standen

sich dabei so gut, als man immer auf dem Boden des Rechtes und der Treue steht, wenn man einerseits das Recht ehrt, und andererseits auch anerkennt, daß öffentliches Recht und Privatrecht nicht gleicher Art sind, und daß das erstere manchmal freiwillig sich einer Beschränkung, einer Umformung, selbst einer theilweisen Aufopferung unterwerfen muß, damit sich wenigstens der Grundsatz des Rechtes lebendig erhalte.

Tirol hatte bekanntlich ausnahmsweise von allen übrigen Provinzen vier Stände; in dem Rahmen dieser vier Stände war die sämmtliche Bevölkerung des Landes enthalten. In den übrigen Provinzen war ein großer Theil der Bevölkerung unvertreten, da das Recht der Vertretung durchaus auf Bevorrechtungen, Privilegien beruhte, und die Vertretung des Bauern durch den grundbesitzenden Adel lediglich eine Fiction war, welche bei den sich widerstreitenden Interessen Beider sich zur Ironie gesteigert hätte, wenn diese ständischen Verfassungen der übrigen Provinzen in neueren Zeiten überhaupt eine Lebenskraft und eine öffentliche Wirksamkeit gehabt hätten. In Tirol war es anders; man kann darüber streiten, ob das gleiche Verhältniß der Zahl nach in der Vertretung der einzelnen Stände ein richtiges sei (der Landtag vom Jahre 1848 hatte auch dießfalls Modifikationen beantragt), man wird wünschen können, daß einzelne Interessen eine mehr markirte Vertretung finden dürften; aber man wird schwerlich widersprechen können, daß in dieser Ständegliederung die gesammte Bevölkerung Tirols begriffen, und somit durch die Stände vertreten war. Das werden höchstens diejenigen läugnen wollen, welche aller Wissenschaft und Erfahrung zum Trotz noch immer dem mechanischen Prinzipe der reinen Kopfzahl-Vertretung, welchem nur noch Demagogen oder politische Grünlinge huldigen, anhängen.

Wenn wir hier anführen, daß der uralte verfassungsmäßige Rechtszustand in Tirol nie abgerissen, nie rechtlich unterbrochen war, und daß die vier Stände Tirols ihrem Wesen nach eine — wenn auch numerisch ungleiche Vertretung der Gesammtbevölkerung des Landes war, so kann man uns billig fragen, warum wir Dinge erwähnen, die hier zu Lande Jedermann weiß oder wissen kann? — Wir haben diese Erwähnung deßhalb für nöthig gehalten, weil die gesammte Wiener Presse sammt ihren Satelliten in ausländischen Blättern hievon keine

Kenntniß hatte oder haben wollte. Die Wiener Zeitungen wollen die öffentliche Meinung leiten und beherrschen; ihnen stehen so großartige Mittel zu Gebote, daß die Provinzialpresse nur kümmerlich neben ihnen bestehen kann; und sie alle zeichnen sich — mit wenigen Ausnahmen in einzelnen Fällen aus durch eine liebenswürdige Unkenntniß der Provinzialverhältnisse und durch eine mechanisch-absolutistische Anschauungsweise, welche in ihrer Ungenirtheit und Ungebundenheit an das Lied der Leopoldstädter Posse erinnert: „Es gibt nur a Kaiserstadt, s'gibt nur a Wien!" — In keinem dieser Blätter haben wir nur eine Andeutung gefunden, daß „hinter den Bergen auch Leute wohnen," und daß diese Leute sogar sich herausnehmen, einen eigenen Charakter, eigenthümliche Zustände, und eine eigenthümliche geschichtliche Entwicklung für sich in Anspruch nehmen zu wollen. Die Kirchthurmpolitik ist nicht in den Dörfern zu Hause, sie kann auch in Haupt- und Residenzstädten kultivirt werden, wie dieß eben die Presse derselben beweiset. Weil sich aus dem Zusammenfluß so vieler und verschiedener Individualitäten in der Hauptstadt am Donaustrande so leicht eine Art Amalgama gebildet hat, dessen Kitt Genuß und Erwerb, dessen Charakter eben ein gegenseitiges Abschleifen und Verwischen ist, so glaubt die Hauptstadtpresse dieser Amalgamirungs-Prozeß müsse mit eben solcher Leichtigkeit auch die Provinzen ergreifen, und es bedürfe nur ihres schaffenden Wortes: Einheit! um sogleich die Uniformirung aller Gemüther, Sprachen, Kulturverhältnisse und gesellschaftlichen Zustände hervorzuzaubern.

Ueber das mechanische Zahlenverhältniß scheint diese eben so geist- als trostlose Anschauungsweise nicht hinausgekommen zu sein; ein nettes Muster derselben liegt in einem Korrespondenzartikel aus Wien in der Allgemeinen Zeitung vom 2. Februar 1852 Nr. 33 vor uns, ein Muster von konsequenter Logik. Der Verfasser will der sogenannten Kreuzzeitung den Text darüber lesen, daß sie auf einmal verfassungsfreundlich geworden sei, und daß sie die österreichischen Zustände mit preußischem Maße messe. Er scheint es daher zu mißbilligen, daß man bei politischen Formen nicht die gegebenen Verhältnisse und Zustände in Rechnung ziehe. Er gibt ferner zu, daß in den rein deutschen Provinzen, worunter er ausdrücklich Tirol erwähnt, die Zustände von der Art seien, daß Landesvertretungen für sie zulässig und gerechtfertigt

erscheinen. Nun sollte man doch nach allen Regeln gesunder Logik meinen, der Verfasser werde zu dem Schlusse kommen: Man behandle die Provinzen nach dem Maße der in ihnen vorfindlichen Zustände; also gebe man denen, die dafür reif sind, Provinzial-Vertretungen. Das wäre ein natürlicher Gedankengang! Unser Publizist kömmt aber auf ein ganz anderes Resultut hinaus, das er der Majoritätentheorie des Radikalismus abgeborgt zu haben scheint; er zählt auf, daß diese Provinzen kaum der zehnte Theil der Monarchie sind (nach unseren Berechnungen würde das statistische Facit bedeutend anders ausfallen); sie müssen sich also der unreifen Majorität fügen, und sich der gleichen Behandlung unterwerfen. Eine unerhörte politische Weisheit! Was würde der Publizist von einem Vater sagen, der seinen Kindern so lange das Gehen verwehren wollte, bis auch das jüngste seiner Sprößlinge fähig geworden sein würde, sich auf seinen eigenen Beinen zu bewegen; oder der seinen Kindern den Unterricht so lange vorenthalten wollte, bis auch das jüngste, noch im Schooße der Zukunft ruhende, an diesem Unterrichte Theil nehmen könnte, damit er für alle nur Einen Lehrer und Ein Schulbuch anzuschaffen brauchte. Man pflegt sonst in Familien bei eintretenden epidemischen Krankheiten die gesunden Familienglieder sorgfältig von den kranken abzusondern, damit jene nicht ebenfalls von der Krankheit ergriffen werden; nach den Einheits- und Gleichheitsgrundsätzen dieses Publizisten müßten sie aber eben alle zusammengesperrt werden; alle, Kranke und Gesunde, müßten derselben Behandlung unterzogen werden, dieselben Mittel zu verschlucken bekommen, und zwar muß der Gesündere und Stärkere sich nach dem Schwächern und Krankern richten, weil letztere eben zufällig die Mehrzahl bilden. Man sollte glauben, das Vernünftigste wäre: gebt dem Gesunden frisches klares Wasser und stärkende Luft; den Kranken haltet unter sorgfältiger Pflege, und gebt ihm Arznei, wenn auch bittere! Aber nein, unser staatskünstlerischer Doktor legt Alle gleichmäßig ins Bette; wie ihnen darunter zu Muthe ist, und wie es ihnen bekommen wird, das scheint ihn wenig zu geniren, „wenn's nur hübsch egal ist!" — O Doktor Sangrado!

Wir würden mit diesem Publizisten nicht so viel Worte verloren haben, wenn er nicht überhaupt die Anschauungsweise der Wiener Presse repräsentirte; denn sie ist mit wenigen Variationen immer und

überall dieselbe. Und in dieser nivellirenden, straffcentralistischen Richtung der fast allein zur Geltung kommenden Presse der Hauptstadt scheint uns ein bedenkliches Symptom zu liegen.

Diese Presse steht noch immer auf dem revolutionären Standpunkte des Jahres 1848; denn sie glaubt, oder gibt sich den Anschein zu glauben, daß es nur eines gut zugeschnittenen Models bedürfe, um alle himmelweit verschiedenen Provinzen sammt deren materiellen Grundlagen wie flüssige Papiermasse hineingießen zu können, und dann sogleich ein schönstes uniformes Staatsgebäude fertig zu haben. Es gibt keine dauernde politische Form, wenn sie nicht auf die Grundlage sozialer Verhältnisse, materieller Besitzeigenthümlichkeiten gebaut ist; beide lassen sich aber nicht willkührlich schaffen, nicht willkührlich ändern. So vergeblich das Bemühen wäre, unsere Berge in fruchtbare Ebenen umzuschaffen, so vergeblich — oder so verderblich wäre es, politische Formen nach allgemeinen Prinzipien, ohne sorgfältige Beachtung der historischen Verhältnisse und der materiellen Grundlagen einführen zu wollen. Die Geschichte übt eine unwiderstehliche, aber eine heilsame Macht über die Gemüther; sie ist nicht nur die Lehrerin der Menschheit, sie ist auch die Bewahrerin ihrer höchsten Güter, die lebendig sprudelnde Quelle des Rechtes eines Volkes; — daher ist sie die wahrhaft erhaltende Macht. Die geschichtlichen Erinnerungen gehen über in den Charakter eines Volkes, so wie die Thaten desselben aus diesem hervorgingen, so wirken die Erinnerungen daran wieder bildend und befestigend auf die Charakter-Entwicklung zurück; — daraus bildet sich nationale Gesinnung und Sitte, die in Fleisch und Blut des Volkes übergegangene Geschichte desselben. Gerade der konservativste Stand der Gesellschaft, der Bauernstand, hält auch am zähesten an der nationalen Geschichte fest, und deßhalb ist er so konservativ. Der Bauernstand weiß nicht viel Geschichte; sie verflüchtigt sich ihm in ihren Details zur Sage; aber sie lebt in ihm in ihren großartigen Zügen; sie lebt in ihm unverwüstlich, denn sie ist seine Charakter-Eigenthümlichkeit geworden. Und dennoch schlägt die Wiener Presse dieses historische Element so gering an, daß sie sich gar nicht die Mühe gibt, darauf Rücksicht zu nehmen; oder sie ist so naiv wie die österreichische Korrespondenz, uns glauben machen zu wollen, dieses mächtige, nachhaltige Element des Volkslebens lasse sich mit Worten abfinden,

es sei schon gänzlich abgethan durch „die Beibehaltung der altehrwürdigen, historischen Titel.“ Altehrwürdig, erlauben wir uns ihr zu bemerken, ist aber in dem Leben unsers Landes, mehr als der Titel; denn wenn dieser nicht bloßer Schall sein soll, so schließt er in sich die Anerkennung jener Selbstständigkeit desselben, welche mit der wahren, organischen Einheit der Monarchie gar wohl verträglich bestehen kann, welche eine lebendige Einigung aller „wahrhaft österreichischen“ und — setzen wir hinzu — konservativen Kräfte derselben, nicht bloß ihre passive Gebundenheit bezweckt. So wenig sich aber das geschichtliche Bewußtsein eines Landes willkührlich verwischen läßt, eben so wenig läßt sich die andere Grundlage seiner politischen Form — das materielle Besitzverhältniß — willkührlich schaffen oder umformen. Und welche Verschiedenheit der Zustände und der damit in engstem Zusammenhange stehenden klimatischen Verhältnisse bietet in dieser Beziehung die österreichische Monarchie! Welche Abstufung von den spärlichen Hafer- und Gerstenernten in den Hochthälern Tirols zu den üppig fruchtbaren Ebenen der Lombardie; — von den eisigen Karpathenhöhen bis zu den in ihrer Fruchtbarkeit fast erstickenden Niederungen der Bacska; von dem hochgebildeten Bewohner einer westlichen Provinz bis zu den Gebirgswallachen und den Szeklern, deren blutige Greuel das unglückliche Siebenbürgen verheerten, im Osten des Staates! Und für alle diese Schattirungen in Volk und Land sollen dieselben Formen der Verwaltung passen! Wir erwähnen absichtlich nur der Verwaltung, denn von gleichheitlicher Verfassung zu sprechen wäre ganz unstatthaft; der gleichartige Zustand für Alle wäre die Verfassungslosigkeit für jedes einzelne Glied. Und das scheint das Prinzip dieser Presse zu sein, — die Einheit des Staates soll durch die einheitliche Bureaukratie begründet werden. Wenn man gegen alle Lehren der Geschichte beide Augen verschließt, und beide Ohren dazu, dann mag man so etwas glauben, eher nicht! — Die wahre, die lebensvolle Einheit der Monarchie liegt in der monarchisch-konservativen Gesinnung, in der Anhänglichkeit und Treue gegen den Monarchen, der als von Gott gesetzter, durch das Recht geheiligter oberster Schutzherr alle Länder und Völker seines weiten Reiches um sich einiget, allen ein gleich wohlgesinnter Vater, ein Hort ihres Rechtes und ihrer Eigenthümlichkeit ist. Nicht weil man politischer Freiheit, auf den echten

Grundlagen erbaut, abhold gewesen wäre, weil man sich dafür unreif (dieses Lieblingswort der Staatsmänner alter Schule) gehalten hätte, zeigte sich in manchen Provinzen entschiedene Abneigung, in andern gänzliche Gleichgültigkeit gegen die konstitutionelle Reichsverfassung, sondern weil man sich dadurch dem lebendigen Mittelpunkte der Monarchie, dem Kaiser, entfremdet fühlte. Zu diesem Mittelpunkte streben alle Radien des weiten Kreises hin; wenn man sie aber als Radien nicht achten wollte, so hätte man nichts als einen Umkreis und einen Mittelpunkt, aber keine naturgemäße Vermittlung zwischen Beiden.

Zum Theile liegt diesen unitarischen Stimmen die gewiß wohlwollende Besorgniß zu Grunde, die durch Landesvertretungen genährte Selbstständigkeit der Provinzen könnte eine schwere Gefahr für die Monarchie werden. Der ungarische Aufstand steht ihnen wie ein immer drohendes Gespenst vor der Seele. Gerade in dieser Beziehung begegnen wir aber in den Wiener Journalen den ärgsten Uebertreibungen, die freilich den Beweis leicht machen, aber eben deßhalb schwer Jemanden überzeugen werden. Zwischen zwei Extremen, dem Unwesen des alten ungarischen Reichstages, dem durch ihn geübten Mißbrauche seiner ausgedehnten Rechte, und einer völligen Aufhebung jedes Vertretungsrechtes stellen sie sich an, kein Mittelglied zu kennen; nach ihnen handelt es sich nur um die Wahl zwischen dem Einen oder dem Andern, das Eine ist nicht möglich, folglich ist das Andere geboten. Wir können uns, ohne dem Verstande unserer Leser zu nahe zu treten, auf eine Widerlegung einer solchen Schlußfolgerung nicht einlassen; sie trägt in ihrer Uebertreibung schon ihre Unwahrheit an der Stirne. Aber trübselig ist es, diese Herren immer in denselben Mechanismus der Einerleiheit, wie in einen Zauberkreis, gebannt zu sehen; weil eine Provinz ihre Rechte mißbraucht hat, so sollen die Rechte aller Provinzen abgethan werden. Diese Herren sind viel energischer, als weiland Tarquinius Superbus, der schlug doch nur die hervorragenden Mohnköpfe ab; sie aber schlagen alle ab, weil einige ungebührlich hervorragten.

Als ein bedenkliches Symptom kann, wie gesagt, diese Haltung der Wiener Presse angesehen werden, vielleicht eben deßhalb bedenklich, weil sie mancherlei Zwang und Rücksichtnahmen unterworfen ist. Aber wir glauben, man würde einen Fehlschuß machen, wenn man hieraus

auf Gesinnungen und Ansichten in den höchsten Regionen des Staates, und somit auf die zukünftige Gestaltung der Verhältnisse folgern wollte. Unser Kaiserhaus war seit Jahrhunderten ein Hort des Glaubens und des Rechtes; ein Vorkämpfer gegen alle Revolution in jeglicher Gestalt. Justitia regnorum fundamentum und Recta tueri steht nicht bloß auf unsern Münzen, sondern ist auch in die Herzen unserer Herrscher gleichsam als Erbgut eingegraben; unser Kaiser hat in seinem Erlasse vom 31. Dezember selbst „die Wege der Erfahrung und der sorgfältigen Prüfung aller Verhältnisse" vorgezeichnet; Er selbst spricht Seinen a. h. Willen aus, „zu denjenigen Einrichtungen zu gelangen, welche den Bedürfnissen der verschiedenen Völker Seines Reiches entsprechen."

In §. 1 der a. h. genehmigten Grundsätze wird sich auf die alten historischen, oder neuen Titel der mit dem österreichischen Kaiserstaate vereinigten Länder bezogen; — ein historischer Titel der Vereinigung kann aber offenbar nicht, wie die österreichische Korrespondenz vorgibt, bloß eine leere Bezeichnung bedeuten; ein Titel schließt im juridischen Sinne den Anspruch oder die Anerkennung eines Rechtes in sich. — In allen Staaten, wo man sich nach festen konservativen Grundlagen umsieht, wie in Preußen, in Baiern, strebt die neueste Gesetzgebung nach einer organischen Gliederung des Staates, und nach Verlebendigung und Kräftigung der einzelnen Glieder; sollte man gerade bei uns den entgegengesetzten Weg einschlagen wollen? Das scheint uns nicht glaublich. — Endlich hat das österreichische Ministerium selbst einen triftigen Beweis gegeben, daß es weit erhaben ist über der mechanischen Ansicht der Wiener Publizisten. Mit eben so viel Geschick, als loyaler Beharrlichkeit hat es die alten Rechte Schleswigs und Holsteins gegen Dänemark in Schutz genommen; mit Entschiedenheit auf die Herstellung der Landesvertretungen in beiden Ländern gegen die dänischen Unitarier und Centralisten gedrungen, und seine Bemühungen in dieser Beziehung mit Erfolg gekrönt gesehen. Dieses Vorgehen des kaiserlich-österreichischen Kabinetes scheint uns aber von höchster Bedeutung; denn es liegt darin die Anerkennung der Heiligkeit des Rechtes, so wie die Anerkennung, daß Provinzialstände gar wohl mit der Einheit eines Reiches verträglich sind. In Dänemark gibt es oder gab es eine Partei, welche dem Gedanken der

Einheit des Reiches jedes historische Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein unterordnen, durch die Trennung der staatsrechtlichen Verbindung Beider und durch die Aufhebung der ständischen Vertretung in denselben die Incorporirung wenigstens von Schleswig in Dänemark vorbereiten wollte. Was that das kaiserlich-österreichische Kabinet diesen centralistischen Strebungen gegenüber? Es tritt auf als Hort des Staates und des Rechtes; es einiget sich mit den übrigen Großmächten zur Aufrechthaltung des dänischen Reiches und seiner Einheit, aber es dringt mit eben so entschiedenem Nachdrucke auf die Erhaltung des Rechtszustandes in den Herzogthümern, ihrer eigenthümlichen Landesvertretungen, des uralten staatsrechtlichen Verbandes zwischen Schleswig und Holstein. Das ist eine thatsächliche und unzweideutige Antwort gegen jene gleichmachenden Staatsverkünstler der Journalistik, welche die Einheit und die Kraft eines Reiches nur in der willkührlichen Aufhebung oder Umformung aller historischen Rechte, in der Vernichtung alles selbstständigen und selbstthätigen Provinziallebens finden wollen, und ein Gebäude recht zu befestigen glauben, wenn sie ihm alle soliden Fundamente herausnehmen, und es auf — allerdings zierlich und symmetrisch gemodelte — Säulchen stellen.

Erleuchtete Staatsmänner können unmöglich in jene mechanische Geistlosigkeit eingehen, welche an die Stelle geeigneter lebendiger Kräfte eine äußerlich einheitliche, aber innerlich todte Kraft setzen wollen, die nur mehr durch den Druck der Masse zu wirken vermag, wobei alle Hilfsmittel, alles Bewußtsein, aller Wohlstand in den Provinzen von der Hauptstadt verschlungen wird, welche künstlich aufzufüttern und zu überwuchernder Größe heranzuziehen die Provinzen alle ihre geistigen und physischen Kräfte aufbieten müssen, und dabei selbst an beiden verarmen und vertrocknen. Das Beispiel Frankreichs sollte doch ein für allemal einen warnenden Spiegel vorhalten. Seit die Revolution die Köpfe der Girondisten abgeschlagen, und damit die letzten, verspäteten Kämpfer gegen die starrste Centralisation zum Schweigen gebracht hat, ist Paris Alles und Frankreich Nichts. Die Folgen dieses Systems hat ein muthiger Mann, der Franzose Raudot, mit grellen, aber leider nur zu wahren Farben geschildert. Sie bestehen in einer höchst trau-

rigen, physischen wie volkswirthaftlichen und geistigen Verkommenheit der Provinzen; in einem Zustande, der unter dem scheinbaren Glanze einer starken Regierung die wirkliche Schwäche des Staates, von Generation zu Generation in erschreckendem Maße zunehmend, nur mühsam verbirgt. Und was ist die bittere Frucht dieses Systems? Mit tausend Opfern erkauft hat es die Revoltion permanent gemacht; wie auf einem thätigen Vulkane erbaut, wird das französische Staatsgebäude periodisch bis in seine tieffsten Tiefen erschüttert; — die Stöße werden sich immer schneller folgen, und nicht mehr 18jährige Pausen machen. Denn man muß den Muth haben, sich die Wahrheit zu gestehen. Der letzte Ausdruck des in französischer Weise centralisirten Staates ist der Sozialismus oder richtiger Komunismus, d. h. jener öffentliche Zustand, wo alle Privatthätigkeit vom Staate gelenkt und absorbirt, jeder Privaterwerb in die Staatskassen geleitet wird, um von da aus an die Arbeitenden vertheilt zu werden; wo es nur mehr vom Staate angestellte und bezahlte Arbeiter gibt, Treiber und Getriebene. Man thut Unrecht, wenn man den französischen Komunisten nur den Gedanken einer faktischen Theilung der vorhandenen Güter an Einzelne zu allenfalls gleichen Theilen zuschreibt; das ist höchstens der Wunsch der rohen Masse; sie wollen die Aufhebung des Privateigenthums, damit es — freilich unter ihrer Leitung — Staatseigenthum werde. Und man kann nicht läugnen, daß die Centralisation diesem Gedanken sehr vorgearbeitet hat, daß er nur die konsequente Ausbildung ihres Wesens bis in die letzten Ausläufer derselben ist. Wie lange eine solche Maschine in Gang zu erhalten wäre, ehe sie aus Mangel an innerer Triebkraft gänzlich zum Stillstehen käme, oder bis ein Eroberer sie als gute Beute erklären, und sich in den Nachlaß der Verstorbenen einsetzen würde, läßt sich schwer sagen, da die Weltgeschichte dieses Experiment noch nicht gemacht hat, sondern es einer künftigen Zeit und Westeuropa vorbehalten zu haben scheint. Lange könnte ein so unnatürlicher Zustand unmöglich währen.

Gegen eine solche Auflösung der Gesellschaft zu Gunsten einer erträumten Staatsmacht gibt es nur Ein gründliches Heilmittel — möge man es Decentralisation, Provinzialismus oder wie immer heißen

— eine Gliederung des Staates auf der organischen Grundlage der vorhandenen Elemente der Gesellschaft; unter sorgfältiger Beachtung des Rechtszustandes. Man kann diese organische Gliederung in vollkommener Gestalt nicht sogleich nach einem bestimmten Schema schaffen; man muß Zeit und Gelegenheit geben, daß sich das Bessere allmälig nach Bedürfniß, naturwüchsig entwickle, indem man an den bestehenden Rechtszustand anknüpft. Gerade in dieser Beziehung befindet sich Tirol in einer bessern Lage, als so viele andere Provinzen des österreichischen Kaiserstaates. Durch die Aufhebung des Unterthänigkeits-Verbandes, durch die Freimachung des Bodens ist in diesen eine Umwälzung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes bewirkt worden, wie er in Tirol schon seit dem 16. Jahrhunderte durchweg besteht. Dort ist ein Uebergangszustand, was hier eine schon längst vollbrachte, befestigte Thatsache ist. Durch die Entziehung der patrimonialen Grundlage nimmt fortan der Adel dort eine ganz andere Stellung ein, während der Bauer erst als ein selbstständiger Stand in das politische Leben eintritt; ein gesellschaftlicher Zustand, den wir hier gerade seit drei Jahrhunderten nicht anders kennen. Mag man also in andern Provinzen Einrichtungen treffen, welche diesem Uebergangszustande entsprechen, so läßt sich doch hieraus kein Grund dafür finden, von der vorhandenen, den sozialen Zuständen entsprechenden, rechtlichen Grundlage abzugehen. Vielmehr würden Recht und Politik dafür sprechen, an das vorhandene Recht anzuknüpfen, und dasselbe auf dem ihm allein entsprechenden Wege, der Uebereinkunft mit den Betheiligten, dasselbe allenfalls weiter auszubilden. Denjenigen, welche — wir wissen nicht, ob aus Unkenntniß der Thatsachen, oder aus Servilität — den Versuch wagten, den rechtlichen Bestand eines Verfassungszustandes und einer Landesvertretung in Tirol hinweg zu deuteln, werden wir ein andermal entgegen treten, da wir fürchten müßten, die Geduld unserer Leser zu ermüden, wenn wir diese Gedanken, die allerdings einen Stoff von höchstem Interesse für jeden Freund des Landes und der Monarchie berühren, noch weiter entwickeln wollten.

Ueberblicken wir den Gang derselben noch einmal in rascher Uebersicht, so ergibt sich uns folgendes Resultat: Die Frage nach

Landesvertretungen in den Provinzen in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt, ist gleichbedeutend mit dieser: Soll der Monarch durch eine absolutistisch-bureaukratische Regierungsform isolirt, oder soll er in lebendige und unmittelbare Beziehung mit seinem Volke, dieses selbst gegliedert nach Interessen und Korporationen, gesetzt werden? Nur diese letztere Form können wir für eine dem Wohle des Volkes, der Stärke der Regierung, und der Erhaltung des monarchischen Prinzips angemessene erkennen. Ohne ein vernünftiges Maß politischer Freiheit — nach den verschiedenen Verhältnissen und Zuständen eines Staates — läßt sich heutzutage eine der Civilisation Europas entsprechende Staatsform nicht wohl denken; und nur eine solche kann Halt und Dauer versprechen. Die politische Freiheit, welche wohlthätig und kräftigend wirkt, muß aber zur Grundlage nothwendig eine Vertretung der Interessen, und daher eine Gliederung des Staates haben. Das monarchische Prinzip hat die Aufgabe, durch seine Concentration den Staat nach Außen stark zu machen, nach innen aber die widerstreitenden Interessen zu vermitteln, und unter einem höhern Gesichtspunkte auszugleichen. Deßhalb muß es stark sein, und deßhalb hat jeder Versuch des konstitutionellen Systems, das monarchische Prinzip durch Theilung der souveränen Gewalt zu schwächen, sich als unpraktisch, als eine thörichte Halbheit erwiesen. Aber wie der Staat eines kräftigen Hauptes bedarf, so auch — will er gesund sein — kräftiger Glieder. Die Centralisation ertödtet aber jede eigenthümliche Lebenskraft in diesen: darum bedarf sie als Gegengewicht der Vertretungen in den einzelnen Provinzen, welche die Gesammtmonarchie nicht schwächen, sondern nur stärken, indem sie in ihrem Wirkungskreise thätig — ihr lebendige Kräfte zuführen. Oestereich bedarf dieser Form um so nothwendiger, als bei der außerordentlichen Verschiedenheit seiner Bestandtheile ein einheitliches Amalgam ohne die größte Rücksichtslosigkeit gegen That- und Rechtsbestände sich kaum durchführen ließe. Tirol aber nimmt in dieser Beziehung die günstigste Stellung ein, da es einen seit fünfhundert Jahren rechtlich nicht unterbrochenen Bestand seiner Landesvertretung, und mehrhundertjährige gesellschaftliche Zustände für sich anführen kann, welche in andern Provinzen erst in der Entwicklung und Bildung begriffen sind.

Die tirolische Landesvertretung hat der Einheit der Monarchie nie Schwierigkeiten bereitet: sie hat sich immer in treuester Ergebenheit um den Monarchen geschaart, und mit ihr das Land; — sie hat in sehr kritischen Momenten dem Kaiserhause und damit der Gesammtmonarchie die wichtigsten Dienste geleistet; — sie ist ein Bedürfniß des Landes, das einen Weg sich offen gehalten wissen will, unmittelbar zu seinem Kaiser zu sprechen, und ihm seine Anliegen und Bitten vorzutragen; — es will sich seinen Charakter und seine Geschichte wahren. — Das sind unsere tirolischen Gedanken, und wir glauben, sie sind auch die Gedanken Tirols!

Der Friede.

Der plötzliche Abschluß des Waffenstillstandes und der drei Tage darnach erfolgten Friedenspräliminarien hat alle Welt verblüfft; der erste Eindruck war der des Erstaunens; der zweite fast durchaus der der Bestürzung, der Niedergeschlagenheit. Der Verlust einer reichen und schönen Provinz nach einem so kurzen Feldzuge that weniger wehe, als das Gefühl, daß die gerechte Sache nicht durchdringen, daß es unserer tapferen Armee nach so blutigen Opfern nicht mehr vergönnt sein sollte, noch einen schönen, wohlverdienten Erfolg zu erringen. Dieß schmerzliche Gefühl, die edle Signatur eines für die Größe seines Vaterlandes warm fühlenden Herzens mußte sich aber zu einer stillen Trauer abdämpfen, seit wir in dem Armeebefehl Sr. Majestät unsers Kaisers und in der Ansprache „an meine Völker" die Beweggründe zu diesem Entschlusse mit seltener Offenheit und mit einem hochherzigen Freimuthe dargelegt fanden. Diese beiden denkwürdigen Aktenstücke sind durchaus geeignet, einen tröstenden Blick in unsere Zukunft zu gewähren, und uns die Vergangenheit in das rechte Licht zu rücken. Wir erlauben uns, hierüber unsere Ansichten kurz auszusprechen. Als der Beherrscher Frankreichs zum Kriege gegen Oesterreich drängte, und sich für seine weitreichenden politischen Zwecke hiezu als Sturmbock des Ehrgeizes Viktor Emanuels und des Grafen Cavour bediente, konnte er dieß Wagniß nur in der Voraussetzung unternehmen,

daß der Krieg nach dem von ihm erfundenen Ausdrucke „in Italien lokalisirt" werde. Der gesunde Menschenverstand, und die mittelmäßige Geschichtskenntniß müssen Jedem einleuchtend machen, daß allein von Italien aus niemals ein entsprechender Schlag gegen Frankreich geführt werden kann. In dem durch und durch centralisirten Frankreich ist es Paris, und nur Paris allein, dessen Wegnahme den ganzen französischen Staatskörper lähmt, und den Besitzer der Hauptstadt zum Herrn der Geschicke des Landes macht. Von Italien aus kann man aber nicht gegen Paris vordringen, am wenigsten, wenn man die italienischen Völker in feindseliger Stimmung hinter sich lassen muß. Der auf italienischen Boden beschränkte Krieg kann daher höchstens zu einem blutigen Ringen beider Theile, welchem die gegenseitige Erschöpfung ein Ende macht, aber niemals zu einem entscheidenden Resultate führen, auch im günstigsten Falle, wenn die französische Armee wiederholt geschlagen und über den Var zurückgetrieben würde. Frankreich riskirt bei einem solchen Krieg höchstens, keinen Gewinn zu erobern; aber schwerlich irgend eine territoriale Einbuße zu erleiden. Das wußte man auch in Wien gewiß eben so gut als wie in Paris. Als daher Oesterreich den von Frankreich und Sardinien gegen alles Recht hingeworfenen Handschuh aufhob, mußte es auf die Mithilfe seiner ältesten und natürlichen Bundesgenossen hoffen können; es ließ seine Armeen nach Italien in der Hoffnung marschiren, daß der Bruch aller Verträge, die durch nichts motivirte Verletzung alles Rechtes, England in die Schranken führen und die deutschen Heere in Verbindung mit den österreichischen Bundeskontingenten am Rhein versammeln werde; von dort, von dieser sichern Operationslinie aus ließ sich Paris am schnellsten und sichersten erreichen und ein dauerhafter, die bisherigen völkerrechtlichen Verhältnisse sichernder Friede erzwingen. Diese Hoffnung ist aber bis zum Tage von Villa-Franka nicht in Erfüllung gegangen. Die englische Krämerpolitik schwärmte sich in eine wahre Neutralitätsmanie hinein; Preußen mobilisirte nach langen Kreuz- und Quersprüngen erst in der eilften Stunde, und zwar zum Behufe einer in ihren Zielen bis jetzt noch nicht aufgeklärten Vermitlung, nicht aber zu einer aufrichtigen bundesgetreuen Hilfe. Die übrigen deutschen Staaten, welche fast durchweg dem blutenden Oesterreich eine treue Bundeshand zu reichen strebten, wurden von Preußen

zurückgehalten, ja sogar thätlich bedroht, wenn sie es wagen würden, selbstständig ohne Preußens Mitwirkung vorzugehen. Erst am 4. Juli rückte Preußen mit der Forderung des Preises für seine Aktion heraus; sie ging auf nichts geringeres, als Oesterreich wenigstens vorläufig vom deutschen Bunde zu trennen und ihm in der Noth abzuringen, worauf man zehn Jahre früher in Olmütz hatte verzichten müssen. Hier stehen wir noch an einer dunklen Stelle der Verhandlungen, da wir nicht genau wissen, welchen Zweck und welchen Erfolg die Sendung des Fürsten Windischgrätz nach Berlin hatte. So viel scheint indes unwidersprochen angenommen werden zu können, daß in dem Momente, als die französischen Friedensvorschläge zu Villa-Franka zwischen den beiden Kaisern erörtert wurden, Oesterreich sich in der Alternative befand, entweder die Lombardie aufzugeben oder seine Stellung in Deutschland zu verlieren, um sich dadurch die preußische Mitwirkung zu erkaufen, ohne zu wissen, welchen Gewinn es davon haben werde. Die bisherigen Erfahrungen waren übrigens nicht dazu angethan auf die Wirksamkeit preußischer Bundesgenossenschaft, welche wohlverstanden nicht einmal zugestanden wurde, sondern welche sich unter dem vagen Titel einer Vermittlung nur vermuthen ließ, besonderes Vertrauen zu setzen. Daß unser Kaiser lieber die Lombardie, als das bisherige Bundesverhältniß zu Deutschland zum Opfer brachte, das ist das erfreuliche an dem Frieden von Villa-Franka. Italien ist für die innere Entwicklung Oesterreichs von geringer Bedeutung, dagegen hat man nur zu lange verkannt, von welchen wichtigen Folgen der Zusammenhang Oesterreichs mit Deutschland sei. Daß man zu dieser Einsicht seit dem Jahre 1848 gelangt ist, daß man daran auch mit Opfern festzuhalten gesonnen ist, scheint uns der Friede von Villa-Franka in einer Weise darzuthun, welche uns für die Entwicklung unseres innern staatlichen Lebens die erfreulichsten Aussichten zu bieten scheint. Denn es ist nicht ohne diesen innern Zusammenhang der Gedanken, daß es in dem kaiserlichen Manifeste „an meine Völker" heißt: der Kaiser werde seine ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Aufgabe weihen, Oesterreichs innere Wohlfahrt und äußere Macht durch zweckmäßigste Entwicklung seiner reichen geistigen und materiellen Kräfte, wie durch zeitgemäße Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung dauernd zu begründen, und nur im Zusammenhange mit diesen Reform-

verheißungen können wir uns den nachstehenden Satz des Manifestes denken: Das Volk und die Regierungen, welche zu Oesterreich gestanden, werden auch Oesterreich bereit für sich finden. Es gilt die deutsche Kraft besser zu organisiren, daß sie nicht zu spät komme, und wir wollen gerne mithelfen durch Rath und That im Krieg wie im Frieden.

Wenn diese Auffassung des kaiserlichen Manifestes richtig ist, und wir können uns eine andere nicht denken, — wenn Oesterreich auf seine Stellung in Deutschland einen so hohen Werth legt, wie er seiner Geschichte, seinen politischen und Kulturverhältnissen entspricht, so muß es seine innere Organisation jener der übrigen deutschen Staaten möglichst anzunähern suchen, so weit es nur immer die Verschiedenheiten innerhalb der österreichischen Monarchie gestatten. Nur Gleichartiges kann sich, im administrativen wie im Staatenleben, dauernd an einander schließen, fest zusammen wachsen; nur dadurch wird die Besorgniß der verfassungsmäßig organisirten deutschen Staaten für den Fortbestand ihrer Verfassungen gründlich beseitiget; nur dadurch wird es ermöglicht, daß sie sich frei und herzlich mit Oesterreich verbinden, und ohne ausdrückliche und verbriefte Anerkennung einer phantastischen Hegemonie, nach deren Schattenbild man in Berlin unaufhörlich jagt, den Schwerpunkt der deutschen Einheit, eines kräftigen mitteleuropäischen Reiches in Oesterreich, in dem verfassungsmäßig verjüngten Oesterreich, dem Schützer des Rechtes und volksthümlicher Institutionen freudig begrüßen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist jetzt der Augenblick dazu gekommen; es ist ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands und Oesterreichs eingetreten. Die süd- und mitteldeutschen Staaten und Völker haben seit den ersten französischen Demonstrationen gegen Oesterreich klar eingesehen, daß es sich in letzter Instanz nicht um Italien, sondern daß es sich um Deutschland handle, daß der Weg zur europäischen Diktatur für Frankreich nicht längs des Po, sondern über den Rhein führe; daß, wenn der Neffe, wie nicht zu zweifeln, als Erbe der Feindschaft seines Onkels gegen England mit diesem früher oder später einen Waffengang versuchen wolle, er vor Allem Herr Deutschlands, d. h. sicher in seinem Rücken sein müsse. Jeder Kanonenschuß am Tessin wiederhallte daher ängstlich in der Brust dieser Deutschen; man war zu jedem Opfer bereit und erwartete sehnlich den Augenblick eines thatkräftigen Einschreitens. Er erschien

nicht; in Berlin erschöpfte man ein ganzes Arsenal von aufschiebenden, bedingenden, höchst subtilen Redensarten, und als man endlich sich in Bewegung setzte, freilich nur zu einer bewaffneten Vermittlung — da wurde der Friede von Villa=Franka geschlossen, die armen Deutschen hatten Millionen ausgegeben, um wieder nach Hause kehren zu können, wie sie ausgezogen waren; und Herr v. Schleinitz, der Unterhändler nach allen Seiten, der an allen Thüren anklopfte, hatte sich, wie man zu sagen pflegt, gründlich blamirt. Welch einen tief schmerzlichen, verbitternden Eindruck dieser Jammer deutscher Zustände allenthalben machte, läßt sich leicht denken; in allen Blättern sind die Zeugnisse hiefür zu lesen. Oesterreich allein hat sich ehrlich, offen und mannhaft benommen; ihm müssen die deutschen Sympathien und nicht bloß diese, sondern auch die klare Erkenntniß, wo wahrhafter Schutz für die deutschen Interessen und die Unabhängigkeit der deutschen Staaten zu finden sei, zufallen. Der deutsche Bundestag hat die zweite ernste Probe nicht bestanden, eben so wenig die Bundeskriegsverfassung; durch beide hat Preußen einen großen, vielleicht unheilbaren Riß gemacht. Es hat sich seiner Doppelrolle als europäische Großmacht und als deutsche Bundesmacht bedient, wie einer Verkleidungsrolle; galt es, von seiner Seite eine Bundespflicht zu erfüllen, so trat die Großmacht auf die Bühne, welche sich nicht majorisiren lassen kann; galt es, von den Bundesmitgliedern Leistungen zu fordern, so war die preußisch=deutsche Bundesmacht sogleich bei der Hand. Die klar gewordene Bedeutung dieses Doppelspiels war aber die Forderung einer absoluten Unterwerfung der deutschen Mittel= und Kleinstaaten unter die politischen und militärischen Befehle Preußens. Diesen bleibt nun keine Wahl für die Zukunft, als eine andere Organisation des deutschen Bundes unter der Aegide Oesterreichs, oder ein neuer Rheinbund unter dem Protektorate Frankreichs, dessen Diplomatie hiefür eifrig zu wühlen nicht unterlassen wird. Von diesem Uebel wird aber unser Herr Gott, der nach dem bekannten Sprichworte den braven Deutschen nicht verläßt, so wie der gesunde nationale Sinn Deutschland bewahren; — es bleibt daher als Hort und als Anlehnungspunkt für eine Reorganisation Deutschlands nur Oesterreich in der Möglichkeit. Aber diese Möglichkeit ist nur dann gegeben, wenn sich Oesterreich durch innere Reformen den vorausgeschrittenen deutschen Staaten nähert. Als erste

Forderung tritt nun in dieser Beziehung von deutscher Seite auf: die Herstellung verfassungsmäßiger Zustände auch in Oesterreich. Kein vernünftiger Mensch — so wenig bei uns als in deutschen Bundesstaaten, — wird die Abstraktion so weit treiben, von der österreichischen Regierung die sofortige Erlassung einer Konstitution für die Gesammtmonarchie zu verlangen; was Noth thut, sind Institutionen, welche eine lebendige, kräftige Theilnahme des Volkes an der Regelung und Verwaltung seiner innern, so zu sagen häuslichen Angelegenheiten ermöglichen, und dasselbe zu einem aktiven, intelligenten und vollkräftigen Staatsbürgerthume, nicht bloß zu einem passiven Gehorsame unter einer straffcentralisirten Bureaukratie erziehen. Dahin rechnen wir vor Allem ein gutes, lebensfähiges und lebenweckendes Gemeindegesetz und Provinzialverfassungen.

Eine gute Gemeindeverfassung, d. h. eine solche, welche der Befriedigung der Gemeindeinteressen nach ihren besondern Verhältnissen einen möglichst freien Spielraum gewährt, und die Besorgung ihrer Angelegenheiten in deren Hände legt, hat immer als die Grundlage jeder weitern Entwicklung des Staates gegolten. Damit begann auch der unvergeßliche Freiherr seine Reformen zur Hebung des preußischen Staates aus dessen tiefster Erniedrigung und Schwächung. Mit welchem Erfolge, davon geben die Jahre 1813 und 1814 Zeugniß. Es wird, außer den Kommunisten, Niemand in Abrede stellen, daß ein Staat, dessen Bürger alle im Zustande der Minderjährigkeit gehalten würden, der die Verwaltung des Vermögens aller Einzelnen unter seine Obsorge nehmen würde, bald in die äußerste Schwäche, in einen fauligen Auflösungsprozeß verfallen würde. Wo die Selbstthätigkeit für eigene Zwecke gehemmt wäre, da würde bald alle Thätigkeit überhaupt aufhören. Diese einfache Wahrheit, welche man in Bezug auf das Leben der Einzelnen ohne weiters zugibt, und welche man auch als einen Haupteinwurf gegen den Kommunismus mit Recht anführt, soll aber nach der Behauptung Vieler nicht mehr wahr sein in Bezug auf das Gemeindeleben. Hunderte leben in der Gemeinde, welche ihre Angelegenheit selbstständig besorgen; aber die ihnen nicht fernerstehenden Angelegenheiten der Gemeinde zu besorgen und ohne fremde Leitung zu verwalten, sollen sie nicht im Stande sein. Hier soll durchaus der Staat durch seine Beamten eingreifen, die Zügel führen, die Vor-

mundschaft übernehmen. Der in seinem Hause Volljährige soll als ein Gemeindemitglied durchaus ein Minderjähriger werden. Der Widerspruch ist einleuchtend; aber er wird in so vielen Gesetzgebungen noch immer festgehalten durch eine veraltete und irrige Ansicht von der nothwendigen Allmacht des Staates, — von dem Bedürfniß desselben nach größter Machtentfaltung und weitgreifendstem Einfluß. Man übersieht dabei nur die nächstliegende Erfahrung, daß Macht und Einfluß im umgekehrten Verhältnisse der Ausdehnung zur innern Stärke stehen. Wenn auch der bestorganisirte Staat allzu Vieles in den Kreis seiner Leitung und Beherrschung ziehen will, so schwächt er sich und zwar in zweifacher, gleich empfindlicher Weise. Je weiter er den Kreis seiner Wirksamkeit ausdehnt, um so weniger ist er, bei der Beschränkung aller endlichen — menschlichen — Kräfte im Stande, Alles gleich gut zu übersehen, Alles gleich gut zu besorgen, mit der unendlichen Vermehrung seiner Diener auch immer eine gute Auswahl verläßlicher und einsichtiger Männer zu treffen; und doch wächst das Gewicht und die Häufigkeit der Verantwortlichkeit der Regierung mit ihrem Streben nach staatlicher Omnipotenz. Sodann wird dadurch die Theilnahme der Einzelnen für das öffentliche Wohl und damit ihre Selbstständigkeit für dasselbe gelähmt. Der Zusammenhang zwischen dem Privat- und dem öffentlichen Leben lockert sich immer mehr; man gewöhnt sich an die aufgenöthigte Rolle eines passiven Zuschauers; es erzeugt sich in den besseren Gemüthern eine bittere Stimmung, welche nicht ohne geheime Schadenfreude zusieht, wenn die Dinge den Herren Staatsvormündern nicht zum Besten gelingen; das endliche Facit ist eine Verknöcherung des Staatskörpers in privatem Egoismus, der eben nur thut, was er nicht lassen darf; nur jene Forderungen für das gemeine Beste erfüllt, denen er nicht entgehen kann: und am Ende mit gleicher Bereitwilligkeit jedem Herrn huldigt, der ihm den ungestörten Genuß seiner behaglichen Ruhe, und, o Wonne! einen leidlichen Kurs der Staatspapiere verspricht.

Solcher Versumpfung der Gesinnung und des Charakters kann nur zuvörderst ein freithätiges, frisches, in Maß und Einsicht sich bewegendes Gemeindewesen steuern. Denn die Gemeinde ist der Kreuzungspunkt, in welchem private und öffentliche Interessen in so unmittelbarer Berührung zusammentreffen, wie vielleicht auf keinem andern

Gebiete des Staatslebens; hier ist die Schule, in welcher der Privatmann an der Gemeinschaft Interesse zu gewinnen, und den Blick über die engen Pfähle seines Hauses zu erheben lernen kann. Nur eine gute, die Freiheit der Bewegung sichernde Gemeindeverfassung vermag den Gemeinsinn zu wecken, der in Zeiten ruhiger Entwicklung aller vorhandenen Kräfte, so wie in Zeiten der Bedrängniß dem Staate allein Schnellkraft für den Moment und nachhaltige Dauer für die Zukunft verleihen kann. Wenn der Staat sich entschließt und so Vieles, was er jetzt selbst besorgt, leitet, überwacht, vertrauensvoll in die Hände der Gemeinde legt, kann er die Zahl der administrirenden und beaufsichtigenden Beamten, und die Kosten der Administration, die jetzt wie ein schwerer Alp auf unserm Budget lasten, allmählig vermindern. Wir wissen, daß man von Seite der Bureaukratie den Einwand hören muß: „Es wäre alles recht schön, wenn nur die Gemeinden zu einer solchen Selbstständigkeit reif wären, wenn man ihnen nur die Besorgung ihrer Angelegenheiten mit Beruhigung anvertrauen könnte. Aber wie viele Mißgriffe sind geschehen, so lange das Gemeindegesetz vom Jahre 1849 in voller Wirksamkeit war!" wobei man denn nicht unterläßt, diese oder jene, wahre oder erfundene Anekdote zum Besten zu geben, um die Unbehilflichkeit der Gemeinden und ihrer Vorstehungen bei der Handhabung der Geschäfte in ein ergötzliches Licht zu stellen. Aber wer ist denn Schuld an diesen Mißgriffen, an dieser — oft nur angeblichen — Unbeholfenheit, als diejenigen, welche die Gemeinden immer am Gängelbande führen zu müssen vermeinen? welche sie zur Selbstständigkeit erziehen sollten, und sie statt dessen nur an das Führband gewöhnten. Der Junge, der niemals straucheln oder auf die Nase fallen soll, wird auch niemals fest, mit mannhaftem Fuße auftreten lernen.

Diese Klagen über Unmündigkeit, geschäftliche Ungeübtheit der Gemeinden werden sich bald auf ihr wahres Maß vermindern, wenn man nur die Forderung aufgibt, daß die Stube des Gemeindevorstehers eine ächte Kanzleistube mit Schriftenrepositorien von oben bis unten sein soll, daß da alles so formell richtig exhibirt, protokollirt, registrirt, concipirt und mundirt werden soll, wie im besteingerichteten Bureau. Nicht das Schreiben, das unmittelbare Handeln ist die Hauptaufgabe der Gemeindevorstehung. Es wäre dieß auch eine beher-

zigenswerthe Wahrheit für manche andere Kreise der Verwaltung; aber das heißt in unserer schreibseligen Zeit nur tauben Ohren predigen. Wenn überhaupt die Geschäfte je vereinfacht werden sollen, wenn die zahllosen Beamten je in die Lage versetzt werden sollen, wahrhaft mit Geist und Umsicht arbeiten zu können, anstatt von einem Wuste rein formeller, geisttödtender Schreibereien erdrückt zu werden, so muß vor Allem an die Stelle des bisherigen Allesbessermachenwollens von Seite der obern Behörden ein Geist humanen, ehrenden Vertrauens gesetzt werden. Geist und Charakter des Mannes müssen bürgen für seine Amtsführung, nicht die Ausfüllung der Rubriken im Geschäftsprotokolle; die Verantwortlichkeit muß sich zunächst nicht darauf beziehen, ob (nach der Amtssprache) ein Stück erlediget worden, sondern wie? Und bei dieser Untersuchung darf kein Geist pedantischer Rechthaberei walten, sondern vielmehr die Achtung vor dem Charakter, die Rücksicht auf Unbescholtenheit, Redlichkeit und auf jene Pflichttreue, welche ihren Lohn weniger in einem Belobungsdekrete sucht, als in dem Bewußtsein, mit redlichem Willen wahrhaft Gutes gewirkt oder wenigstens angestrebt zu haben. Ist es im wahren Interesse eines die volle Entwicklung aller seiner Kräfte anstrebenden Staates, die einzelnen Staatsbürger zur regsten Theilnahme an dem Gemeinwohle zu erziehen, so muß er mit der Gemeinde beginnen; dieser muß er Luft und Licht, eine vernünftige Selbstregierung gewähren. Nicht in den Wahlformen liegt die Bürgschaft für das Gedeihen der Gemeinde; dafür trägt z. B. das neue Gemeindegesetz eine überflüssige Sorge; sondern in dem Spielraume, welcher der Gemeinde für die Leitung und Besorgung ihrer Angelegenheiten gewährt wird; und hier scheint uns dieses Gesetz sehr enge Gränzen gezogen zu haben. Wer von der Aufgabe des Staates, seine Bürger zu selbstständigem Interesse an dem Gemeindewohle, zur höchsten Energie in Zeiten der Bedrängniß durch äußere oder innere Feinde zu erziehen, durchdrungen ist, der wird in diesem Gesetze kaum eine Annäherung an dieses Ziel zu erkennen vermögen.

In weiterem Kreise und in höherer Auffassung wird der Staat weiters für diese Aufgabe zu sorgen haben durch gute Provinzialverfassungen. Die näheren Grundsätze hierüber mit besonderer Rücksicht auf unser Heimathland zu entwickeln, müssen wir einem besondern Artikel vorbehalten, da die Länge des gegenwärtigen schon die Geduld unserer Leser zu ermüden droht. Nur Eines erlauben wir uns vorläufig zu bemerken: Wenn Provinzialverfassungen je in einem Staate als Bedürfniß anerkannt werden müssen, so ist dieß gewiß in dem reichgegliederten, die verschiedenartigsten Verhältnisse umschließenden Kaiserthume Oesterreich der Fall. Hierüber ist die öffentliche Meinung

des In- wie des Auslandes eine einstimmige. Aber diese Landesverfassungen dürfen eben deßhalb nicht nach einer und derselben administrativen Schablone zugeschnitten werden. Alle unsere staatlichen Verhältnisse haben sich auf dem Boden des historischen Rechtes gebildet und gefestiget; unser Staat steht, wie kein anderer, auf dem Boden des historischen Rechtes. Dieses mißkennen heißt die Grundlagen desselben erschüttern; und keine administrativen Zweckmäßigkeits-Maßregeln können die Stützen ersetzen, welche allein die Achtung vor dem historischen Rechte — dieser moralische Grundpfeiler jedes Staatsgebäudes — zu gewähren vermag. Diese moralische Garantie muß auch in den Provinzialverfassungen liegen; sie alle sind nicht von gestern, sondern sie bestanden seit Jahrhunderten; sie enthalten nicht bloß Pflichten, sondern auch Rechte. Das muß anerkannt werden; um so mehr in einer Zeit, wo eine wüste Recht- und Grundsatzlosigkeit alle Achtung vor internationalen Rechten mit Füßen zu treten droht. Oesterreich hat dafür auf den italienischen Feldern sein edelstes Blut verspritzt; es muß diesen Grundsatz auch im Innern anerkennen. Wir geben gerne zu, daß in den bestandenen Landesverfassungen Manches abgelebt und verrottet ist; aber man knüpfe nur an das bestandene Institut an, um die Stätigkeit des Rechtszustandes anzuerkennen und zu wahren, und wir sind überzeugt, daß sich die Vertreter den zeitgemäßen, den nothwendigen Reformen nicht verschließen werden; und es ist dann für das gesammte Staatsleben ein himmelweiter Unterschied, ob die neuen Rechtszustände aus freier Betheiligung und Zustimmung der Interessenten hervorgegangen, oder ob sie ihnen aufgenöthiget sind.

Was aber immer für heilsame Reformen, wie sie das kaiserliche Manifest verspricht, angestrebt werden, möge sich die Regierung dazu des Beiraths einsichtiger und unabhängiger Männer, die außerhalb der breitgetretenen Geleise stehen, bedienen; und möge sie nur nicht zu lange zögern. Denn die Luft am Staatshimmel Europas ist gewitterschwül; der Friede von Villa-Franka hat den Abgrund, an dem die völkerrechtlichen Verhältnisse Europas stehen, mehr aufgedeckt als ausgefüllt; es ist alles unsicher, weil unberechenbar geworden; denn unsere Zukunft ist nicht durch festes Recht gesichert, sondern sie ruht in den noch nicht ergründeten Entschlüssen Eines Mannes, der uns bisher wohl Proben der klügsten Berechnungen, aber nicht eines lautern, verläßlichen Willens gegeben hat. Möge die künftige Stunde Oesterreich nicht bloß bewaffnet, sondern auch im Innern auf den solidesten, unerschütterlichen Grundlagen, auf Recht und staatsbürgerlicher Entwicklung ruhend, treffen!

Schuler, Johannes,

Gesammelte Schriften von Johannes Schuler Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechts an der Universität zu Innsbruck Nebst einem kurzen Lebensabrisse des Verstorbenen. Hsg. von seinen Freunden. (Inhalt: Poetisches: Skolie. - Liebeswahnsinn. - Jakob Stainer. - Die Teufelsburg. Kritisches: Über die neueste schöne Literatur in Deutschland. - Rede zur

Innsbruck 1861